

Vera Moser
Barbara Rendtorff (Hrsg.)

8/2012

**Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung
in der Erziehungswissenschaft
Riskante Leben? Geschlechterordnungen
in der Reflexiven Moderne**

Verlag Barbara Budrich



Jahrbuch
Frauen- und Geschlechterforschung
in der Erziehungswissenschaft

herausgegeben von

Sabine Andresen

Rita Casale

Edgar Forster

Edith Glaser

Vera Moser

Annedore Prengel

Barbara Rendtorff

Beirat

Birgit Althans, Trier

Eva Borst, Mainz

Eva Breitenbach, Bochum

Bettina Dausien, Wien

Isabell Diehm, Bielefeld

Hannelore Faulstich-Wieland, Hamburg

Carola Iller, Heidelberg

Marita Kampshoff, Schwäbisch Gmünd

Margret Kraul, Göttingen

Andrea Liesner, Hamburg

Susanne Maurer, Marburg

Astrid Messerschmidt, Karlsruhe

Inga Pinhard, Frankfurt

Folge 8/2012

Vera Moser
Barbara Rendtorff (Hrsg.)

Riskante Leben? Geschlechterordnungen in der Reflexiven Moderne

Verlag Barbara Budrich
Opladen, Berlin & Toronto 2012

Vera Moser
Barbara Rendtorff (Hrsg.)

Riskante Leben? Geschlechterordnungen in der Reflexiven Moderne

Verlag Barbara Budrich
Opladen, Berlin & Toronto 2012

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution Non Commercial No Derivatives 3.0 Germany (CC BY-NC-ND 3.0 DE): <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz. Kommerzielle Nutzung und Veränderung nur mit Genehmigung des Verlags Barbara Budrich.
www.budrich.de



Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/86649468>).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-86649-468-8 (Paperback)
eISBN 978-3-86649-567-8 (PDF)
DOI 10.3224/86649468

Satz: Susanne Albrecht-Rosenkranz, Leverkusen
Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhalt

Einleitung

Vera Moser/Barbara Rendtorff

Riskante Leben? Geschlechterordnungen in der Reflexiven Moderne 9

Einführender Essay

Hildegard Maria Nickel

Individualisierung und Subjektivierung aus der Geschlechterperspektive:
Riskante Chancen 15

Hauptbeiträge

Christine Thon

Individualisierte Geschlechterordnungen? Feministische und hegemonie-
analytische Kritik eines modernisierungstheoretischen Konzepts 27

Barbara Pichler

Die flexible Frau und der gebrochene Mann. Geschlechterformationen
im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs 45

Michèle Amacker

„Und seit dann bin ich einfach daheim, Modell Hausmann.“ Prekäre
Konstellationen: Lebensführung von Haushalten in prekären Lebenslagen
zwischen Erwerbs- und Care-Arbeit“ 65

Aus der Forschung

Carola Iller/Jana Wienberg

Altern und Geschlecht – Gesundheit und Wohlbefinden im Alter in einer
geschlechterdifferenziellen Perspektive 83

Regina Heimann

Bildungsentscheidungen zwischen milieubedingtem Aufstiegswunsch
und geschlechtsbezogener Traditionalisierung 93

Sandra Glammeier

„Sonst eine ganz tough Frau“. Erwartete und verhinderte Selbstbestimmung von Frauen – Paradoxien im Kontext von Geschlechterkonstruktionen im Modernisierungsprozess	107
--	-----

Michael Ley

Geschlechterordnung als institutionelle Abwehr. Untersuchungen zur Einführung der Koedukation an einer katholischen Mädchenschule	117
---	-----

Marion Ott/Rhea Seehaus

„Es ist halt durchs Stillen, dadurch ergibt es sich einfach.“ Familiäre Arbeitsteilungsmuster und Naturalisierungseffekte von Stilldiskursen ...	131
--	-----

John Litau/Barbara Stauber

Riskante Identitätsarbeit? Zur Herstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit in jugendkulturellem Rauschtrinken	141
---	-----

Tagungsberichte

Anna Eggers

Bericht zur ersten Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association „Verletzbarkeiten. Geschlechterwissenschaftliche Perspektiven“	157
--	-----

Selma Haupt

Bericht zur Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE an der Universität Paderborn 2011	161
--	-----

Rezensionen

Selma Haupt

Rezension zu: Power: Die eindimensionale Frau	171
---	-----

Vera Moser

Rezension zu: Haker: Hauptsache gesund? Ethische Fragen der Pränatal- und Präimplantationsdiagnostik	174
--	-----

Edith Glaser

Rezension zu: Hoffmann: Weibliche Arbeitswelten in der Wissenschaft. Frauen an der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1890–1945	177
--	-----

Claudia Nikodem

Rezension zu: Rendtorff: Bildung der Geschlechter	181
---	-----

Sigrid Schmitz

Rezension zu: Fine: Delusions of Gender. The Real Science Behind Sex Differences	184
--	-----

Markus Gippert

Rezension zu: Mergl: Der Terror der Selbstverständlichkeit.

Widerstand und Utopien im Neo-Individualliberalismus 188

Sabine Toppe

Rezension zu: Dackweiler/Schäfer (Hrsg.): Wohlfahrtstaatlichkeit

und Geschlechterverhältnisse aus feministischer Perspektive 190

AutorInnenhinweise 197

Ankündigung 201

Riskante Leben? Geschlechterordnungen in der Reflexiven Moderne

Vera Moser/Barbara Rendtorff

Einleitung

Nach dem von Ulrich Beck geprägten Schlagwort von der „Risikogesellschaft“ wirken die von modernen westlichen Gesellschaften produzierten Risiken individualisierend und führen typischerweise dazu, dass die entstehenden Gefährdungslagen von den einzelnen Individuen, von jeder Person selbst getragen und bewältigt werden müssen, wobei die Risiken zunehmend als ‚globale Gefährdungen‘ erscheinen, die nicht sinnlich erfassbar sind sowie klassen- bzw. schichtunabhängig auftreten (Beck 1986). Doch ist die Beck-sche ‚Individualisierungsdiagnose‘ nicht unwidersprochen geblieben. Denn die öffentliche Debatte mit ihrer inflationären Darstellung einer allgemeinen und alle gleichermaßen betreffenden Zunahme von Gefährdungen lenkt ja auch von der Tatsache und den Bedingungen sozialer Ungleichheiten ab: Einerseits erzeugt die Vorstellung allgemeiner Bedrohung beständig neue Handlungsunsicherheiten, andererseits nivelliert das wachsende Gefühl, dass die Ungleichheit erzeugenden Umstände zwar in die eigene Verantwortung fallen, sich jedoch dem individuellen Zugriff entziehen und von der einzelnen Person nicht mehr beeinflussbar sind, tendenziell sowohl das Bewusstsein möglicher Ungerechtigkeit gesellschaftlicher Umstände wie auch von individuellen und gesellschaftlichen Verantwortlichkeiten.

Im gegenwärtigen Bildungsdiskurs wird die Verteilung sozialer, finanzieller und kultureller Risiken (vgl. Bildungsbericht 2010) vor allem in Bezug auf den sogenannten ‚Migrationshintergrund‘ erörtert, wobei sich ungünstige soziale Lage und Einwanderung ja häufig überschneiden – d.h. sie werden biographisiert und ethnisiert. Dabei steht meistens im Fokus der Betrachtung, welche Gruppen wieviel mehr (oder weniger) Zugang zu gesellschaftlichen Gütern erhalten. So wird von Seiten der empirischen Bildungsforschung etwa konstatiert, dass Kinder aus der Oberschicht bzw. den sogenannten bildungsnahen Schichten auch dann bessere Chancen auf höher qualifizierende Bildungswege erhalten, wenn man nur Kinder mit gleicher Fachleistung vergleicht, so dass also die Schulübergangsempfehlungen keineswegs nur anhand von Leistungsaspekten der begutachteten Kinder ausgesprochen werden (vgl. z.B. Baumert et al. 2003; Van Ackeren/Klemm 2011), und es werden die dabei auftretenden Effekte aus Einwanderung und dem sogenannten Migrationshintergrund diskutiert.

Aus der Perspektive der Geschlechterforschung muss die Fragerichtung jedoch entscheidend differenziert werden. Hier darf nicht nur das ‚mehr oder weniger‘ von Verteilungsprozessen im Vordergrund stehen, sondern die Frage, wer *was* erhält und nicht erhält, wer welche Rechte und Verpflichtungen übertragen bekommt, wer woran gemessen, wem was abverlangt, wer woran gehindert wird und welche Konsequenzen das hat – für die Einzelnen, ihre jeweilige geschlechtstypische Positionierung, für die Positionierung von Geschlechtsgruppen und für die Gesellschaft insgesamt. Auch wenn die kultursoziologischen Differenzierungen des Risikobegriffs hier Ansatzpunkte an die Hand geben, ist die geschlechtstypische Dimension sozialer Ungleichheiten doch viel zu wenig systematisch Bestandteil gesellschaftspolitischer Reflexion. Auch dies ließe sich am gegenwärtigen Bildungsdiskurs gut aufzeigen, in dem die besseren Schulabschlüsse von Mädchen meist lediglich quantitativ und ohne kontextualisierende Bezüge, etwa auf berufliche Entscheidungswege und Folgen für die Lebensgestaltung, betrachtet werden.

Eine geschlechterbezogene Betrachtung muss also die Fragestellung mindestens in zwei Richtungen öffnen, auf die Ausgestaltung der Geschlechterbeziehungen und auf die je unterschiedliche Wirkung der Veränderungen auf die Lebensumstände von Frauen und Männern bzw. männliche und weibliche Positionierungen in der Gesellschaft. Denn die sogenannte Freisetzung des Subjekts führt ja gerade nicht ‚wie von selbst‘ zur Auflösung von Geschlechterpolaritäten, möglicherweise aber zu Verschiebungen oder auch zu neuen Geschlechterpolaritäten, wie z.B. der Entstehung neuer weiblicher Berufe: So sind von den Studierenden, die in Deutschland das Studium der Veterinärmedizin aufnehmen, inzwischen knapp 90% weiblich (vgl. Lenz/Adler 2010: 170).

Gleichzeitig müssten die unterschiedlichen Wirkungen der ‚Freisetzung des Subjekts‘ auf männliche und weibliche Lebenslagen, Berufsfelder, Verantwortungsbereiche sorgfältig diskutiert werden. Spezifisch für die Reflexive Moderne ist ja gerade, dass ‚Verursacher‘ ungünstiger Lebensumstände nicht mehr erkennbar sind, die Strukturen der Verteilung dieser ungünstigen Umstände auf die Individuen verdeckt und tendenziell undurchschaubar werden. Damit wird auch die Geschlechterordnung, der ‚Geschlechtervertrag‘, schwerer durchschaubar. Hier schließen sich dann auch Fragen nach der Struktur pädagogischer Arbeitsfelder an, auch nach pädagogischen Maßnahmen oder familialen Arbeits- und Aufgabenteilungen.

Welche Geschlechterauffassung und welche Geschlechterverhältnisse, so lässt sich damit zusammenfassend fragen, bringt eine Individualisierungsgesellschaft hervor? Mit den Individualisierungsprozessen steigt offenbar auch der Bedarf an Orientierung – wie tragen Institutionen zur Konkretisierung und Stabilisierung dieser Geschlechterauffassungen bei? Entstehen hier neue Strukturen oder werden nur die überkommenen variiert, modifiziert und dadurch verdeckt und erneut abgesichert?

Mit diesen und ähnlichen Fragen befassen sich die Beiträge dieses Bandes. Zunächst erläutert *Hildegard Maria Nickel* in ihrem einleitenden Essay neue „Riskante Chancen“ auf dem Arbeitsmarkt, auf dem die Freisetzung des Individuums quasi geschlechtslos verhandelt wird und die Reproduktionsarbeit als individuelles Risiko in vergeschlechteten Subjektivierungsprozessen zu tragen ist. Die private Lebenswelt kann so nur noch individuell konstituiert und geschützt werden.

In ihrem Beitrag „Individualisierte Geschlechterordnungen? Feministische und hegemonieanalytische Kritik eines modernisierungstheoretischen Konzepts“ kritisiert *Christine Thon* die Becksche Individualisierungsdiagnose aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive. Sie argumentiert, dass dieser Ansatz als ein „hegemoniales Programm“ fungiert, das insbesondere im Diskurs über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf hinter seinen attraktiv wirkenden Versprechungen geschlechtsspezifische Verantwortlichkeiten tradiert und legitimiert.

Barbara Pichler untersucht in ihrem Beitrag „Die flexible Frau und der gebrochene Mann. Geschlechterformationen im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs“ aktuelle Diskussionen über das Altwerden. Sie bezieht sich dabei auf einige zentrale aktuell meinungsbildende Texte, arbeitet deren geschlechtstypische und -typisierende Darstellung heraus und diskutiert ihre Wirkung für den Alter(n)sdiskurs.

Der Beitrag „Prekäre Konstellationen: Lebensführung von Haushalten in prekären Lebenslagen zwischen Erwerbs- und Care-Arbeit“ von *Michèle Amacker* konzentriert sich auf die Frage, wie sich individuelle ‚Lebens-Risiken‘ in prekären Lebenslagen, die teils durch Erwerbsverläufe, teils durch die individuelle Haushaltsslage verursacht worden sind, geschlechtstypisch darstellen. Anhand von Fallbeispielen einer Schweizer Studie erörtert sie verschiedene Analysedimensionen und diskutiert die Frage, ob prekäre Lebensweisen auch die Chance für geschlechtsrollendifferenzierende Positionierungen beinhalten.

Die danach folgenden Beiträge beziehen sich jeweils auf aktuelle Forschungsprojekte: *Carola Iller* und *Jana Wienberg* zielen in ihrem Beitrag auf eine Aufklärung der Geschlechterunterschiede in der Lebensführung in der zweiten Lebenshälfte unter der Perspektive von Lebenszufriedenheit und Gesundheit. Dazu werden Daten der ‚Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE)‘ herangezogen.

Regina Heimann untersucht die Bedeutung sozialer Milieus für die Weiterbildungsentscheidungen von Frauen nach einer familienbedingten Unterbrechung der Erwerbstätigkeit am Beispiel des Studiengangs ‚FrauenStudien‘ an der Universität Bielefeld. Unter Bezugnahme auf Bourdieus Habituskonzept geht die Autorin hier insbesondere der Frage der Kapitalbildung nach.

Sandra Glammeier rekonstruiert das Handlungs- und Orientierungswissen von Frauen, die von psychischer, körperlicher und sexueller Gewalt be-

troffen sind, in Bezug auf ihr Selbstverständnis von Selbstbestimmung und Selbstverfügung auf der Basis von Gruppendiskussionen.

Im Beitrag von *Michael Ley* werden intendierte und nicht-intendierte Prozesse der Herstellung von Geschlechtsidentitäten am Beispiel eines sich für die Koedukation öffnenden katholischen Mädchengymnasiums herausgearbeitet.

Marion Ott und *Rhea Seehaus* untersuchen in ihrem Beitrag, wie sich die geschlechtsspezifische Zuordnung von Sorge- und Erwerbstätigkeit am Beispiel der Versorgung von Kleinkindern auswirkt. Dazu rekonstruieren die Autorinnen Diskurse über die Praxis des Stillens.

John Litau und *Barbara Stauber* befassen sich in ihrer Studie mit „jugendkulturellem Rauschtrinken“ und fragen dabei, inwieweit körperbezogene jugendkulturelle Praktiken auch zur Darstellung und Befestigung von Geschlechterpositionen beitragen.

Den Band beschließen Tagungsberichte und Rezensionen. Wir wünschen unseren LeserInnen eine anregende Lektüre!

Die Herausgeberinnen
(unter Mitarbeit von *Saskia Grubert*)

Literatur

- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2010): Bildungsbericht 2010.
http://www.bildungsbericht.de/daten2010/bb_2010.pdf [Zugriff: 05.01.2012]
 Baumert, Jürgen/Watermann, Rainer/Schümer, Gundel (2003): Disparitäten der Bildungsbeteiligung und des Kompetenzerwerbs: Ein institutionelles und individuelles Mediationsmodell. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 6, S. 46-71.
 Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
 Lenz, Karl/Adler, Marina (2010): Geschlechterverhältnisse. Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung Band 1. Weinheim: Juventa.
 Van Ackeren, Isabell & Klemm, Klaus (2011): Entstehung, Struktur und Steuerung des deutschen Schulsystems. Wiesbaden: Juventa.

Einführender Essay

Individualisierung und Subjektivierung aus der Geschlechterperspektive: Riskante Chancen

Hildegard Maria Nickel

Abstract

Frauen sind in einer paradoxen Situation. Einerseits verspricht die ‚nachholende‘ Arbeitsmarktindividualisierung Eigenständigkeit, Gleichstellung und Emanzipation. Andererseits sind Frauen gerade wegen ihrer prekären Integration in den Arbeitsmarkt einer riskanten Vulnerabilität ausgesetzt. Subjektivierung gefasst als ein doppelter Prozess, der marktlich/betrieblich hergestellte Anforderungen an die ‚ganze Person‘ der Arbeitssubjekte und des individuellen Sinnanspruchs an einen ‚eigensinnig‘ hergestellten Lebenszusammenhang enthält, aber auch neue Autonomiepotentiale, die als emanzipatorische und geschlechterpolitische Chance aufgegriffen und bearbeitet werden müssen.

Individualization and subjectivation from a gender perspective: chances and risks

There is, in fact, a paradox about women. Their growing presence in the world of paid labour is an indication of greater participation in society and of female individualization. At the same time, however, this broader participation in the world of employment, which is itself structurally precarious, exposes them to major hazards and social risks and hence to social vulnerability. Subjectivation – which means the transition from external supervision to self-supervision, self-organization and self-economization –, on the other hand, could be regarded as a basis for (self-)authorization. This empowerment of the subject is becoming a driving force in the democratization of gender.

1. Individualisierung und Arbeitsmarkt – ein prekärer Zusammenhang

In modernen, marktvermittelten Arbeitsgesellschaften ist – das mag man beklagen oder auch nicht – Erwerbsarbeit zum Zentrum gesellschaftlicher Teilhabe und persönlicher Identitätsbildung geworden. Leben sind riskant, wenn sie zu wenig oder zu stark mit Erwerbsarbeit verbunden sind. Das gilt für Männer wie für Frauen. Nicht zufällig stellt Ullrich Beck daher auch die Arbeitsmarktindividualisierung in den Mittelpunkt seiner Argumentation. Die ‚nachholende‘ Erwerbsintegration von Frauen ist – und das ist modernisierungstheoretisch bedeutsam – mit einem zentralen Systemversprechen der Marktwirtschaft verbunden: Sie verspricht Eigenständigkeit, Gleichstellung, Emanzipation. Empirisch zeigt sich allerdings seit längerem, dass das existenzsichernde und sozial abgesicherte Normalarbeitsverhältnis (NAV) einen Bedeutungsverlust hinnehmen musste bzw. einer ‚prekären Feminisierung‘ (Beck 1999) ausgesetzt war. Gleichfalls ist aber auch festzustellen, dass es in absoluten Zahlen einen recht stabilen Kern aufweist, der nach wie vor größtenteils aus männlichen Beschäftigten besteht (vgl. Bartelheimer 2011). Für den in den letzten Jahren realisierten Beschäftigungszuwachs, der hauptsächlich von Frauen getragen wurde, gilt Folgendes:

1. Der überwiegende Teil der neuen Beschäftigung wurde in Form ‚atypischer‘ und prekärer Beschäftigungsverhältnisse geschaffen. Davon wiederum besteht der größte Teil aus nicht existenzsichernden und sozial nicht abgesicherten, sog. geringfügiger Beschäftigung (Minijobs) sowie aus sonstigen unsicheren Beschäftigungsverhältnissen (z.B. Leiharbeit oder Befristung).
2. Vor allem Frauen wurden in geringfügige Beschäftigungsverhältnisse rekrutiert. Dabei handelt es sich überwiegend um verheiratete Frauen mit betreuungsbedürftigen Kindern oder Angehörigen. Aufgrund ihrer geringfügigen Beschäftigung verfügen sie lediglich über einen nicht existenzsichernden Zuverdienst, der entweder über Transferleistungen des Staates oder ein männliches Familieneinkommen aufgestockt wird, sowie mit abgeleiteten, unsicheren Sozialversicherungsansprüchen verbunden ist.
3. Bemerkenswert an der Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit in Deutschland ist auch die Tatsache, dass die Erhöhung der Zahl und des Anteils erwerbstätiger Frauen nicht mit einer Ausweitung des von Frauen geleisteten gesamtgesellschaftlichen Arbeitsvolumens einhergegangen ist. Frauen teilen sich unter sich ein gegebenes Volumen an bezahlten Arbeitsstunden. Das führt zu einer starken Fragmentierung von weiblichen Beschäftigungsverhältnissen und zu einer neuen sozialen Polarisierung in der Gruppe der Frauen.

Ein Automatismus von zunehmender weiblicher Beschäftigung und positiv zu apostrophierender Individualisierung ist allein angesichts dieser Fakten kaum zu erwarten.

2. Arbeit und Geschlecht in der Transformation

Der für das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts zu konstatierende tiefgreifende und komplexe Wandel von Erwerbsarbeit ist vielfach analysiert und beschrieben worden. Dabei ist der ‚Abschied vom Industrialismus‘ (Baethge 2001), die Relevanz der Dienstleistungsökonomie für das Genderregime (Young 1998), die sich ausdifferenzierende Erwerbsarbeit von Frauen (Lohr/Nickel 2005; Nickel 2007) wie auch die Entgrenzung von Arbeit beleuchtet worden. Das flexible und individualisierte Arbeitsmanagement tritt zunehmend an die Stelle einer auf stabiler, männlicher Beschäftigung beruhenden geschlechtshierarchischen kollektiven Organisation des Zusammenhangs von Erwerbsarbeit und Reproduktion. Mit Eva Illouz kann man diese Entgrenzung als einen doppelten Prozess betrachten, und zwar als Emotionalisierung des Ökonomischen und Instrumentellen in der Arbeitswelt wie als Rationalisierung bzw. Versachlichung des Privaten:

„Der emotionale Kapitalismus ist eine Kultur, in der sich emotionale und ökonomische Diskurse und Praktiken gegenseitig formen, um so jene breite Bewegung hervorzubringen, die Affekte einerseits zu einem wesentlichen Bestandteil ökonomischen Verhaltens macht, andererseits aber auch das emotionale Leben [...] der Logik ökonomischer Beziehungen und Austauschprozesse unterwirft.“ (Illouz 2006: 13)

Während die emotionale Kultur des Fordismus Frauen und Männer durch die Trennung des Privaten vom Öffentlichen separierte, verschiebt und zersetzt der Postfordismus diese Grenze, indem „das emotionale Leben für den Arbeitsplatz zentral wurde“ (ebd.: 30). Das hat Konsequenzen für das Genderregime. Der Kapitalismus schuf Netzwerke der Interdependenz und konnte so Emotionen in den Kernbereich seiner Transaktionen ziehen. Damit „bewirkte er auch eine Entstrukturierung genau der Geschlechteridentitäten, die er selbst zunächst herbeigeführt hatte“ (ebd.: 40f.). Das kulturelle Repertoire des Marktes formt, so Illouz, zwischenmenschliche und emotionale Beziehungen, während gleichzeitig die Subjekte als ‚ganze Person‘ samt ihrer privaten Beziehungen ins Zentrum des Ökonomischen rücken. In diesem Sinne wird das männlich konstruierte ökonomische Selbst emotionaler, die weiblich konnotierten Emotionen und Sozialbeziehungen werden instrumenteller. Die hier angedeuteten Veränderungen führen zu neuen Formen und Ambivalenzen marktlicher Beherrschung und individueller Selbstbeherrschung von Subjektivierung und Individualisierung.

3. Subjektivierung und Individualisierung – der Eigensinn der Subjekte

Die Frage nach der Handlungs- und Kritikfähigkeit des Subjektes wird angesichts der ‚Durchkapitalisierung der Welt‘ unterschiedlich gestellt und beantwortet. Gehen die einen von der gouvernementalen Unterwerfung des Subjektes (und seiner Gefühle) unter das globalisierte Kapital und von seiner restlosen Vereinnahmung aus, betonen die anderen die emanzipatorische Dimension von Subjektivierung und unterstreichen den latenten Autonomieaspekt, auf die die Begriffe des ‚Selbst‘ ebenfalls verweisen.

Im Rahmen eigener Untersuchungen (vgl. dazu ausführlicher Nickel/Hüning/Frey 2008) haben wir uns auf eine Perspektive verständigt, die den praktischen Lebensprozess der Individuen zum Ausgangspunkt von Subjektivierung und Individualisierung nimmt und die den Subjekten einen eigenen, auf die Komplexität ihrer Lebensverhältnisse bezogenen (Eigen-)Sinn zubilligt. Indem Individuen ihren Arbeits- und Lebenszusammenhang praktisch organisieren, entäußern sie eigensinnige ‚Subjektpotentiale‘ (Knapp 1987).

Der Begriff Subjektivierung – wie er von mir verwendet wird – ist zwar zunächst arbeitssoziologisch begründet und beschreibt „eine Intensivierung von ‚individuellen‘, d.h. Subjektivität involvierenden Wechselverhältnissen zwischen Person und Betrieb bzw. betrieblich organisierten Arbeitsprozessen“ (Kleemann et al. 2002: 57). Das beinhaltet zweierlei: zum einen eine betrieblich/marktlich hergestellte Form der Subjektivierung (als neue Strategie der Rationalisierung und daraus resultierenden Anforderungen an die (Arbeits-)Subjekte), zum anderen eine subjektinduzierte Form der Subjektivierung (als Sinnanspruch und Erwartung der Person an ihre Arbeit und ihren alltäglichen Lebenszusammenhang). Und gerade darin weist er über eine arbeitssoziologische Verengung hinaus.

Subjektivierung nicht nur als diskursiv hergestellte Herrschaftsform, sondern in der Dimension des ‚Eigensinns‘ zu begreifen, bedeutet auch ernst zu nehmen, dass handelnde und wissende, reflexive Subjekte am Werke sind; Personen, die einen eigenen lebenspraktischen Anspruch auf Kontrolle ihrer Reproduktionsbedingungen und auf die Gestaltung ihrer persönlichen Verhältnisse haben und leben. Mehr noch, Subjektivität und Individualität bilden sich überhaupt erst in der praktischen alltäglichen Lebensführung der Subjekte. Damit kommen nicht nur die lebensweltlichen Existenzbedingungen, Werte und Reproduktionsverhältnisse als Ausgangspunkte der Subjektivierung systematisch in den Blick, sondern auch das, was der nachwachsenden Generation im Lebensalltag praktisch vermittelt wird.

Wenn man die Rolle der Subjekte, der ‚ganzen Person‘ sowie Wandel und Relevanz von Emotionalität im modernen Kapitalismus verstehen will,

muss man die gewaltigen Veränderungen im Alltagsleben der Individuen zur Kenntnis nehmen, vor allem jene, die sich an der Schnittstelle von ‚Arbeit und Leben‘ zeigen.

„Emotionen sind [...] weit davon entfernt, präsozial oder präkulturell zu sein; in ihnen sind vielmehr kulturelle Bedingungen und soziale Beziehungen in enger, unauflöslicher Verbindung, und gerade deren Verflechtung ist es, die ihnen das Vermögen verleiht, Handlungen energetisch aufzuladen. Emotionen besitzen diese ‚Energie‘ aufgrund der Tatsache, dass sie stets das Selbst und seine Beziehung zu kulturell situierten anderen betreffen.“ (Illouz 2006: 9)

Da Gefühle ein Bindeglied zwischen Struktur und Handeln sind und anzeigen, „in und mittels welchen sozialen Beziehungen das Selbst lebt“ (Illouz 2009: 26), stellen sie auch eine Verknüpfung zu jener Differenz dar, „die die fundamentalste ist und fast alle Gesellschaften prägt – die zwischen Männern und Frauen“ (Illouz 2006: 11). Der Geschlechtergegensatz des Industriekapitalismus basiert auch auf einer spezifischen emotionalen Arbeitsteilung. Die Krise des Fordismus zeigt sich unter anderem darin, dass diese emotionale Arbeitsteilung der Geschlechter nicht mehr in der Weise wie bisher automatisch funktioniert.

4. (Radikalisierte) Vermarktlichung und vergeschlechtliche Subjektivierung

Die Krise des Fordismus findet ihren „ökonomischen Ausdruck in der zunehmenden Unterordnung der Produktions- unter die Marktökonomie“ (Sauer 2005: 118). Parallel zur Herausbildung des Finanzmarktkapitalismus haben sich in der betrieblichen Organisation der Wertschöpfungs- und Verwertungsprozesse seit Beginn bzw. Mitte der 1990er Jahre gravierende Veränderungen ergeben. Seither haben wir es mit neuen Formen einer flexiblen Restrukturierung von Produktion und Arbeitsteilung in den Unternehmen wie auch in den überbetrieblichen Zusammenhängen (Netzwerkstruktur) zu tun.

Die hierarchisch strukturierte Arbeitsorganisation der fordistisch-tayloristischen Betriebsweise wurde geöffnet und dies setzte subjektive Entwicklungspotentiale frei. Die Arbeitsorganisation änderte sich damit erheblich. Die Flexibilisierung und Prekarisierung der gesellschaftlichen Arbeit schlägt sich nun im Zugriff auf die ganze Person und in einer erhöhten sozialen Unsicherheit wie individuellen Verletzlichkeit nieder. Zugleich stehen diese Veränderungen aber auch für ein zunehmend selbst zu verantwortendes Arbeitskraftunternehmertum und erweiterte Spielräume von Individualitätsentwicklung.

War schon mit dem Einsatz von ‚Human-Relations-Programmen‘ in den Zeiten fordistischer Produktion eine Suche nach Subjektentwicklung, nach erweiterter Freisetzung subjektiver Produktionspotentiale zur Vereinbarung

von Rationalisierung und Humanisierung eingeleitet worden (Kern/Schumann 1984), so zielen die heutigen Formen betrieblicher Subjektivierung auf die von den Subjekten zu leistende „Selbst-Objektivierung des Arbeitshandelns“ (Böhle 2003: 35) und stellen eine neue Qualität des Zugriffs auf die Steuerungs- und Flexibilitätspotentiale der Ressource Arbeitskraft dar. Der veränderte Zugriff auf die Leistungspotenziale des Arbeitsvermögens bleibt nicht auf die Verausgabung der Arbeitskraft im Unternehmen beschränkt, sondern greift auf andere Lebensbereiche, wie die Familie, den Freundeskreis, die Freizeitbeziehungen, die Liebesverhältnisse usw., über. Das traditionelle fordistische Geschlechterregime kommt damit in Bewegung. Es verändert sich, ohne dass es bereits eine klar zu definierende neue Form gefunden hätte. Zwei Achsen der Veränderung sind hier besonders bedeutsam: erstens, die gleichzeitige Erodierung wie Intensivierung von Geschlecht (als Strukturkategorie); zweitens, der gleichzeitige Formwandel von Erwerbsarbeit und privater Lebenswelt.

Es ist eine alte These der Frauen- und Geschlechterforschung, dass die strukturelle Verknüpfung von gesellschaftlicher Produktions- und Reproduktionsweise die jeweilige Geschlechterordnung formt (Beer 1990; Becker-Schmidt/Knapp 1995). Für den Fordismus (Baethge 2001) war das Geschlecht zentraler Modus der Zuständigmachung, entweder für die Erwerbsarbeit (male breadwinner) oder die Familie (female carer). Mit der Krise des Fordismus wird auch in der Bundesrepublik Deutschland ‚Geschlecht‘ als organisierendes Prinzip der (Sozial- und Arbeits-)Politik tendenziell obsolet, präziser – Geschlecht wird politisch neutralisiert bzw. de-thematisiert. Das eröffnet einerseits neue, z.T. durchaus auch geschlechterdemokratische Perspektiven, aber andererseits wird damit die systematische Ungerechtigkeit im Geschlechterverhältnis verschleiert. Frauen können sich kaum noch auf ihre Schlechterstellung berufen und daraus Ansprüche an den Staat, den Arbeitgeber oder an ‚die‘ Männer hinsichtlich eines Ressourcenausgleiches und ihrer sozialen Sicherheit stellen.

Der aus der systematischen Gleichgültigkeit kapitalistischer Verwertung gegenüber ihren ‚natürlichen‘ Voraussetzungen (Kratzer/Sauer 2007) resultierende geschlechtsunspezifische – besser: an einem männlich konstruierten Arbeitssubjekt orientierte – Individualismus in der Arbeitswelt findet keine Entsprechung in der Reproduktionssphäre bzw. in der Organisation fürsorglicher Praxis (Care), die immer noch überwiegend geschlechtskonnotiert und geschlechtsspezifisch verteilt ist.

Der Staat delegiert nun einestails immer mehr Fürsorgepflichten in die individuelle private Sphäre (Saraceno 2008); anderenteils findet durch die zunehmende Kommodifizierung/Warenförmigkeit von Sorgearbeit auch eine Verschiebung der Fürsorgepflichten aus dem öffentlichen in den marktlich-privaten Sektor statt (Nickel 2008; Theobald 2008; Senghaas-Knobloch 2008). In der Arbeitswelt führt das nicht nur zur Reproduktion ‚alter‘ Tren-

nungslinien zwischen Männern und Frauen, sondern entlang dieser Kommodifizierungs- bzw. Privatisierungslinie fragmentiert sich auf besondere Weise die soziale Gruppe der Frauen. Während ein Teil der Frauen dauerhaft in die Zone der Prekarität, d.h. an den Rand der über Erwerbsarbeit vermittelten Teilhabegesellschaft, gedrängt ist, definiert sich ein wachsender Teil von Frauen – hoch qualifiziert und karriereorientiert – in Abgrenzung zu traditionellen Zuschreibungen auch zunehmend über das Muster der zunächst Männern vorbehaltenen Arbeitsmarktindividualisierung d.h. primär über Erwerbskarrieren. Ist dieses Muster bei Männern zumeist allerdings noch immer ‚familiengetragen oder -gestützt‘, so ist es bei Frauen ‚familiengebrochen‘ (Krüger 1995) bzw. bedeutet oft den Verzicht auf Familie (Kleinert et al. 2007) oder es delegiert Sorgearbeit im Rahmen weiblicher Zuständigkeit an sozial schlechter gestellte (migrantische) Frauen (Lutz 2007).

5. Individualisierung und Eigensinn?

Die Risiken des Marktes werden – ohne Rücksicht auf individuelle Reproduktionsinteressen – verstärkt an (sozial männlich konstruierte, androzentrische) Arbeitssubjekte weitergegeben (vgl. Lohr/Nickel 2005). Ihnen wird zunehmend zugemutet, durch uneingeschränkte zeitliche Verfügbarkeit, durch private Unterstützungsnetzwerke und durch Ökonomisierung der privaten Lebensführung die marktradikalisierten betrieblichen Anforderungen und Risiken aufzufangen. In dieser ‚Kultur der Subjektivierung‘ wird ‚weibliches Arbeitsvermögen‘ (soziale Kompetenz, Teamfähigkeit, emotionale Intelligenz etc.) nicht nur aber vor allem von weiblichen Beschäftigten als Humanressource betrieblicher Wertschöpfung gefordert. Das hat die Erwerbs- und Karrierechancen eines Teils von Frauen verbessert. Die Kehrseite dieser Entwicklungen ist, dass die private Lebenswelt zunehmend „durch die Person und in der Person selbst konstituiert und gegen ‚fremde‘ Einflüsse geschützt“ werden muss (Jürgens/Voß 2007; vgl. auch Jürgens 2008). Insgesamt verändert sich vor diesem Hintergrund das Genderregime, ohne dass es dabei allerdings automatisch zu einer Gleichstellung der Geschlechter kommt. Vielmehr führt der neue ‚Geschlechterpluralismus‘ (Lenz 2007) zu komplexeren, vielschichtigeren und komplizierteren sozialen Lagen von Frauen und Männern.

Markt und neoliberale Politik ignorieren, dass Arbeitskräfte fürsorgende Menschen sind, die ein Leben jenseits von Erwerbsarbeit haben, und reproduzieren damit jene Ungleichheiten, die mit der geschlechtlichen Zuschreibung von (Sorge)Arbeit zusammenhängen. Die ‚Personalpolitik für Wertschöpfungsstarke‘ (Wetterer 2002) wird, wie empirische Analysen zeigen, vor allem den Individualisierungsbedürfnissen jener Frauen gerecht, die an ihrer Kompetenz gemessen werden wollen und nicht an ihrem Geschlecht.

Und zunehmend ist es eine Frage von Selbstvertretung, Selbstmanagement und individueller Durchsetzungsfähigkeit, ob Frauen (und Männer) betriebliches Entgegenkommen für die von ihnen zu leistenden Verpflichtungsbilanzen einfordern wollen und können. Die Unternehmen halten in der Regel keine verlässlichen Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, geschweige denn dem ‚sonstigen‘ Leben vor, sondern machen das zu einer Frage von Aushandlung. Einzelne Frauen (und Männer) in bestimmten Positionen und mit wertschöpfungsrelevanten Qualifikationen gelingt es, individuelle Vereinbarkeitsarrangements zu verhandeln. Viele aber sind, wenn sie ihren Job behalten, gar Karriere machen wollen, gedrängt, private Lösungen für ihr Vereinbarkeitsproblem zu finden, besser noch, es gar nicht erst aufkommen zu lassen.

Diese Entwicklungen haben allerdings auch eine andere Seite: Wenn die Subjektpotentiale der Beschäftigten zunehmend zur Produktivitätsressource werden, liegt darin eine Chance. Subjektivierung ist nicht einfach Funktion und Vollzug von marktradikalisierten Ansprüchen, sondern Subjektpotentiale entstehen, das sei nochmals betont, indem Individuen eigensinnig ihren Arbeits- und Lebenszusammenhang organisieren.

Hier muss geschlechterpolitisch wieder deutlicher angesetzt werden. Nachdem der Neoliberalismus die besten Ideen des Feminismus vereinnahmt und desavuiert hat, so Nancy Fraser, eröffne seine Krise nun die Chance, diese Ideen ‚zurückzuerobern‘. „Wenn wir die Chance nutzen, könnte es gelingen, die Struktur der bevorstehenden großen Transformation in Richtung Gerechtigkeit zu verändern – und dies nicht allein im Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit“ (Fraser 2009: 57). Das setzt nicht nur eigensinnige Subjekte und reflexive, zur kollektiven Partizipation fähige Individuen voraus, sondern ist eine gewaltige Herausforderung an den Feminismus, und zwar sowohl in theoretischer wie praktischer Hinsicht. Ob die in die Modernisierungstheorie(n) verankerten Individualisierungstheoreme diesen Anforderungen gewachsen sind, kann durchaus bezweifelt werden.

Literatur

- Baethge, Martin (2001): Abschied vom Industrialismus: Konturen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung der Arbeit. In: Baethge, M./Wilkens, I. (Hrsg.): Die große Hoffnung für das 21. Jahrhundert: Perspektiven und Strategien für die Entwicklung der Dienstleistungsbeschäftigung. Opladen, S. 23-44.
- Bartelheimer, Peter (2011): Unsichere Erwerbsbeteiligung und Prekarität. In: WSI-Mitteilungen, 8, S. 386-393.
- Beck, Ulrich (1999): Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft. Frankfurt a.M.: Campus.

- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/New York: Campus.
- Beer, Ursula (1990): Geschlecht, Struktur, Geschichte: soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt/New York: Campus.
- Böhle, Fritz (2003): Vom Objekt zum gespaltenen Subjekt. In: Moldaschl, M./Voß, G. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit. München: Mering, S. 115-147.
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 8, S. 43-57.
- Illouz, Eva (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2009): Die Errettung der modernen Seele. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jürgens, Kerstin (2008): Reproduktion als Praxis. Zum Vermittlungszusammenhang von Arbeits- und Lebenskraft. In: Care – Black Box der Arbeitspolitik, Berliner Journal für Soziologie, 2(18), S. 193-220.
- Jürgens, Kerstin/Voß, G. Günter (2007): Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 34, S. 3-9.
- Kern, Horst/Schumann, Michael (1984): Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion. München: C.H. Beck.
- Kleemann, Frank/Matuschek, Ingo/Voß, Günter (2002): Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der soziologischen Diskussion. In: Moldaschl, M./Voß, G. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit. München: Mering, S. 53-100.
- Kleinert, Corinna/Kohaut, Susanne/Brader, Doris/Lewerenz, Julia (2007): Frauen an der Spitze, Arbeitsbedingungen und Lebenslagen weiblicher Führungskräfte. Frankfurt a.M.: Campus.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1987): Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Beer, U. (Hrsg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ, S. 236-273.
- Kratzer, Nick/Sauer, Dieter (2007): Entgrenzte Arbeit – gefährdete Reproduktion. Genderfragen in der Arbeitsforschung, In: Aulenbacher, B./Funder, M./Jacobsen, H./Völker, S. (Hrsg.): Arbeit und Gesellschaft im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden, S. 27-44.
- Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, R./Knapp, G.-A. (Hrsg.) (1995): S. 195-219.
- Lenz, Ilse (2007): Machtmenschen, Marginalisierte, Schattenmenschen und Gleichheit. In: Widerspruch, 52, S. 31-44.
- Lohr, Karin/Nickel, Hildegard Maria (2005): Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. In: Lohr, K./Nickel, H. M. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 207-239.
- Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Nickel, Hildegard Maria (2007): Tertiärisierung, (Markt)Individualisierung, soziale Polarisierung – neue Konfliktlagen im Geschlechterverhältnis? In: Aulenbacher, B./Funder, M./Jacobsen, H./Völker, S. (Hrsg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 27-44.
- Nickel, Hildegard Maria (2008): Editorial. In: Care – Black Box der Arbeitspolitik, Berliner Journal für Soziologie, 2(18), S. 185-191.

- Nickel, Hildegard Maria/Hüning, Hasko/Frey, Michael (2008): Subjektivierung, Verunsicherung, Eigensinn. Auf der Suche nach Gestaltungspotenzialen für eine neue Arbeits- und Geschlechterpolitik. Berlin: edition sigma.
- Saraceno, Chiara (2008): „Care“ leisten und „Care“ erhalten zwischen Individualisierung und Refamilialisierung. In: Berliner Journal für Soziologie, 2(18), S. 244-256.
- Sauer, Dieter (2005): Arbeit im Übergang. Zeitdiagnosen. Hamburg: VSA.
- Senghaas-Knobloch, Eva (2008): Wohin driftet die Arbeitswelt? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Theobald, Hildegard (2008): Care-Politiken, Care-Arbeitsmarkt und Ungleichheit: Schweden, Deutschland und Italien im Vergleich. In: Care – Black Box der Arbeitspolitik, Berliner Journal für Soziologie, 2(18), S. 257-281.
- Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. Konstanz oder Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender Mainstreaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen. In: Netzwerk-Journal, 14, S. 24-38.
- Young, Brigitte (1998): Genderregime und Staat in der globalen Netzwerkökonomie. In: Prokla 111, 2, S. 175-198.

Hauptbeiträge

Individualisierte Geschlechterordnungen? Feministische und hegemonieanalytische Kritik eines modernisierungstheoretischen Konzepts

Christine Thon

Abstract

Die modernisierungstheoretische Diagnose einer Individualisierung von Geschlechterordnungen wurde in der feministischen Forschung kontrovers diskutiert. Die Kritik kann aus einer hegemonietheoretischen Perspektive aufgegriffen werden: Individualisierung lässt sich als ein hegemoniales Subjektivierungsprogramm analysieren, das die Reproduktion integraler Bestandteile traditioneller Geschlechterordnungen impliziert.

Individualization of gender orders in late modernity? A critical analysis from the perspective of feminist and hegemony theory

The individualization of gender orders is a popular assumption in the context of modernization theories. Among feminist researchers the concept is rather contested. Their critical objections can be taken up from the perspective of hegemony theory: Individualization can be analyzed as a hegemonic programme of subjectification that implies the reproduction of integral parts of traditional gender orders.

1. Einleitung

„Individualisierung“ ist ein Begriff, der eng mit Diagnosen der Modernisierung verknüpft ist und in dessen Alltagsverständnis die Freisetzung von Individuen stark im Vordergrund steht. Insbesondere eine zunehmende Durchlässigkeit von Geschlechtergrenzen wird immer wieder als Paradebeispiel für derartige Entwicklungen herangezogen. Die Diskussion der Individualisierungsdiagnose in der Geschlechterforschung verweist dagegen seit Langem auf die Ambivalenz von Chancen und Risiken von Individualisierungsprozes-

sen im Geschlechterverhältnis. Verschiedene Perspektiven der feministischen Forschung sollen im Folgenden zunächst nachvollzogen werden, und zwar anhand von Untersuchungen zu biographischen Übergängen im jungen Erwachsenenalter, in denen die Problematik der gleichzeitigen Transformation und Reproduktion von Geschlechterverhältnissen unter Individualisierungsbedingungen besonders deutlich wird (1). Dies soll jedoch um eine weitere kritische Perspektive ergänzt werden: Der Rekurs auf Individualisierung verdeckt nicht nur die an vielen Stellen kaum gebrochene Wirksamkeit traditioneller Geschlechterhierarchien, sondern auch Individualisierung als solche kann als ein hegemoniales Programm gelesen werden, das bestimmte Geschlechterarrangements konserviert. Dies zeigt sich insbesondere an aktuellen Diskursen über junge Frauen als Protagonistinnen des Wandels im Geschlechterverhältnis, in denen im Kontext der ‚Vereinbarkeit von Familie und Beruf‘ dennoch die traditionellen Verantwortlichkeiten zugeschrieben und legitimiert werden (2). Die immer ‚unvollständig‘ bleibende Individualisierung derer, denen diese Verantwortlichkeiten zufallen, stellt jedoch einen Angriffspunkt für die Infragestellung der hegemonialen Verhältnisse dar (3).

2. Individualisierungsdiagnosen in der Geschlechterforschung

In seiner klassischen Formulierung beschreibt Ulrich Beck Individualisierung als „Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge“ (Beck 1986: 206). Ganz explizit ist in diesem Zusammenhang auch von der „Freisetzung des Individuums aus sozialen Klassenbindungen und aus Geschlechterlagen von Frauen und Männern“ (ebd.: 116) die Rede. Obwohl Beck auch immer wieder auf die Ambivalenz von Individualisierungsprozessen und die damit verbundene „Individualisierung von sozialer Ungleichheit“ (ebd.: 113) hingewiesen hat, verwundert es daher nicht, dass in vielen Interpretationen die Hoffnung auf Chancen der Biographiegestaltung jenseits von Geschlechtergrenzen und eine egalisierende Wirkung von Individualisierungsprozessen vorherrschte.

Aus feministischer Perspektive wurde dies schnell in Frage gestellt. So kritisiert etwa Ursula Beer (1992), dass Beck die Problematik der Organisation einer Marktgesellschaft, die die unentgeltliche Erbringung von Versorgungsleistungen durch Frauen voraussetzt, zwar markiert, aber keine Perspektiven der Umverteilung von Reproduktionsarbeit zwischen Männern und Frauen aufmacht (vgl. ebd.: 103), die die Grundlage für eine tatsächliche Überwindung traditioneller Geschlechterhierarchien wäre.

2.1 Das junge Erwachsenenalter im Fokus der empirischen Geschlechterforschung

Für die empirische Geschlechterforschung gaben Theorien der Modernisierung und Individualisierung jedoch einen inspirierenden Rahmen ab. Das gilt insbesondere für Forschungen über Geschlechterkonstruktionen von Frauen im jungen Erwachsenenalter, bei denen immer wieder Anzeichen für Veränderung und Erklärungen für die erstaunliche Persistenz von schon überwundenem Geglaubtem gesucht werden. Das junge Erwachsenenalter als eine Lebensphase, in der sich entscheidende Transformations- und Reproduktionsprozesse von Geschlechterordnungen vollziehen, wurde durch das Konzept der Institutionalisierung des Lebenslaufs (Kohli 1985) theoretisch modellierbar. Kohli begreift „Individualisierung nicht einfach [...] als Rückgang gesellschaftlicher Steuerung [...], sondern als Substitution eines Vergesellschaftungsmodus durch einen neuen, der am Individuum ansetzt“ (Kohli 1988: 35). Diese neue Form der Vergesellschaftung erfolgt maßgeblich über den Lebenslauf als ein verzeitlichtes Regelsystem, das anstelle einer überdauernden Positionierung durch soziale Zugehörigkeiten gesellschaftliche Ordnung garantiert (vgl. ebd.: 37). Dass der ‚Normallebenslauf‘ Destandardisierungen und erneuten Standardisierungen unterworfen ist, ändert nichts daran, dass er selbst die maßgebliche Institution ist, die für die soziale Positionierung der Einzelnen sorgt, indem er eine Abfolge von verschiedenen aufeinanderfolgenden, mehr oder weniger normierten Lebensphasen und Übergängen zwischen diesen Lebensphasen organisiert.¹

Vor diesem Hintergrund kann das junge Erwachsenenalter als eine Phase in den Blick genommen werden, die in besonderem Maße durch die Einmündung in das Erwerbssystem und die Familiengründung geprägt ist – und damit durch Übergänge in Systeme, deren institutionelle Rahmungen einerseits als tiefgreifenden Modernisierungsprozessen unterworfen gelten, in denen sich aber zugleich traditionelle Geschlechterordnungen, insbesondere geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen, im Kern konservieren. Forschungen zum jungen Erwachsenenalter versprechen damit Aufschluss darüber, wie hier im Spannungsfeld von institutionellen Vorgaben und individueller Lebensplanung entscheidende Weichenstellungen für Reproduktion oder Transformation von Geschlechterordnungen zustande kommen (vgl. Lemmermöhle 2006: 35ff.).

1 Zur feministischen Kritik an Kohli vgl. Dausien (1996: 25f.).

2.2 Individualisierte junge Frauen als Protagonistinnen des Wandels

Im Sinne der These der Institutionalisierung des Lebenslaufs kann das junge Erwachsenenalter dabei als ein Produkt von gesellschaftlicher Modernisierung gesehen werden, aber auch als eine Voraussetzung für weitere Individualisierungsprozesse. So beobachten Birgit Geissler und Mechthild Oechsle in ihrer Studie zur „Lebensplanung junger Frauen“ von 1996, dass das junge Erwachsenenalter insbesondere für junge Frauen durch die „Verselbständigung durch den Beruf“ und „das Hinausschieben der Ehe und Familiengründung“ zu einem „Moratorium“ wird, das neue Chancen etwa des Experimentierens mit Lebensformen bietet (Geissler/Oechsle 1996: 81). Gleichzeitig gehen die Autorinnen von einer durch Modernisierungsprozesse entstandenen Notwendigkeit und Chance einer aktiven Lebensplanung aus, insbesondere hinsichtlich der Relationierung zwischen Beruf und Familie (vgl. ebd.: 36f.). In ihrer empirischen Rekonstruktion verschiedener Lebensplanungstypen identifizieren die Autorinnen unter anderem einen Typus der „individualisierten Lebensplanung“, der für sie „wesentliche Tendenzen des sozialen Wandels“ (ebd.: 236) repräsentiert: Seine Kennzeichen sind Eigenverantwortung, Selbstbestimmung und Reflexivität, die sich gerade auch auf die Vorstellungen und aktive Gestaltung von Paarbeziehungen und Familienleben beziehen (vgl. ebd.: 233ff.). Insofern dieser Lebensplanungstyp etwa geteilte Elternschaft oder die Verbindung zweier Berufskarrieren in einer Partnerschaft beinhalten kann, steht er für ein „neues Verhältnis von Arbeit und Leben“ (ebd.: 233) jenseits traditioneller Geschlechterarrangements. Mit Individualisierung ist hier also deutlich die Hoffnung auf Wandel verknüpft, durch die können junge Frauen zu „*Vorreiterinnen des Modernisierungsprozesses*“ (ebd.: 300; Herv.i.O.) werden.

Während Geissler und Oechsle von Partnerschaft bzw. Familie und Beruf als Strukturgebern für die Lebensplanung junger Frauen ausgehen, zwischen denen diese „*eine für sie gültige Relation* her[zustellen]“ (Geissler/Oechsle 1996: 34; Herv.i.O.) müssen, sehen Barbara Keddi, Patricia Pfeil, Petra Strehmel und Svendy Wittmann (1999) in der Fokussierung dieser beiden Bereiche einen grundlegenden Fehler, der den Blick auf viel weitgehendere Individualisierungsprozesse bei jungen Frauen verstelle. Sie verzeichnen eine „deutliche[n] Ausdifferenzierung von weiblichen Lebenszusammenhängen und Lebensentwürfen“ (Keddi et al. 1999: 17), die sie als Folge einer Vervielfältigung von hinter den konkreten Lebensentwürfen stehenden „Lebens-themen“ junger Frauen interpretieren. Diese könnten sich auf Familie oder Beruf oder die Vereinbarung von beidem beziehen oder davon auch völlig unabhängig sein.

Zu diesem Ergebnis kommen die Autorinnen jedoch, weil sie Geschlechterverhältnisse als gesellschaftliche Strukturen nicht systematisch in ihre Analyse einbeziehen. Lediglich in der Thematisierung von Paarbeziehungen

wird auf Geschlecht als soziale Kategorie Bezug genommen, ohne allerdings die Frage nach den sich in der Paarbeziehung niederschlagenden gesellschaftlichen Machtverteilungen zwischen den Geschlechtern zu stellen. Insofern scheinen bei Keddi et al. Positionierungen der Einzelnen im Geschlechterverhältnis eher in den individuellen Lebensthemen verankert zu sein als umgekehrt. So kommen sie etwa zu dem Schluss, dass je nach Kombination von Lebensthemen in einer Paarbeziehung u.U. „das Geschlecht [...] überhaupt nicht relevant“ sei (ebd.: 210).

2.3 Individualisierung als Etikettenschwindel

Solche Behauptungen können mit Angelika Wetterer (2003) als eine Form „rhetorischer Modernisierung“ analysiert werden, die sie in der modernisierungstheoretischen Diagnose einer „Geschlechterrevolution“ verankert sieht (ebd.: 286). Im wissenschaftlichen Diskurs blieb diese voreilige Diagnose, wie eingangs bemerkt, nicht unwidersprochen. Auf der Ebene des Alltagswissens jedoch verzeichnet Wetterer, dass „kulturelle Deutungsmuster und Selbstkonzepte, Geschlechterdiskurse und mit ihnen der diskursfähige, der explizite und explizierbare Teil der Geschlechternormen“ (ebd.: 289) zwar den Idealen von Gleichheit und Selbstbestimmung beider Geschlechter verpflichtet sind. Die Alltagspraxis jedoch bleibt dahinter deutlich zurück, rhetorisch verabschiedete Geschlechternormen bestimmen weiter v.a. die Verteilung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit. So besteht eine „ganz erhebliche Diskrepanz [...] insbesondere zwischen dem, was im Horizont des alltagsweltlichen Differenzwissens thematisierbar ist, und dem, was nicht zur Sprache kommt, aber u.a. in Gestalt latenter Geschlechternormen und institutionalisierter Strukturvorgaben weiterhin das soziale Handeln bestimmt“ (ebd.: 290). Diese „De-Thematisierung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern“ (ebd.: 290) macht Wetterer an empirischen Studien fest, die Retraditionalisierungsphänomene an Statuspassagen, insbesondere des jungen Erwachsenenalters, zum Gegenstand haben. Am Übergang in die Erwerbsarbeit zeigt sich, der Behauptung einer Modernisierung durch Individualisierungsprozesse zum Trotz, nach wie vor eine Konzentration junger Frauen in frauendominierten Arbeitsmarktsegmenten. Die berüchtigten ‚Sackgassenberufe‘ halten bekanntlich vordergründig bessere Vereinbarkeitsoptionen, v.a. aber schlechtere Bezahlung und wenig Aufstiegschancen bereit. Dafür, dass Frauen hier trotz mittlerweile besserer Schulabschlüsse nach wie vor ins Hintertreffen geraten, wird immer wieder ein in höchstem Maße individualisierendes Erklärungsmuster herangezogen: Junge Frauen würden ein kurzfristiges Berufswahlverhalten an den Tag legen, das unter Verdienst- und Karriereaspekten ungünstig sei (vgl. z.B. BMFSFJ 2007: 19).

Gegenüber dem darin anklingenden Vorwurf einer Verweigerung von Individualisierungs- und Modernisierungsprozessen stimmen Untersuchun-

gen wie die von Doris Lemmermöhle, Stefanie Große, Antje Schellack und Renate Putschbach (2006) skeptisch. In der Längsschnittstudie über Wege von Schülerinnen in das Berufsleben zeigt sich, wie auch trotz geschlechtsuntypischer Berufswünsche Laufbahnen zustande kommen können, in denen die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarkts reproduziert wird. Damit bestätigt sich Helga Krügers (2002) Warnung davor, hier individualisierend vom zu einseitigen „Berufswahlverhalten“ junger Frauen zu sprechen. Dies verstelle den Blick auf die institutionelle „Hintergrundgrammatik“ (ebd.: 145) von Berufsfindungsprozessen. Deren Logiken sind Krüger zufolge im historisch gewachsenen Übergangssystem vorgezeichnet, das für die traditionell männerdominierten Berufe die Ausbildung im dualen System und für die frauendominierten eine vollzeitschulische Ausbildung in assistierenden, sozialen oder Dienstleistungsberufen vorsieht. Der Verweis auf die individuelle Selbstbestimmtheit von Berufswahlentscheidungen unter dem Vorzeichen der Verabschiedung traditioneller Normen macht jedoch die institutionelle Strukturiertheit von Übergängen im Lebenslauf unsichtbar, die maßgeblich zur Reproduktion traditioneller Geschlechterverhältnisse beiträgt.

Bei der Statuspassage der Familiengründung verhält es sich ähnlich. Hier kommt es ebenfalls in einem Ausmaß zur Retraditionalisierung von Geschlechterverhältnissen, das jeder Individualisierungsdiagnose Hohn spricht. Entgegen egalitärer Einstellungen junger Frauen und Männer verschieben sich die Lasten der Familienarbeit nach der Geburt des ersten Kindes zur Seite der Frauen hin und bleiben dort auch noch nach einem beruflichen Wiedereinstieg. Dies erscheint nun nicht mehr Ausdruck eines „patriarchalen Diktats“, sondern wird als Ergebnis partnerschaftlicher Aushandlungen wahrgenommen, wie Helga Krüger und Claudia Born (2000) feststellen. Da in der Aushandlung um die Reduzierung von Berufstätigkeit zugunsten der Familie das ökonomische Kalkül in den Vordergrund rückt, können an dieser Stelle die Frauen benachteiligenden Strukturen des geschlechtersegregierten Arbeitsmarkts wieder auf das partnerschaftliche Arrangement durchschlagen. Im Vergleich zu früheren Generationen bleibt nur noch der Unterschied, dass die Entscheidungen „partnerschaftlich konsensuell beschlossen“ werden. „Daß die Rationalität des Aushandelns, ganz der Individualisierung verpflichtet, nun ausgerechnet die Hierarchisierung im Verhältnis der Geschlechter wieder hervorbringt, mag wie Ironie der Geschichte erscheinen“ (ebd.: 217f.). Solche Diskrepanzen zwischen dem Selbstverständnis von Individuen und dem Durchschlagen institutioneller Strukturen auf ihre Alltagspraxen und Lebensläufe stellen für Wetterer (2003) nur einen Aspekt der De-Thematisierung von Ungleichheit über rhetorische Modernisierung dar. Ihre These umfasst des Weiteren,

„dass wir es mit einem Bruch zu tun haben, der mitten durch die Individuen selbst hindurchgeht: Ihr Wissen und ihr Tun passen nicht mehr so recht zusammen, und das, was sie tun, hat Effekte, die ihnen eher fremd erscheinen und über die sich umso weniger reden

oder gar – im Konfliktfall – verhandeln lässt, je erkennbarer sie dem zuwiderlaufen, was sich im Horizont des alltagsweltlichen Differenzwissens über den Unterschied der Geschlechter anerkannterweise sagen lässt.“ (ebd.: 291f.)

Wetterer veranschaulicht das u.a. an der Studie „Die Illusion der Emanzipation“ von Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999). Darin zeigt sich, wie in Aushandlungsprozessen partnerschaftlicher Arrangements, die rhetorisch den Idealen der Individualisierung verpflichtet sind, de facto traditionelle Normen aktualisiert werden. Koppetsch und Burkart identifizieren ein individualisiertes Partnerschaftsmodell, das vordergründig von den Normen der Gleichheit, Selbstentfaltung, Autonomie und Unkonventionalität gerade auch in Bezug auf Geschlechterordnungen geprägt ist und auf Aushandlung setzt. Die faktisch sehr ungleiche Verteilung von Hausarbeit wird darin schlicht als Ausdruck individueller Vorlieben und Bedürfnisse erklärt. So können stereotype Rollenverteilungen weiter existieren und sind gleichzeitig nicht mehr hinterfragbar, weil durch die Etikettierung als „individuell“ grundsätzlich legitimiert (vgl. ebd.: 190ff.). Dies entspricht Wetterers These der rhetorischen Modernisierung, durch die nicht mehr sagbar ist, was den Maßstäben der Individualisiertheit nicht entspricht. Der damit verbundene Bruch zwischen Selbstverständnis und institutionell produzierten Sachzwängen verlagert sich in die Individuen hinein und entzieht sich damit systematisch ihrem reflexiven Zugriff.

3. Individualisierung als hegemoniales Subjektivierungsprogramm

Über diese Überlegungen soll im Folgenden noch hinausgegangen werden. Individualisierung soll nicht nur als ein durch rhetorische Modernisierung produziertes und immer wieder verfestigtes Deutungsmuster gelesen werden, das von der sozialen Realität nicht eingelöst wird und gleichzeitig verdeckt, dass diese Realität hinter den mit ihm verbundenen Normen der Gleichheit, Selbstbestimmung etc. zurückbleibt. Vielmehr stellt sich Individualisierung auch als eine Form herrschaftsförmiger Subjektivierung dar, die Subjekte als Individuen hervorbringt und sie in ein spezifisches Verhältnis zum Sozialen setzt und insofern auch für die Stabilisierung von Geschlechterordnungen relevant ist.

Diese Sichtweise beruht auf einem Verständnis von Subjektivität als Produkt diskursiver Formierungen, wie es in der feministischen Theoriebildung v.a. von und im Anschluss an Judith Butler (1991, 2001) vertreten wird. Das vorgängige, autonome, vernunftbegabte und mit einem identitären Kern ausgestattete Subjekt der Moderne wird hier einer fundamentalen Kritik unterzogen und die Aufmerksamkeit statt dessen auf die Subjektkonstitution ge-

lenkt: Butler geht der Frage nach, wie Individuen in Prozessen der Unterwerfung unter eine diskursive kulturelle Matrix zu intelligiblen, u.a. geschlechtlich identifizierbaren, Subjekten werden. Intelligibilität wird Butler zufolge über die Übereinstimmung mit herrschenden Diskursen erzeugt, die Sinnhaftigkeit, soziale Einordenbarkeit und Anerkennbarkeit verbürgt (vgl. Butler 1991: 37ff.).

Das individualisierte Subjekt zeitgenössischer Modernisierungsdiagnosen – „eine Instanz, die einen besonderen, nicht austauschbaren inneren Kern enthält und diesen natürlicherweise versucht zu entfalten“ – lässt sich vor einem solchen Hintergrund „als Semantik eines für bestimmte Traditionen der westlichen Kultur hochspezifischen Subjektdiskurses lesen“ (Reckwitz 2008: 17). Dieser sieht u.a. ein Individuum vor, das als abgrenzbare Einheit einem gesellschaftlichen Gefüge gegenübersteht, dem es zwar verhaftet ist, innerhalb dessen es sich aber maßgeblich aus sich selbst heraus hervorbringen und Souveränität gewinnen muss. Insbesondere in der Variante, die sich in den Diskursen der reflexiven Modernisierung niedergeschlagen hat, muss sich das projektierte Individuum mit den ihm zur Verfügung stehenden Ressourcen gleichzeitig vom Gesellschaftlichen unabhängig machen und an seinem sozialen Status arbeiten, was auch bedeutet, dass es für die Einlösung von Gleichheitsansprüchen selbst sorgen und seine Interessen aktiv durchsetzen muss. Dies ist eine kulturelle Matrix, in der sich gerade junge Frauen als intelligente Subjekte hervorbringen und so erst ihren Subjektstatus beanspruchen müssen.

3.1 *Das individualisierte weibliche Subjekt*

Dazu hat Angela McRobbie (2010; vgl. Schmid 2011) eine aufschlussreiche Analyse aktueller populärkultureller Diskurse vorgelegt. Anhand einschlägiger Filme, Fernsehformate und Zeitschriften zeigt sie, wie unter neoliberalen Verhältnissen junge Frauen als „Subjekte *par excellence* und als Subjekt der Exzellenz“ (McRobbie 2010: 37) angerufen werden, die die Individualisierung geradezu personifizieren: Aufgrund der gesellschaftlichen Investitionen in die Bildung junger weißer Mittelschichtfrauen werden diesen weitreichende Fähigkeiten und Kompetenzen zugeschrieben. Mit ihrem Subjektstatus verbindet sich eine „Rolle als qualifizierte Leistungsträgerinnen, als Erwerbstätige und als kaufkräftige Konsumentinnen“. Diese wird zurückgeführt auf einen „weiblichen Individualismus“; Errungenschaften also, die auf Erfolgen beruhen, die scheinbar auf die Aufforderung staatlicher Institutionen an junge Frauen zurückgehen, sich als freie Individuen zu betrachten und als privilegierte Subjekte einer neuen Meritokratie auf dem Bildungs- und Arbeitsmarkt mit den Männern zu konkurrieren“ (ebd.: 38). Als solche ‚privilegierten Subjekte‘ gelten junge Frauen auch hinsichtlich eines sozialen Wandels; für die-

sen darf jedoch nicht feministische Kritik an hegemonialen Geschlechterverhältnissen den Referenzrahmen bilden, sondern einzelne Bestandteile daraus, „wie ‚Ermächtigung‘, *empowerment*, und ‚Wahlfreiheit‘, *choice*, wurden [...] in einen wesentlich individualistischeren Diskurs umgeformt“ (ebd.: 17). Auf dieser Basis müssen die richtigen Entscheidungen getroffen, Selbstverantwortung übernommen, Lebenswege und Berufskarrieren sorgfältig geplant werden – bei vollem, ebenfalls individualisiertem Risiko des Scheiterns (vgl. ebd.: 45).

In der Auseinandersetzung mit TheoretikerInnen der Reflexiven Modernisierung, insbesondere Beck und Beck-Gernsheim, zeigt McRobbie, wie über diese Formierung des individualisierten weiblichen Subjekts Perspektiven feministischer Gesellschaftskritik zurückgedrängt werden (vgl. ebd.: 74ff.). Unter diesen Bedingungen wird stillschweigend ein „neuer Geschlechtervertrag“ (ebd.: 87) etabliert, der für (bestimmte) junge Frauen ein hohes Maß an Selbstbestimmung und Partizipation vorsieht, dies aber unter den Vorzeichen der neoliberalen Ökonomie und v.a. ohne die männliche Dominanz in Frage zu stellen (vgl. ebd.: 117ff.). Dies bedeutet insbesondere, dass die traditionelle Verantwortlichkeit für Reproduktionsarbeit nicht angetastet wird: „Frauen treten als bereitwillige Subjekte ökonomischer Leistung in Erscheinung und nehmen es gleichzeitig auf sich, weiterhin ihre traditionelle Rolle im Haushalt zu erfüllen, statt die Teilung der Reproduktionsarbeit radikal anzufechten“ (ebd.: 119).

Der letztere Aspekt der individualisierten weiblichen Subjektivität wird bei McRobbie aufgrund ihrer Fokussierung junger Frauen nur am Rande thematisiert, verdient aber im Zusammenhang mit der Frage nach individualisierten Geschlechterordnungen mehr Aufmerksamkeit. Die Verteilung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit wurde von Feministinnen immer wieder als Kern sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern theoretisiert, und auch die feministische Kritik an Individualisierungsdiagnosen entzündete sich an der Beobachtung von Persistenzen der traditionellen Arbeitsteilung im Reproduktionsbereich. Deshalb ist es besonders vielversprechend, die aktuellen geschlechterpolitischen Diskurse näher zu betrachten, die unter der Überschrift ‚Vereinbarkeit von Familie und Beruf‘ geführt werden und, wie sich im Folgenden zeigen wird, in hohem Maße der von McRobbie identifizierten Individualisierungslogik folgen. Bei näherem Hinsehen wird dabei jedoch nicht nur die Tragweite entsprechender Subjektivierungsprogramme deutlich, sondern auch, auf welche Weise diese an Einfluss gewinnen und wo sie an Grenzen stoßen. Um dafür den Blick zu schärfen, soll auf das Konzept diskursiver Hegemonien zurückgegriffen werden.

3.2 *Hegemoniale Subjektivitäten*

Der von McRobbie wiederholt verwendete Begriff der Hegemonie (vgl. z.B. ebd.: 117f.; 122f.) hält insbesondere in einer an Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (2006 [1985]) anschließenden Lesart aufschlussreiche analytische Perspektiven bereit, die über die bei McRobbie angelegten noch hinausgehen. Laclau und Mouffe fassen – wie auch Judith Butler, mit deren Herangehensweise ihr Ansatz in vieler Hinsicht kompatibel ist (vgl. Smith 1998; Engel 2002: 88ff.) – Subjektivitäten als Bestandteile kultureller Hegemonien auf. Im Sinne von Hegemonie als „Vorherrschaft eines bestimmten Musters diskursiver (Re-)Produktion“ (Nonhoff 2006: 11) kann die von McRobbie analysierte individualisierte Weiblichkeit als hegemonial charakterisiert werden. Innerhalb dieser kulturellen Matrix werden legitime und intelligible Subjektpositionen über Eigenverantwortlichkeit und Selbstgestaltung, letztendlich die Fähigkeit, sich aus sich selbst hervorzubringen, definiert. Individualisierte Weiblichkeit ist eine Formation, die das jeweilige Subjekt unter den gegenwärtigen kulturellen und ökonomischen Bedingungen sozial integrierbar und handlungsfähig macht. Ihr Zwangscharakter wird i.d.R. erst dann deutlich, wenn die mit der Herstellung von Individualität verbundenen Ansprüche nicht eingelöst werden, nicht in ausreichendem Maße Individualität an den Tag gelegt werden kann. Dies führt umgehend zu normalisierenden pädagogischen und therapeutischen Interventionen (vgl. McRobbie 2010: 94) sowie zu Marginalisierung und Ausgrenzung.

Laclau und Mouffe verstehen Hegemonie darüber hinaus als Ergebnis von Kämpfen um die Fixierung von Bedeutungen und die Universalisierung von Diskursen. Sie gehen von einer radikalen Kontingenz diskursiver und sozialer Ordnungen aus, da sie Bedeutungen nicht durch vorgängige Realitäten verbürgt sehen, sondern als auf sich verschiebenden Verweisungszusammenhängen beruhend: „Jedweder Diskurs konstituiert sich als Versuch, das Feld der Diskursivität zu beherrschen, das Fließen der Differenzen aufzuhalten, ein Zentrum zu konstruieren“ (Laclau/Mouffe 2006: 150). Wo dies gelingt und ein Diskurs sich zudem universalisieren kann, d.h. die darin vorgenommenen Sinnfixierungen den Status des Alternativlosen, Selbstverständlichen und fraglos Attraktiven gewinnen, kann von einem hegemonialen Diskurs die Rede sein (vgl. Reckwitz 2008: 75f.).

Da es in der diskursiven (Re-)Produktion jedoch immer zu unkontrollierbaren Bedeutungsverschiebungen kommt und das, was der hegemoniale Diskurs um seiner Einheitlichkeit und Universalität willen als das radikal ‚Andere‘ verwerfen muss, dennoch sichtbar werden kann, bleiben Hegemonien stets instabil. Laclau und Mouffe fokussieren nun genauer die Prozesse des Wiederaufbrechens von Antagonismen, der erneuten Kämpfe um diskursive Vorherrschaft und wechselnde Hegemonialisierungen – somit also die politi-

sche Dimension diskursiver Fixierungen und Verwerfungen (vgl. Laucou/Mouffe 2006: 161ff.; Reckwitz 2008: 77ff.).

3.3 Produktion individualisierter Subjekte in Vereinbarkeitsdiskursen

Ein hegemonietheoretischer Zugang eröffnet interessante Perspektiven auf die gegenwärtigen Diskurse über junge Frauen und die sog. ‚Vereinbarkeit‘ von Familie und Beruf. Während die erwähnten Studien über junge Frauen aus den 1990er Jahren trotz ihres Modernisierungs-Optimismus die Problematik von Ungleichheitsstrukturen zumindest zum Teil im Blick hatten, dominieren gegenwärtig und gerade auch in Bezug auf Fragen der ‚Vereinbarkeit‘ die von McRobbie analysierten Zuschreibungen an junge Frauen, die sie zu individualisierten Protagonistinnen des Wandels im Geschlechterverhältnis stilisieren. Aktuelle Inszenierungen der jungen Frauengeneration artikulieren ihre Perspektiven auf mehr Gleichheit im Geschlechterverhältnis fast ausschließlich als Fragen der persönlichen Lebensgestaltung, universalisieren also den klassischen Individualisierungs-Diskurs. Die darin enthaltenen hegemonialen Subjektformationen sollen im Folgenden am Beispiel zweier durchaus breitenwirksamer Stimmen in der geschlechterpolitischen Landschaft der Bundesrepublik aufgezeigt werden.

Die Studie „Frauen auf dem Sprung“² attestiert der jungen Frauengeneration als augenfälligstes Merkmal ein großes Selbstbewusstsein, das sich v.a. auf eine gute Ausbildung und das Vertrauen in die eigenen Kompetenzen stützt. Verbunden damit sind hohe Ansprüche an Karriere und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die die jungen Frauen v.a. in der ersten Befragungswelle der Untersuchung mit großem Optimismus formulierten (vgl. Brigitte.de 2008; Allmendinger 2009: 99ff.). Die Realisierung von nicht eingelösten Gleichheitsversprechungen in privaten Beziehungen ebenso wie im beruflichen und öffentlichen Leben soll individuell durchgesetzt werden. Mit solchen Selbstbeschreibungen holen junge Frauen das hegemoniale Modell des eigenverantwortlichen, eigene Interessen auf der Basis persönlicher Kompetenzen und Leistungen durchsetzenden Individuums und der „privilegierten Subjekte des sozialen Wandels“ (McRobbie 2010: 37) performativ ein.

Den Ambitionen der jungen Frauen kommt Allmendinger zufolge der zu erwartende Fachkräftemangel zugute, der Arbeitgeber dazu zwingt, ihnen bei der Ermöglichung der Vereinbarkeit entgegenzukommen (Brigitte.de 2008; Allmendinger 2009: 15f.). Der prognostizierte Wandel hat seinen Grund letztendlich in einer Verknappung von ‚Humankapital‘. Wie auch McRobbie

2 Im Auftrag der Frauenzeitschrift BRIGITTE durchgeführt vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung und dem infas Institut für angewandte Sozialforschung.

beobachtet, ist die Zuschreibung individueller Gestaltungsfähigkeit in hohem Maße in Logiken neoliberaler Ökonomie eingebunden. Der neue Geschlechtervertrag bleibt auf den Rahmen bestehender ökonomischer Strukturen fixiert und arbeitet ihrem Funktionieren zu.

Die von den befragten Frauen bevorzugten Strategien zur Vereinbarung von Familie und Beruf erfordern die individuelle Leistung von Frauen als eigenverantwortliche Gestalterinnen ihres Lebens, die aus eigener Kraft die gleichzeitige Realisierung von Familie und Beruf als selbst gestecktes Ziel verfolgen. Initiative und Überzeugungsarbeit der Frau sollen auch zu einer verstärkten Einbeziehung eines passend gewählten kooperativen Partners in die Familienarbeit führen (vgl. Brigitte.de 2008). Die zweite Befragungswelle der Studie im Abstand von nur zwei Jahren zeigt jedoch die begrenzte Tauglichkeit dieser Strategie: Männer halten stark an der Ernährerrolle fest, Vereinbarkeit ermöglichende Infrastrukturen sind unzureichend (vgl. Allmendinger 2009: 55; 65).

Am Beispiel von „Frauen auf dem Sprung“ wird also deutlich, dass der gegenwärtig vorherrschende Diskurs der ‚Vereinbarkeit von Familie und Beruf‘ mit der darin inbegriffenen offensichtlich höchst attraktiven Subjektposition der selbstbewusst, kompetent und erfolgreich mit individuellen Strategien alle Hürden überwindenden jungen Frau die grundsätzliche Zuständigkeit der Frau für Familie und Vereinbarungsleistungen nicht antastet. Er erlaubt vielmehr, geschlechtsspezifische Verantwortlichkeiten weiterhin in traditioneller Weise zuzuschreiben.

Allerdings wirft die Unzufriedenheit mit den real existierenden Vereinbarkeitsarrangements doch auch immer wieder Fragen an diesen neuen Geschlechtervertrag auf. Der kritische Blick auf die ungleiche Verteilung von Familienarbeit bringt ForscherInnen immer wieder dazu, Untersuchungen zu Paaren vorzunehmen, die aktiv ein Arrangement „jenseits der Traditionalisierungsfallen“ (Rüling 2007) suchen. Doch auch hier wird der hegemoniale Individualisierungsdiskurs nicht unbedingt angegriffen. Vielmehr finden sich hier anschauliche Beispiele dafür, wie sich die Hegemonie des Individualisierungsdiskurses etablieren und verfestigen kann. Im Rahmen der Studie „Kinder und Karrieren: Die neuen Paare“, von Kathrin Walther und Helga Lukoschat (2008)³, wurden Paare mit Kindern befragt, bei denen beide Elternteile in Führungspositionen tätig sind. Als kennzeichnend für die Paarbeziehungen, in denen für beide eine Karriere möglich ist, beschreiben die Autorinnen ein „partnerschaftliche[s] Miteinander“ und außergewöhnliches „Engagement und Einsatzbereitschaft“ (Walther/Lukoschat 2009: 13f.) sowohl im Beruf als auch in der Familie. Obwohl die Männer sich hier überdurchschnittlich in der Familie engagieren und drei Viertel der Paare eine egalitäre Rollenverteilung bevorzugen würden, existiert diese auch hier nur bei einem Fünftel (vgl. Wal-

3 Durchgeführt im Auftrag der Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft e.V. und der Bertelsmann Stiftung.

ther/Lukoschat 2008: 43). Dennoch bezeichnen die Autorinnen die untersuchten Doppelkarrierepaare als „Erfolgsmodell“ und „gesellschaftliche Avantgarde“ (ebd.: 17). Als Grundlage für ihren Erfolg identifizieren die Forscherinnen klassische Tugenden der Individualisierung: Eine „starke innere Überzeugung und Entschiedenheit“ und „hohe Souveränität und eine starke Kommunikations- und Reflexionsbereitschaft [...] um sich und ihr Leben in gewisser Weise selbst zu erfinden“ (Walther/Lukoschat 2009: 15; vgl. dies. 2008: 44f.). Deutlich gesehen wird die Bedeutung sozialer Privilegien wie hohe Qualifikation und überdurchschnittliches Einkommen (ebd.: 18). Dennoch gehen die Autorinnen davon aus, dass das „Erfolgsmodell“ der Doppelkarrierepaare auch über deren Milieu hinaus auszuweiten ist. Die Vorstellungen dazu werden im modernisierungstheoretischen Duktus formuliert: Eine individualisierte Überwindung insbesondere von „männlichen Rollen“ würde „mehr Handlungsspielräume[n] und letztlich Freiheiten“ (Walther/Lukoschat 2009: 18) eröffnen.

Hier wird also nicht nur ein Individualisierungsprozess diagnostiziert, der zu mehr Gleichheit zwischen den Geschlechtern führt (auch wenn diese de facto bescheidener ausfällt, als gewünscht). Vielmehr wird eine tief in den Subjekten verankerte Form, als Individuen zu agieren, zur Voraussetzung für einen fortschreitenden Abbau von Geschlechterhierarchien gemacht – und dies mit einem Gestus, der den Universalitätsanspruch des Individualisierungsdiskurses untermauert und seine Hegemonialisierung über bisherige (v.a. milieubedingte) Grenzen hinaus betreibt. Individualisierung wird zur Lösung des Problems; die dazu ebenso nötigen ökonomischen Bedingungen werden hier wie im Beispiel der „Frauen auf dem Sprung“ zwar markiert, aber in ihrer Verflechtung mit den Individualisierungsprozessen – die nicht zuletzt die Vorteile der Arbeitgeber wahren, wie auch Walther/Lukoschat (2009: 17) betonen – nicht systematisch befragt.

Die beiden exemplarischen Studien machen also zweierlei sichtbar: Sie zeigen zum einen, wie sehr der Subjektstatus insbesondere junger Frauen über Individualität produziert wird, wie stark also die Anforderung besteht, sich selbst als autonomes, durchsetzungsfähiges etc. Subjekt hervorzubringen und in den Selbstauskünften der Befragten performativ eingelöst wird. Sie zeigen zum anderen aber auch, wie über das Zelebrieren und Inszenieren von Protagonistinnen gesellschaftlichen Wandels oder einer Avantgarde, die ein ‚Erfolgsmodell‘ vorexerziert, zugleich Rezepte präsentiert und Maßstäbe aufgestellt werden, die universelle Gültigkeit beanspruchen. Die Anrufung der jungen Frauen (und im zweiten Beispiel auch der Männer) als Individuen ist Teil eines hegemonialen bzw. seine hegemonialen Ansprüche ausweitenden Diskurses und seines Subjektivierungsprogramms.

Wir haben es also nicht nur mit einer Rhetorik der Individualität von Entscheidungen zu tun, die die andauernde Wirksamkeit traditioneller Geschlechterhierarchien verdeckt. Es hat sich vielmehr ein Wandel in der dis-

kursiven Produktion von Geschlechterarrangements vollzogen: Deren „vorherrschendes Muster“ (Nonhoff 2006: 11) ist jetzt in der hegemonialen Subjektformation der Individualität verankert. Paradoxerweise folgt dabei die diskursive Produktion herkömmlicher Verhältnisse (z.B. hinsichtlich der Verteilung von Reproduktionsarbeit) derselben Logik wie die diskursive Produktion veränderter Verhältnisse (z.B. hinsichtlich von Erwerbsarbeit, Konsum etc. von Frauen). Generell ermöglicht die Hegemonie der Individualisierung sowohl die Konservierung als auch die Infragestellung traditioneller Arrangements und verdeckt dabei v.a., dass sie als subjektivierender Individualisierungsimperativ selbst eine Form von Herrschaft ist.

4. „Unvollständige Individualisierung“ als Ausgangspunkt für politische Auseinandersetzungen?

Wie oben erwähnt, lenken Hegemonieanalysen den Blick auch darauf, wo Selbstverständlichkeiten brüchig werden, wo also der Universalitätsanspruch des Individualisierungsprogramms an Grenzen stößt, die zwar geleast werden, aber dennoch von Bedeutung sind. Zum Abschluss dieses Beitrags soll eine Spur aufgenommen werden, die möglicherweise zu solchen Bruchstellen führt – ohne den Anspruch, daraus bereits weitergehende Konsequenzen ableiten oder Programmatiken formulieren zu können. Die Spur findet sich in der Studie von Walther und Lukoschat. Dort ist davon die Rede, dass bei den befragten Doppelkarrierepaaren auch die Väter bereit sind, zu Gunsten der Kinder beruflich zurückzustecken (vgl. Walther/Lukoschat 2009: 15). Das erste Argument dafür – der Wunsch nach einer guten Beziehung und gemeinsamer Zeit mit den Kindern (vgl. ebd.: 17) – entspricht der Individualisierungslogik und gehört zu den klassischen Argumenten, die von Frauen angeführt werden, um die Übernahme der Hauptverantwortung für ein Kind als individuelle Wahl jenseits traditioneller Normen zu legitimieren. Damit ist es möglich, sich gerade in einem Moment, wo Souveränität (z.B. in Form eines eigenen Einkommens) aufgegeben wird, dennoch als souveränes Individuum zu inszenieren. Dass dieses Argument von Männern ins Feld geführt wird, ist insbesondere in Kombination mit dem zweiten Argument interessant: Die Karrieren der Paare sollen „nicht auf Kosten der Kinder“ (Walther/Lukoschat 2009: 15) gehen, was auch ein berufliches ‚Zurückstecken‘ des Mannes bedeuten kann. Hier bricht eine andere Logik in die Individualisierungslogik ein: In Anlehnung an eine vielzitierte Formulierung von Elisabeth Beck-Gernsheim (1983) könnte von einer Bewegung vom ‚eigenen Leben‘ zum Anspruch auf ein Stück ‚Dasein für andere‘ die Rede sein. Beck-Gernsheim (1983) diagnostiziert in ihren Ausführungen über „Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang“, dass

„der Individualisierungsprozeß für Frauen ‚unvollständig‘ bleibt [...]. Denn Frauen heute sind nicht mehr so selbstverständlich wie früher über das Familiendasein und den Mann als Ernährer definiert, aber sie sind immer noch weit mehr als die Männer für Familienaufgaben zuständig, weit weniger durch eigene Arbeitsmarkt- und Berufsexistenz abgesichert.“ (ebd.: 308f.)

Frappierend ist daran zunächst, dass der zweite Teil des Zitats ebenso im Jahre 2011 formuliert werden könnte. Obgleich mit einer radikalisierten Individualisierung als Subjektivierungsprogramm für das hier formulierte Problem ein ‚Lösungsangebot‘ in Form einer eigenverantwortlich und mit individuellen Ressourcen zu bewältigenden, maßgeschneiderten ‚Vereinbarkeit‘ etabliert wurde, besteht das Problem nach wie vor. Der Grund dafür ist letztlich, dass die Eingebundenheit von Frauen in die Verantwortung für andere – Kinder, Partner, alte Menschen – nicht nur weiteren Individualisierungsprozessen im Wege steht, sondern generell deren Logik unterminiert. Frauen, die dem etablierten Muster der gesellschaftlichen Verteilung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit entsprechen, begeben sich damit in Abhängigkeitsverhältnisse, die sie massiv darin einschränken, den gängigen Maßstäben von Individualität zu entsprechen, etwa durch berufliche Entwicklung, finanzielle Eigenständigkeit oder Selbstentfaltung. Relevante Abhängigkeitsverhältnisse sind hier nicht nur die der jeweiligen Frau z.B. von einer ökonomischen Absicherung durch einen Partner. Entscheidend ist insbesondere die Abhängigkeit der Kinder oder pflegebedürftigen Menschen von der jeweiligen Frau, die für sie Verantwortung übernimmt. Auch wenn die Entscheidung zum ‚Dasein für andere‘, immer wieder als eine höchst individuelle und freiwillige markiert ist und so in das ‚eigene Leben‘ hineingeholt werden soll, wird die Position eines individualisierten Subjekts im hegemonialen Sinne in dem Moment, wo diese Abhängigkeitsverhältnisse Wirkung zeigen, auf das Empfindlichste korumpiert. Diese Art von Abhängigkeit ist sozusagen das ‚Andere‘, das der hegemoniale Individualisierungsdiskurs verwerfen muss, um seine Einheitlichkeit herstellen zu können.

Die damit verbundenen Widersprüchlichkeiten scheinen, solange sie nur Frauen betreffen, bislang in politischen Konflikten nur punktuell artikuliert zu werden (z.B. im Streit um Betreuungsgeld vs. Ausbau öffentlicher Kinderbetreuung). Die Frage ist jedoch, was passiert, wenn sich verstärkt Männer in solche Abhängigkeitsverhältnisse des ‚Daseins für andere‘ begeben und damit in die Widersprüche zwischen hegemonialem Individualisierungsprogramm und ‚unvollständiger Individualisierung‘ geraten. Das ist die eigentlich Tragweite von Beispielen ‚zurücksteckender‘ Männer wie denen aus der Studie von Walther/Lukoschat, die gleichzeitig auf das enorme Erkenntnispotential von Untersuchungen zu Männlichkeitskonstruktionen und Care Work verweist (vgl. z.B. Tuidier/Huxel 2010).

Die Perspektiven eines tatsächlichen Wandels von Geschlechterordnungen liegen möglicherweise in solchen Prozessen, die das hegemoniale Sub-

jektivierungsprogramm der Individualisierung in Frage stellen. Die Herausforderung besteht darin, dies nicht vordergründig unter die vielen Spielarten von Individualisierung zu subsumieren und damit eine Modernisierungsrhetorik zu bedienen, die auch tatsächliche Veränderungen verdecken kann. Erst dann wird es möglich, die Widersprüchlichkeiten des hegemonialen Individualisierungsimperativs sichtbar zu machen, diskursive Fixierungen aufzubrechen und erneut zum Gegenstand politischer Auseinandersetzung zu machen.

Literatur

- Allmendinger, Jutta (2009): Frauen auf dem Sprung. Wie junge Frauen heute leben wollen. Die BRIGITTE-Studie. München: Pantheon.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt, 34, S. 307-340.
- Beer, Ursula (1992): Das Geschlechterverhältnis in der „Risikogesellschaft“. Überlegungen zu den Thesen von Ulrich Beck. In: Feministische Studien, 1, S. 99-105.
- Brigitte.de (2008): BRIGITTE-Studie 2008: Frauen auf dem Sprung.
www.brigitte.de/gesellschaft/politik-gesellschaft/frauen-auf-dem-sprung-567222/
 [Zugriff: 03.06.2011]
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007): Mädchen und Jungen in Deutschland. Lebenssituationen – Unterschiede – Gemeinsamkeiten. Berlin.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Dausen, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat.
- Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt a.M.: Campus.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia/Strehmel, Petra/Wittmann, Svendy (1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe. Opladen: Leske + Budrich.
- Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Brose, H.-G. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich, S. 33-53.

- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37(1), S. 1-29.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK.
- Krüger, Helga (2002): Neue Selbstbilder junger Frauen – alte Übergangswege in den Beruf. Zu Stagnation und Wandel im Geschlechterverhältnis in Deutschland. In: Kreitz-Sandberg, S. (Hrsg.): Jugendliche in Japan und Deutschland. Soziale Integration im Vergleich. Opladen: Leske + Budrich, S. 135-151.
- Krüger, Helga/Born, Claudia (2000): Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung – Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund. In: Kohli, M./Szydlík, M. (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 203-221.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2006 [1991]): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen.
- Lemmermöhle, Doris/Große, Stefanie/Schellack, Antje/Putschbach, Renate (2006): Passagen und Passantinnen. Biographisches Lernen junger Frauen. Eine Längsschnittstudie. Münster: Waxmann.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS.
- Nonhoff, Marin (2006): Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt „Soziale Marktwirtschaft“. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt. Bielefeld: transcript.
- Rüling, Anneli (2007): Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schmid, Antonia (2011): Rezension zu Angela McRobbie: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. In: Casale, R./Forster, E. (Hrsg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 200-206.
- Smith, Anna-Marie (1998): Das Unbehagen der Hegemonie. Die politischen Theorien von Judith Butler, Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. In: Marchart, O. (Hrsg.): Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus. Wien: Turia + Kant, S. 225-237.
- Tuider, Elisabeth/Huxel, Kathrin (2010): Männlichkeit und die Übernahme von Care Work im Migrationskontext. In: Moser, V./Pinhard, I. (Hrsg.): Care – Wer sorgt für wen? Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 87-98.
- Walther, Kathrin/Lukoschat, Helga (2009): Kinder und Karrieren: Die neuen Paare. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 41, S. 13-18.
- Walther, Kathrin/Lukoschat, Helga (2008): Kinder und Karrieren: Die neuen Paare. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzen. In: Knapp, G.-A. (Hrsg.): Achsen der Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.

Die flexible Frau und der gebrochene Mann. Geschlechterformationen im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs

Barbara Pichler

Abstract

Die Diskussion über Geschlechterdifferenzen im Alter läuft häufig auf die konkurrierende Frage hinaus, ob für Männer oder Frauen das Alter schwerer bzw. einfacher zu bewältigen ist. Im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs erscheinen alte Frauen, was den Umgang mit Veränderungen anbelangt, flexibler und kompetenter als alte Männer. So begrüßenswert die kompetente Darstellung der alten Frau ist, so problematisch ist diese, wenn dadurch von prekären Lagen abgelenkt wird. Den alten Mann in seiner Schwäche darzustellen, eröffnet zwar andere Sichtweisen auf Männlichkeit, birgt aber den Nachteil in sich, die ‚patriarchale Dividende‘ zu verheimlichen. Der Beitrag versteht sich als Plädoyer für die Entwicklung feministischer Perspektiven auf das Alter.

The competent woman and the broken man. Gender formation within the social-pedagogical discourse of aging

The discussion about gender differences in seniority is often focussed on the rival question, whether women or men are better in mastering the old age. The common social-pedagogical discourse about age and aging pictures old women as more competent and more adaptable to change than old men. As welcome the depiction of the strong woman may be as problematic it becomes when diverting from the precarious circumstances women have to live in. Showing old men in their weakness may allow a different perspective on manliness, but also faces the danger of dissimulating the ‚patriarchal dividend‘ they benefit from. This article is meant as a plea for the development of a feminist perspective on age.

1. Einleitung

Die Diskussion über die Geschlechterdifferenzen im Alter wird kontrovers geführt. Einerseits wird von einer Annäherung männlicher und weiblicher Geschlechterrollen im Alter ausgegangen (Kohli 1990; Böhnisch 2001), andererseits wird von einer Zuspitzung der im Lebenslauf angelegten Geschlechterdifferenz und -hierarchie gesprochen (Backes 2002, 2004). Das Abwägen, ob für Männer oder Frauen das Alter schwerer oder einfacher zu bewältigen ist bzw. inwiefern das Alter eine Befreiung (auch von tradierten Geschlechterrollen) darstellen kann, findet sich in der Auseinandersetzung mit Alter regelmäßig wieder.

In diesem Beitrag wird es darum gehen, wie die Geschlechterauffassungen und das Geschlechterverhältnis im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs verhandelt werden. Es werden Texte zu Alter(n) von Cornelia Schweppe und Lothar Böhnisch, zwei einflussreiche VertreterInnen in der sozialpädagogischen Auseinandersetzung mit Alter,¹ daraufhin befragt, wie alte Männer und Frauen formiert werden. Zentral in dieser Auseinandersetzung sind die beiden Differenzkategorien Alter und Geschlecht, welche nicht unabhängig voneinander bestehen, sondern miteinander verflochten sind. Es wird davon ausgegangen, dass sowohl Geschlecht als auch Alter performativ hervorgebracht werden. Insbesondere wissenschaftliche Theoriebildung wird als performativer Akt aufgefasst, in dem bestimmte Vorstellungen vom vergeschlechtlichten alten Menschen erst erzeugt werden. Der Beitrag versteht sich zudem als Anstoß für die Entwicklung feministischer Perspektiven für das Alter.

2. Alter und Geschlecht als performativ hergestellte strukturelle Kategorien

Die Kategorien Alter und Geschlecht sind wie Klasse und ethnische Zugehörigkeit strukturelle Kategorien, nach denen die Gesellschaft organisiert wird.²

-
- 1 Anzumerken ist, dass das Thema Alter(n) nicht zu den traditionellen Problemfeldern der Sozialpädagogik zählt und in der sozialpädagogischen Theoriebildung und Praxis nach wie vor eine Randkategorie darstellt. Seit den 1990er Jahren setzen sich insbesondere Schweppe und Böhnisch mit der Thematik auseinander. Schweppe fungiert als Herausgeberin von zwei Sammelbänden zum Thema „Alter und Sozialpädagogik“, hat auch ihre Habilitation zu diesem Thema verfasst und tritt in zahlreichen Beiträgen in Handbüchern und Sammelbänden als Altersexpertin innerhalb der Erziehungswissenschaft auf. Böhnisch ist bekannt für die Erarbeitung einer „Sozialpädagogik der Lebensalter“, in deren Rahmen er sich mit dem Lebensabschnitt des Alters auseinandersetzt.
 - 2 Das Thema Alter wird sowohl im Feminismus als auch in den Cultural Studies selten aufgegriffen und konnte sich bislang nicht wie Gender, Race, sexuelle Orientierung, Ethnizität

Als solche stellen sie eine unübersehbare Markierung sozialer Differenz dar. Personen werden nach bestimmten Kriterien differenziert und einer Kategorie zugeordnet. Durch diesen Ordnungsvorgang wird nicht die Realität abgebildet, sondern dieser erfolgt vielmehr nach Kriterien der Bedeutungszuschreibung, die kulturell und historisch variabel sind. Kategorien sind so gesehen nicht als Ursprung und Ursache zu denken, sondern als Effekte von Diskursen zu begreifen. Judith Butler (1991: 35) weist die Annahme zurück, dass es die Kategorie „Frau(en)“ gebe und diese deshalb einfach mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Klasse, Ethnie und Sexualität gefüllt werden müsste, um vervollständigt zu werden. „Wenn man dagegen die wesentliche Unvollständigkeit dieser Kategorie voraussetzt, kann sie als stets offener Schauplatz umkämpfter Bedeutungen dienen“ (ebd.: 35). Eine Kategorie als *Kampfschauplatz* zu umschreiben bzw. von *Gender trouble* (Butler 1991) und *Ageing trouble* (Haller 2005) zu sprechen, weist darauf hin, dass Bedeutungen nicht in einem herrschafts- und gewaltfreien Raum ausgehandelt werden, sondern dass es sich um Orte handelt, an denen sich unterschiedliche Kräfte messen.

Altsein, Jungsein, Frausein, Mannsein, eine alte Frau sein, ein alter Mann sein – diese wirkmächtigen Seinsweisen sollen hier als performative Vorgänge verstanden werden. Bezüglich Performativität folge ich dem Verständnis Butlers (1998). Nach Butler ist es die Anrede, die das Subjekt konstituiert. Durch die Benennung erhält der Mensch eine bestimmte Möglichkeit der gesellschaftlichen Existenz. Wir sind nicht nur körperliche Wesen, sondern vor allem sprachliche Wesen, da wir der Sprache bedürfen, um zu sein. In Anlehnung an John Austins Sprechakttheorie ist für Butler zentral, dass Sprechen zugleich ein Tun – also performativ – ist. Im Angesprochen-Sein als alte Frau oder alter Mann werden in alltäglichen Sprechakten und mit vielerlei Konnotationen die Kategorien Alter und Geschlecht immer wieder hergestellt. Die Wirkmacht performativer Handlungen ist vor allem durch die Bezugnahme auf die Konvention erklärbar. Performative Handlungen sind durch ihre Zitatförmigkeit und ihre Ritualität charakterisiert, indem in ihrem Vollzug eine ihnen in der Zeit voraus liegende Handlungsfigur wiederholt bzw. zitiert wird. Das erklärt einerseits, wie wirkmächtige Geschlechter- und Altersvorstellungen tradiert werden, andererseits eröffnet diese Einsicht die prinzipielle Möglichkeit des Wandels. Beim Sprechen als Wiederholungsverfahren handelt es sich nie um eine bloße identische Reproduktion, denn Zitieren ist immer ein Re-Zitieren, d.h. ein Ausdruck kann auch gegen seine ursprüngliche Zielsetzung zitiert werden.

und Klasse in den Studies of Difference etablieren (vgl. Woodward 1999: xi). Calasanti und Slevin (2006: 3) vertreten die Ansicht, dass Feministinnen alte Menschen in ihren Fragestellungen und theoretischen Zugängen ausschließen. Auch in intersektionalen Analysen finden Ungleichheiten aufgrund von Alter kaum Beachtung (Zajicek et al. 2006: 177). Umgekehrt finden sich nur in wenigen Ausnahmefällen feministische Einsichten in der Reflexion von Geschlechterdifferenzen im Alter.

Auch das Verfassen wissenschaftlicher Texte besitzt eine performative Struktur, da eine bestimmte Darstellung und Inszenierung von Wirklichkeit impliziert wird und durch die spezifische Form der Darstellung bestimmte Effekte erzeugt werden (Wulf/Zirfas 2007: 9). In diesem Beitrag interessiert, wie alte Frauen und alte Männer in gerontologischen Diskursen und speziell im sozialpädagogischen Altersdiskurs formiert werden. Mit dieser Zielsetzung einer geschlechterdifferenzierenden Perspektive begeben sich in das Dilemma geschlechtsbezogener Forschung: Einerseits ist diese Perspektive unerlässlich, um den machtvollen Wirkungen der Zweigeschlechtlichkeit nachgehen zu können. Andererseits festigt diese Wiederholung wiederum den Diskurs der Zweigeschlechtlichkeit (Maxim 2009: 10ff.). Die folgenden Ausführungen sollen aufzeigen, wie Zweigeschlechtlichkeit im gerontologischen Diskurs re-zitiert wird, um zu verdeutlichen, wie traditionelle Bedeutungen tradiert werden und somit dazu beitragen, geschlechtliche Arbeitsteilung zu legitimieren. Die Re-Zitation soll aber auch für die Entwicklung feministischer Perspektiven für das Alter genutzt werden.

3. Geschlechtsspezifische Thematisierung von Altersproblemen

Wenn über Geschlechterdifferenzen im Alter diskutiert wird, findet zumeist eine Auseinandersetzung darüber statt, inwiefern für Männer oder Frauen das Alter schwerer oder einfacher zu bewältigen ist. So schreibt beispielsweise Simone de Beauvoir in ihrem 1970 erschienen Essay „Das Alter“: „Biologisch sind die Männer stärker benachteiligt; die Frauen dagegen bringt ihre Situation als erotisches Objekt gesellschaftlich in eine ungünstigere Lage“ (2004: 414).

Cherry Russell (2007: 175ff.) stellt für den angloamerikanischen Bereich unterschiedliche Phasen der geschlechtsspezifischen Thematisierung von Altersproblemen fest: Bis in die 1970er Jahre wurde das Problem des Alters als Problem von alten Männern gesehen. Aus einer vorrangig soziologischen Perspektive wurde lediglich die männliche Normalbiografie problematisiert. Das Problem wurde in der Segregation vom öffentlichen Leben durch die Pensionierung verortet und galt als Effekt von Industrialisierung und Urbanisierung. Der Verlust der Berufsrolle galt als Ursache einer Identitätskrise im Alter. Alternde Frauen wurden aus dieser Perspektive völlig ignoriert. In den 1970er Jahren wurde dieser männliche Zugang in der gerontologischen Forschung von feministischer Seite her kritisiert. Es wurde betont, dass Frauen eigentlich die größere Gruppe der alten Menschen darstellen und Nachteile, die sich für alte Frauen im Unterschied zu alten Männern ergeben, wurden zur Sprache gebracht, insbesondere das größere Risiko, von Armut, Verwit-

wung, gesundheitlichen Beeinträchtigungen und Institutionalisierung betroffen zu sein. In den 1990er Jahren hatte es sich durchgesetzt, Alter vorrangig als Frauenangelegenheit zu betrachten, vor allem das Problem der Pflegebedürftigkeit und Abhängigkeit, wovon Frauen aufgrund ihrer höheren Lebenserwartung stärker betroffen sind als Männer. Doch auch dieser problematisierende Fokus auf alte Frauen blieb nicht unangefochten. Betty Friedan (1993: 24) war aufgefallen, dass v.a. in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung nur vom Elend alter Frauen ausgegangen wurde, ohne auf ihre Stärken einzugehen. Das hat sie zur Frage veranlasst: „Why Do Women Age Longer and Better Than Men?“ (Friedan 1993: 133). Ähnlich kritisiert Diane Gibson (1996), dass die Stärken von Frauen hauptsächlich in Verbindung mit Problemen Erwähnung finden und letztendlich als Nachteil in Erscheinung treten.

„Women’s greater longevity, stronger social networks, and personal coping capacities are recognized in existing literature; yet, these very strengths tend to appear only in relation to their problems – the loss of a spouse, their greater caring responsibilities, and so on. The capacity of older women to deal successfully with these changing life circumstances is subject to a peculiar eclipsing; it is the changing life circumstances and their problematic nature that remain paramount.“ (ebd.: 439)

Laut Russell (2007: 176f.) kritisieren andere ForscherInnen wiederum, dass alte Männer durch diese Zentrierung auf Frauen zur unsichtbaren Gruppe geworden sind. Ein kleiner aber wachsender Forschungsbereich fordert in der Zwischenzeit die idealisierte Sicht von alten Männern als privilegierte Geronokratie heraus, indem alte Männer untersucht werden, deren Lebenslauf nicht dem herkömmlichen Weg von Mittelklasse, Verheiratung und arbeitsfreiem Ruhestand folgt. Dabei werden nicht nur Differenzen zwischen den Geschlechtern aufgezeigt, sondern zwischen den alten Männern selbst, und es wird gezeigt, dass Gefährdungen, die die Hochaltrigkeit mit sich bringt, nicht ausschließlich weiblicher Natur sind. Zusammenfassend hält Russell fest: „I would argue that, in significant ways, the gendering of old age as a social problem has shifted from a ‚masculinist‘ to a ‚feminist‘ bias within an overarching perspective of competitive suffering“ (ebd. 177).

4. Geschlechtsspezifische Thematisierung des Alter(n)s in der Sozialpädagogik³

Im sozialpädagogischen Alternsdiskurs gehört die Auseinandersetzung mit Geschlecht nicht zu den zentralen Themenstellungen. Geschlechtsspezifische

3 Als Vorarbeit zu diesem Kapitel dient das Kapitel 3.4 „Die alte Frau und der alte Mann“ meiner Dissertation „Autonomie im Alter. Ein theoretischer Eingriff in den sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs“ (Pichler 2010).

Problematisierungen bilden eine Ausnahme. So hat Schweppe (1997) für den Sammelband „Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung“ den Artikel „Alte Frauen: eine vergessene Mehrheit in der sozialen Altenarbeit“ verfasst, auf den im Folgenden Bezug genommen wird. Bei Böhnischs (1999, 2001, 2005)⁴ Auseinandersetzung mit Alter ist eine geschlechtsspezifische Betrachtungsweise integriert. Er beleuchtet Altern jeweils aus einer weiblichen und einer männlichen Perspektive, wobei es im Artikel „Lebensbewältigung und Beratung von Männern im Alter“ (Böhnisch 2005) speziell um die männliche Sicht geht.

Sowohl bei Schweppe (1997) als auch bei Böhnisch (1999, 2001) erscheinen alte Frauen aus einer sozialstrukturellen Perspektive als benachteiligt. Böhnisch (2001: 273f.) hebt den Aspekt der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung hervor und problematisiert die daraus resultierende traditionelle finanziell abhängige Frauenrolle. Schweppe (1997: 227ff.) beschreibt alte Frauen als eine z.T. hochgradig belastete Problemgruppe mit kumulativen Benachteiligungen (vgl. dazu auch Backes 2004). Armut, Singularisierung, Gefährdung und Abhängigkeit stellen aus dieser Sicht Markierungen weiblichen Alterns dar, verwitwete, ledige oder geschiedene Frauen aus benachteiligten Sozialschichten, Pflegebedürftige und sehr alte Frauen gelten als Armutsrisikogruppen. Die Gründe dafür sind renten- und familienpolitisch, da das Renteneinkommen an das Erwerbsleben gekoppelt ist und die Leitfigur einer möglichst langen ununterbrochenen Vollzeit-Erwerbstätigkeit besteht. Alte Frauen leben viel häufiger allein, da ihre Lebenserwartung länger als die der Männer ist, die Heiratschancen aufgrund der Weltkriege und der gesellschaftlich üblichen Verheiratung von Männern mit jüngeren Frauen geringer sind. Obwohl Alleinleben nicht zugleich Isolation und Vereinsamung bedeuten muss, führt Schweppe empirische Ergebnisse an, die zeigen, dass Alleinlebende über geringere soziale Einbindungen verfügen.

Schweppe (1997: 229) attestiert dieser sozialstrukturellen Perspektive ihre Wichtigkeit, stellt aber fest, dass sie zur Erfassung der Lebenssituation alter Frauen nicht ausreicht, und setzt sich ergänzend dazu für eine Betrachtung aus einer modernisierungstheoretischen Perspektive ein. Im Zentrum steht die Frage, inwiefern es den alten Frauen gelingt, Biografien mit normalbiografischen Elementen zu Biografien mit wahlbiografischen Anforderungen umzuorientieren. Aus dieser Perspektive rücken die gesellschaftlichen Erfordernisse der Flexibilität und Aktivität in den Vordergrund. Gerade was den Umgang mit Veränderungen anbelangt, erscheinen die alten Frauen bei Böhnisch als kompetent. Alte Männer, die von Böhnisch (1999, 2001, 2005) thematisiert werden, sind strukturell gesehen zwar privilegierter als alte Frauen, der persönliche Umgang mit dem Alter erscheint bei ihnen jedoch als wesentlich problematischer. Daraus ergeben sich bezogen auf den Umgang mit Verände-

4 Bei Böhnischs Publikationen finden sich starke Überschneidungen, weshalb hauptsächlich auf die 2001 erschienene Monografie „Pädagogik der Lebensalter“ Bezug genommen wird.

rungen zwei konträre Geschlechterbilder im Alter: *Die flexible und kompetente alte Frau* und *Der gebrochene alte Mann*.⁵

4.1 *Die flexible und kompetente alte Frau*

Aus modernisierungstheoretischer Perspektive beschreibt Schweppe (1997: 229f.) das Alter im Vergleich zu vormodernen Zeiten als eigenständige nachberufliche/nachelterliche Lebensphase, in der traditionelle Orientierungen brüchig geworden sind. Die Freisetzung aus traditionellen Bindungen sieht Schweppe (1997: 230ff.) dahingehend problematisch, dass Frauen sich auf vorgezeichnete Lebenswege nicht mehr verlassen können. Auch die Familie als Institution ist brüchig geworden und viele Frauen akzeptieren ein ausschließliches Dasein für Andere nicht mehr. Sie hebt besonders hervor, dass alte Frauen angehalten sind, ihre Lebensentwürfe zu gestalten. Diese Gestaltung ist ihnen jedoch nicht freigestellt, da ein Verharren in traditionellen Lebensentwürfen oft konfliktreich, risikoreich und häufig nicht mehr realisierbar ist. Neue orientierende Leitbilder stehen aber kaum bereit und gesellschaftliche Strukturen (Betreuungs-, Verwaltungs- und politische Institutionen) stehen häufig im Widerspruch zu der sozialen Wirklichkeit weiblichen Alterns. Zum Alleinleben und den gefürchteten Sonderformen wie z.B. Altenheimen gibt es oft keine Alternativen. Diese Freisetzung bringt laut Schweppe „hohe Anforderungen an die Subjektseite mit sich, will sie nicht scheitern und sollen die riskanten Chancen der gegenwärtigen Lebenssituation produktiv genutzt werden [...]“ (ebd.: 233). Es stellt sich für Schweppe die Frage, inwiefern es gelingt, traditionelle normalbiografische zu wahlbiografischen Anforderungen umzuorientieren.

Auf der einen Seite gibt sie (1997: 234) zu bedenken, dass die heutige Kohorte alter Frauen in einer Zeit groß geworden ist, in der die Spielräume zur aktiven Gestaltung von Biografien und Lebensräumen eher begrenzt waren. Auf der anderen Seite war diese Generation ganz besonders herausgefordert, schwierige Lebenssituationen zu bewältigen, was Schweppe zu der Frage veranlasst: „Oder ist es so, dass viele alte Frauen, die aufgrund von Hunger, Armut und Krieg zur Lebensbewältigung schon immer ein hohes Maß an Improvisationsfähigkeiten, Kreativität und Phantasie entwickeln mussten, besonders heutigen Anforderungen gewachsen sind?“ (ebd.: 235). Diesen Aspekt möchte ich besonders hervorheben: Dass Frauen besser mit Veränderungen und damit auch mit dem Altern umgehen können bzw. die Annahme, dass sie aufgrund der lebenslangen Übung im Zurechtkommen mit unterschiedlichen und ambivalenten Anforderungen veränderungsfähiger sind,

5 Ich wähle an dieser Stelle bewusst den Singular, da m.E. dieser deutlicher die erzeugte Sedimentierung dieser Geschlechterformation markiert, die sich als singuläres Bild in unseren Vorstellungen festigt.

findet sich in der Literatur wiederholt wieder (Beauvoir 2004; Friedan 1993; Hoppe 1996; Sickendiek 1999). Hoppe (1996: 91ff.) nennt dies „paradoxe Vorteile“, die sich aus der weiblichen Normalbiografie ergeben. Der weibliche Lebensverlauf ist geprägt von strukturellen Brüchen, die wiederholt grundsätzliche Neuorientierungen verlangen, etwa Berufsausbildung, Familienphase, Orientierung am Lebensrhythmus des Mannes, beruflicher Wiedereinstieg usw. „Die Nichtlinearität des Lebenslaufs zwingt zur Neuorientierung, zur Antizipation von Wandlung und damit strukturell zur Integration neuer Aspekte in die eigene Identität“ (Hoppe 1996: 92). Paradoxerweise soll aus dieser Sicht gerade jenes, was die Frau benachteiligt, gleichzeitig für das Alter befähigen. Die Nichtlinearität, die auch auf das Berufsleben zutrifft, stellt eines der Hauptrisiken dar, im Alter von Armut getroffen zu werden. Somit, so könnte die Schlussfolgerung lauten, führen eine lebenslange Benachteiligung und die Bewältigung von krisenhaften Lebensumständen zu einer kompetenteren Lebensführung, wenn es um sich verändernde Lebensverhältnisse geht. Alte Frauen scheinen aus dieser Sicht durch das Leben abgehärtete Wesen zu sein, denen jedoch von Seiten der Gesellschaft keine Orden und Abzeichen für die Bewältigung schwieriger Situationen zugestanden werden.

Die Darstellung der alten Frau, die ihre Kompetenz aus Brüchen und Benachteiligung erhält, ist zwiespältig. Einerseits ist es begrüßenswert, auf ihre Leistungen hinzuweisen und sie nicht als reines Opfer und Objekt der Lebensumstände zu betrachten, sondern als Subjekt, welches schwierige Situationen zu meistern versteht. Andererseits kann diese Darstellung auch zu der Schlussfolgerung führen: Wenn Benachteiligung befähigt, warum soll sie dann noch beseitigt werden? Des Weiteren besteht durch die Konzentration auf Kompetenzen die Gefahr, dass dadurch von strukturellen Ungerechtigkeiten abgelenkt wird.

Was die Flexibilität alter Frauen anbelangt, so sind drei Formen zu unterscheiden: Frauen waren ihr Leben lang flexibel einsetzbar, das befähigt sie für die Altersphase weiterhin flexibel auf vorgegebene Anforderungen zu reagieren. Bei Schweppe leitet sich die Flexibilitätsanforderung aus der Individualisierungstheorie ab – flexibel sein zu müssen, um nicht (riskanten) alten Gewohnheiten verhaftet zu bleiben, sondern mit den Anforderungen der Zeit gehen zu müssen. Außerdem kann Flexibilität auch als emanzipatorischer Befreiungsakt gedeutet werden, wo es darum geht, sich von traditionellen Verpflichtungen eines Frauenlebens zu befreien und endlich eigene Wünsche zu realisieren. Ob nun die aus einem traditionellen Frauenleben mitgebrachte Flexibilität notwendigerweise zu den beiden letztgenannten Flexibilitäten befähigen kann, die eigentlich einen Bruch zum bisherigen Leben darstellen würden, ist allerdings fraglich. Auch bei Böhnisch erscheint die alte Frau als flexibel und v.a. kompetent. So nimmt im Gegensatz zu ihrem bisherigen Leben die Außenorientierung im Alter zu und sie kann die bisher übergangenen

Außeninteressen im Alter durch den Besuch von Bildungsangeboten, Nachbarschaftsarbeit und Ehrenamt realisieren. Frauen verfügen laut Böhnisch über „Außenkompetenzen“ (2001: 274), die unter dem gelernten Eindruck der Dominanz männlicher Außenaktivität zurückgehalten wurden und nun endlich an die Bildoberfläche kommen können. Das Alter, so das Bild, verhilft den schlummernden Potenzialen zum Durchbruch. Somit handelt es sich eigentlich gar nicht so sehr um Flexibilität, sondern um eine Entfaltung der Persönlichkeit, indem eine Kompetenz, die immer schon da war, nun zu ihrem Einsatz kommen kann. Bei Böhnisch (2001: 273ff.) ist die Geschlechterdifferenz im Alter gekennzeichnet von der Differenz Innen/Außen. Mit Innen meint er einerseits den Privatbereich im Unterschied zum öffentlichen Bereich und andererseits das Innere der Person, das er als Fähigkeit zum Selbstbezug umschreibt. Er begründet diese Differenz mit der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung als Grundfeste industrieller Produktion. Dem Weiblichen ist demgemäß das Innen zugeordnet und dem Männlichen das Außen. In Böhnischs Ausführungen sind alte Frauen sowohl das Innere als auch das Äußere betreffend kompetent. Die Außenkompetenz hat bislang geschlummert und kann nun realisiert werden, die Innenkompetenz in Form der Fähigkeit zum Selbstbezug und zur Selbstthematisierung ist durch die Innenorientierung ohnehin besser ausgebildet (ebd.: 254f.). Beide Kompetenzen scheinen bei der Frau von Natur aus da zu sein.

Böhnisch führt weiter aus, dass durch die „Feminisierung“ des Alters, die an die strukturalen Merkmale „Hochaltrigkeit“ und „Singularisierung“ (ebd.: 255) gekoppelt ist, mehr alte Frauen als alte Männer vor der Herausforderung stehen, mit dem Alleinsein zurechtkommen zu müssen, ohne dabei den Sozialbezug zu verlieren. Durch die Fähigkeit des Selbstbezugs und zur Selbstthematisierung sowie durch gewachsene berufliche und familiäre Selbstständigkeit könne eine größere „soziale Kompetenz des Alleinseins“ in das Alter eingebracht werden (ebd.: 255). Als Beispiel zieht Böhnisch eine Studie über unverheiratete alleinstehende Frauen mittleren Alters heran, die überwiegend erfolgreich altern. Die Fähigkeit, befriedigende Sozialkontakte aufzubauen und zu erhalten, ist hier der Schlüssel zum Erfolg, Autonomie gegenüber einer geschlechtshierarchischen Familienbindung erweist sich als günstig. Bei Böhnisch (2001: 255) erhalten Hausfrauen aber nicht, wie zu vermuten wäre, die entgegen gesetzte Position zu familiär ungebundenen Frauen, er wendet sich vielmehr gegen ein bescheidenes und zurückgezozenes Hausfrauenbild und entwirft die „moderne Hausfrau“, die ihren „Haushalt als sozial offenen Reproduktionsort“ begreift. Was bei Böhnisch auffällt, ist das Bemühen, ein positives Bild von alten Frauen zu zeichnen.

4.2 *Der gebrochene alte Mann*

Böhnischs (2001, 2005) Darstellung des alten Mannes fällt dagegen sehr drastisch aus. Durch den biografischen Bruch, den seine Pensionierung mit sich bringt, droht ihm eine schwere Identitätskrise. Er muss nun mit sich selbst zurechtkommen, wozu er aber nicht fähig ist. „Er hat sich sein Leben lang an sein *Außen* geklammert, an die sozialen und sexuellen Abstraktionen der Überlegenheit. Er bräuchte nun sein *Inneres* und erschrickt, wenn es sich ihm als hohle und leere Männerhülle präsentiert“ (Böhnisch 2001: 275f.). Wie bei Beauvoirs (1972) Erzählung „Eine gebrochene Frau“, die von einer Frau handelt, die ihr Leben auf Mann und Kinder ausgerichtet hat und die, nachdem ihr Mann eine neue Beziehung mit einer anderen Frau eingegangen ist und ihre Kinder erwachsen geworden sind, vor dem Nichts steht, steht der alte Mann bei Böhnisch ebenfalls vor dem Nichts. Das, worauf sein Leben aufgebaut war, scheint mit dem Alter irrelevant geworden zu sein.

Wenn Böhnisch (ebd.: 275) davon spricht, dass der Mann mit der Entberuflichung seinen Status als Familiernährer und als beruflicher Experte verliert, so bezieht er sich implizit auf den verheirateten und beruflich erfolgreichen Mann der Mittelschicht und bezieht andere Männlichkeiten, auch jenseits einer heterosexuellen Orientierung, nicht mit ein. Es stellt sich aber die Frage, ob z.B. für einen schlecht bezahlten Hilfsarbeiter diese Identitätskrise ebenfalls droht. Der Bruch zum bisherigen Leben, der durch das Alter entsteht, erscheint in Böhnischs Darstellung beim Mann weniger als Befreiungsmoment, endlich das tun zu können, was in einem typischen Männerleben nicht möglich war, sondern vorrangig als innerer Konflikt. Während bei der Darstellung der alten Frau Erwähnung findet, dass sie prinzipiell über Außenkompetenzen verfügt, die im Alter an die Bildoberfläche gelangen und genützt werden können, scheint der alte Mann über keine schlummernden Innenkompetenzen zu verfügen, die nun endlich an die Bildoberfläche drängen wollen. Obwohl Böhnisch (ebd.: 277) erwähnt, dass sich Männer nach innen bewegen und weich werden können, dominiert dennoch ein krisenhaftes Bild des alten Mannes.

In der Art der Darstellung wird die geschlechtshierarchische Bewertung der Orientierungen deutlich. Bei der Frau wird der Bruch, wenn ein solcher stattfindet, positiv bewertet, da es in Richtung männlicher Sphäre nach außen geht, beim Mann wird der Bruch negativer dargestellt, da die Richtung, in die er sich bewegt, gesellschaftlich weniger honoriert wird. Interessanterweise kommt es in Böhnischs (2001: 274f) Ausführungen auch bei der alleinstehenden Frau nicht zur Identitätskrise, sie gilt vielmehr als Beispiel erfolgreichen Alterns. Warum ist es bei ihr kein dramatischer Bruch? Auch ihr Leben war nicht auf die Familie ausgerichtet. Bei der alleinstehenden Frau wird nicht die Berufsorientierung re-zitiert, sondern ihre Fähigkeit, befriedigende soziale Kontakte jenseits der Familie zu haben. Durch die Betonung einzelner

Aspekte kommt es zur Reproduktion und Tradierung geschlechtsstereotyper Zuordnungen.

Böhnisch nennt als Beispiel eines gebrochenen Mannes und einer krisenfesten Frau das Ehepaar Honecker nach der Wende in Ostdeutschland: „Er – Staats- und Parteichef – verfiel nach seinem Sturz, sein Selbst war ganz an das Außen gebunden; sie – Ministerin – konnte ihr weibliches Selbst als Mutter reaktivieren und dies auch als neue soziale Rolle nach außen transformieren“ (ebd.: 204). Böhnisch geht davon aus, dass Männer und Frauen für die Bewältigung von Krisensituationen, zu denen auch die mit dem Alter einhergehende Entberuflichung gezählt wird, geschlechtstypisch unterschiedlich gerüstet sind. Obwohl er (ebd.: 51f.) angibt, einen sozialkonstruktivistischen Zugang zur Kategorie Geschlecht zu haben, argumentiert er an anderer Stelle naturalistisch und essentialistisch: „Frauen verfügen [...] über weibliche Bewältigungsmuster, welche ihre Integrität trotz sozialer Desintegration – eben als Frau in ihrer Verbundenheit zur Natur – sichern können, während Männer auch in ihrem inneren Selbst zu stark an das Außen gebunden sind und deshalb sozialer Desintegration stärker ausgeliefert sind“ (Böhnisch 2001: 204).

Für Böhnisch (ebd.: 276) wurzeln die männlichen Probleme, die mit dem Alter(n) schließlich verstärkt hervortreten, in der männlichen Sozialisation. Mit Bezug auf das Autonomieverständnis des Psychoanalytikers Arno Gruen nennt er dies das männliche Dilemma der Autonomie. Gruen hat ein Modell der personalen Autonomie entworfen, das bereits in der frühkindlichen Sozialisation ansetzt. Dabei handelt es sich um das Vermögen, positiv mit der in der Natur und der darin enthaltenen Hilflosigkeit und Endlichkeit umzugehen. Der Mann ist gemäß diesem Modell innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft dem gesellschaftlichen Anpassungszwang zum Verwehren der eigenen Gefühle geplanter und sozial nachhaltiger ausgesetzt als die Frau. Die Frau kann sich dagegen durch ihre Nähe zur Natur (kann Leben gebären) die menschliche Hilflosigkeit, die notwendige Voraussetzung für die Entwicklung sozialer Autonomie, besser eingestehen. Die Frau ist demnach nach innen selbstsicherer als der zwanghaft nach außen agierende, im Außen Selbstsicherheit suchende, externalisierte Mann (ebd.: 48ff.), den im Alter beeinträchtigt, was sich im männlichen Dilemma der Autonomie biografisch aufgebaut und verfestigt hat.

Böhnisch verstrickt sich in seiner geschlechtertheoretischen Begründung in einen massiven Widerspruch. Explizit einen sozialkonstruktivistischen Zugang für sich beanspruchend, begründet er letztendlich, v.a. in der Bezugnahme auf Gruen, die Geschlechterdifferenz in der Natur. Beim Mann werden soziale Gründe (Patriarchat) zur Geltung gebracht, bei der Frau *natürliche*. Soziosymbolisch werden jene Personengruppen der Natur zugeordnet, die als *anders* positioniert werden, wie die Kinder, die Frauen, die Fremden oder die Alten.

Böhnisch (ebd.: 277) führt aber auch positiv an, dass es für Männer im Alter als bereichernd empfunden werden kann, sich nach innen zu bewegen

und nicht mehr abspalten zu müssen. Er spricht in diesem Zusammenhang von einer „ungewohnten Abhängigkeit“, die nun im Alter das erste Mal erfahren wird. Wieso wird hier der Prototyp des männlichen Familiernährers, orientiert an einer traditionellen Familienkonstellation, als ‚nicht abhängig‘ wahrgenommen? Auch der sogenannte Familiernährer lebt in Wechselbeziehungen und Abhängigkeiten, so ist dieser beispielsweise abhängig davon, dass seine Frau die Reproduktionsarbeit erledigt. Abhängigkeitsverhältnisse werden je nach Machtverhältnis sehr unterschiedlich dargestellt. Abhängigkeit ist sozial konstruiert: „not only who is dependent but how they come to be seen as such results from social factors“ (Zajicek et al. 2006: 179). Erst im Alter, wenn der unabhängigkeits suggerierende Status des Familiernährers und beruflichen Experten brüchig ist, kommt jene Abhängigkeit von der Frau ins Visier, die der Mann bezogen auf den Alltag hat. Laut Böhnisch (ebd.: 275) ist der alte Mann auch auf die Bereitschaft seiner Partnerin angewiesen, ihn in den Haushalt einzubinden.

5. Feministische Perspektiven für das Alter

Jenseits einer sehr kritikwürdigen naturalistischen und essentialistischen Geschlechterkonzeption interessiert dennoch die Frage, welche Funktionen bzw. Effekte diese Geschlechterformationen des Alter(n)s haben (können). Im Folgenden werden einzelne Aspekte dieser eben vorgestellten Geschlechterformationen noch einmal diskutiert. Das ist mit dem Anspruch verbunden, feministische Perspektiven auf das Alter anzuregen, sei es auf einer bildungspraktischen, theoretischen oder empirischen Ebene.

5.1 *Alte Frauen in ihrer Stärke sichtbar machen*

Obwohl Schweppe und Böhnisch auf einer sozialstrukturellen Ebene durchaus die Altersrisiken (Armut, Isolierung) von Frauen benennen, erscheinen sie vordergründig nicht als Problemgruppe, sondern als flexibel und kompetent in ihrem Umgang mit Veränderungen und in Bezug auf die Anforderung des Alleinseins. Alte Frauen nicht zum Problem zu machen, sondern die Risiken auf einer sozialstrukturellen Ebene zu verorten und ihre Kompetenzen hervorzuheben, kann als Fortschritt gesehen werden, wenn man sich Gibsons (1996) und Friedans (1993) Kritik vor Augen hält, dass alte Frauen hauptsächlich als Belastung, Opfer und gesellschaftliches Problem gesehen werden. In der Betonung der Stärke von alten Frauen lassen sich auch Möglichkeiten einer „Illusion von Autonomie“ (Meyer-Drawe 2000) auffinden. Für Frauen stellt das Alter somit keine Übermacht dar, die jegliche Handlungsfä-

higkeit zu lähmen vermag, sondern aus ihrer Lebenserfahrung nehmen sie Kompetenzen mit, die sie die Anforderungen des Alter(n)s mehr oder weniger autonom meistern lassen (vgl. Pichler 2007). Diese Stärke aus der unsichtbaren Normalität des Alltags zu holen, gesellschaftlich anzuerkennen und für die einzelnen erkennbar und fühlbar zu machen, kann und soll Aufgabe von feministischer Bildungsarbeit sein.

5.2 Bedingungen für ein autonomes Leben bis ans Lebensende schaffen

Die positive Darstellung der alten Frau, die vor dem Hintergrund des Stereotyps des schwächlichen alten Mütterchens begrüßenswert ist, birgt aber auch die Gefahr, ein Ausschlussdiskurs zu sein. Der allzu euphorische Blick auf die so genannten jungen Alten lenkt von jenen ab, die diesem dynamischen Bild nicht entsprechen. Durch die Konzentration auf Kompetenzen und Produktivität wird ein Leistungsdenken als Norm gesetzt, die dem Erwerbsalter entspricht und Alterserscheinungen werden zu abweichenden Besonderheiten gemacht. Entgegen der Absicht kommt es doch zur Tabuisierung und Stigmatisierung des Alters, indem durch die Nicht-Thematisierung von Gebrechlichkeit, Krankheit und Einsamkeit eine mögliche Pflegebedürftigkeit ausgeblendet und nur auf ein „gesundes Alter“ Bezug genommen wird (Karl 2006: 304; van Dyk 2007: 98; Pichler 2010: 419). Bezogen auf das hohe Alter, in dem die Wahrscheinlichkeit, pflegebedürftig zu werden, zunimmt, gibt es derzeit in der Sozialen Altenarbeit keine nennenswerten Ansätze, was Großteils auch daran liegt, dass Medizin und Pflege diesen Bereich mit ihrer Expertise dominieren (Schweppe 2002: 340). Wenn wir über Hochaltrige sprechen, so sprechen wir zu einem großen Teil über Frauen.⁶ Was könnte feministische Bildungsarbeit für diese leisten? Wenn Bildung als ein Weg in Richtung einer autonomen Lebensführung gesehen wird, so ist es unumgänglich nach den (strukturellen) Bedingungen für Autonomie bis ans Lebensende zu fragen und sich dafür einzusetzen. Auf theoretischer Ebene ist für einen dynamischen Autonomiebegriff (Keller 1998) bzw. für „Autonomie in Abhängigkeit“ (Schirilla 2003) zu plädieren, bei dem nicht von einem patriarchalen Phantasma einer absoluten Autonomie ausgegangen wird, einer Vorstellung, die sich gerade für Hochaltrige als prekär erweist (vgl. Pichler 2007).

6 So leben beispielsweise in Österreich mehr als doppelt so viele Frauen wie Männer, die über 80 Jahre sind (vgl. Statistik Austria 2008).

5.3 Geschlechtergerechtigkeit in der Betreuungsarbeit

Weiterhin interessiert vor dem Hintergrund der aktuellen Debatte über die *neuen* bzw. *jungen Alten* (vgl. Karl 2006; Aner et al. 2007; van Dyk/Lessenich 2009) die Frage, inwiefern das Betonen von Frauenstärke und -flexibilität nicht auch aktivierenden Sozialstaatskonzepten entgegenkommt. Im Zuge des aktuellen Umbaus westeuropäischer Sozialstaaten vom versorgenden zum aktivierenden Staat werden die aktiven und fitten Alten zunehmend als gesellschaftliche Ressource gesehen. Diana Auth (2009: 301f.) gibt zu bedenken, dass im Rahmen der Aktivierungspolitik die Potentiale der weiblichen neuen Alten genutzt werden sollen, um innerfamiliäre Betreuungslücken schließen zu helfen. Diese Betreuungsarbeit (Enkelkinderbetreuung, häusliche Pflegetätigkeit, ehrenamtliche Tätigkeit) wird zu einem großen Teil von Frauen geleistet. Vor allem wird der größte Teil der Pflegearbeit von älteren Frauen verrichtet, die damit ihr eigenständiges aktives Altern hintanstellen. Zusätzlich sind sie durch die hohen physischen und psychischen Anforderungen im Rahmen der Pflege häufig hoher Belastung ausgesetzt. Auch die Ausübung ehrenamtlicher Tätigkeit ist nicht nur geschlechtsspezifisch unterschiedlich, sondern auch hierarchisch strukturiert. Während sich Männer häufiger in politischen Ehrenämtern engagieren, konzentrieren sich Frauen auf das soziale Ehrenamt. Ältere Frauen leisten nicht selten in sozialen Bereichen, wo Betreuungsmöglichkeiten unzureichend sind, unbezahlte gesellschaftlich notwendige Arbeit, wie z.B. in der Alten-, Behinderten-, oder Krankenpflege (ebd.: 304ff.). Es ist zwar unerlässlich, auf die wohlfahrtsstaatlich alltäglich erbrachte Leistung alter Frauen hinzuweisen, doch ist es mir ein Anliegen, dass das Bild der flexiblen und kompetenten alten Frau nicht nur in einem gesellschaftlichen Verwertungszusammenhang seine Legitimität erhält. Als legitim sollen v.a. Fragen zu Geschlechtergerechtigkeit im Alter gelten. Was können alte Männer dazu beitragen? Gerade was die Betreuungsarbeit anbelangt, kann das Bild des gebrochenen alten Mannes auch als Versuch gesehen werden, zusätzliche gesellschaftliche Ressourcen an sich zu binden. Wenn unter Geschlechtergerechtigkeit gleichberechtigtes Nehmen und Geben verstanden wird, sind gerade diese zweigeschlechtlichen Vorstellungen von weiblichen und männlichen Arbeitsvermögen zu entkräften.

5.4 Wirksamkeit hegemonialer Männlichkeit auch noch im Alter aufzeigen

Das bei Böhnisch formierte Bild des gebrochenen alten Mannes ist also insofern problematisch, als mit einer Überbetonung der männlichen Schwäche die Gefahr einhergeht, die ‚patriarchale Dividende‘ (vgl. Connell 1999)⁷ zu ver-

7 Unter der patriarchalen Dividende wird der Umstand verstanden, dass selbst Männer, die nicht dem gesellschaftlich dominanten Männlichkeitsbild entsprechen, von der gesellschaft-

heimlichen, auch wenn es seine Wichtigkeit hat, ein Bild von Männlichkeit zu zeigen, in dem Schwäche ihren Platz hat.

Meadows und Davidson (2006) erklären die Situation alter Männer vor dem Hintergrund des Konzepts *hegemonialer Männlichkeit* (vgl. Connell 1999). Alte Männer entsprechen nicht mehr dem hegemonialen Männlichkeitsbild westlicher Gesellschaften, in welchem Stärke, Selbstkontrolle, Aggression, Kraft, Potenz und Vermögen favorisiert werden: „As man age, their withdrawal from the occupational breadwinner role, their possible loss of sexual potency, their diminishing physical strength, and the onset of illness can all weaken their relationship with this dominant ideology [...]” (ebd.: 296). Selbst die privilegiertesten Männer verlieren im Alter an Macht. Sie erfahren, was es bedeutet, zu *Anderen* gemacht zu werden, indem sie aus der männlichen Sphäre gedrängt werden (ebd.: 296f.). Meadows und Davidson (2006: 302) wenden sich jedoch gegen die Vorstellung, dass alte Männer somit „ungendered“ werden und gegen die weit verbreitete These des Verschwimmens der Geschlechterdifferenz im Alter, die auch von Böhnisch aufgegriffen wird: „Instead, we argue here that the men employ strategies to continue approximating hegemonic masculinity“ (ebd.: 302). Anhand einer in Großbritannien durchgeführten qualitativen Studie zeigen sie auf, wie ein Teil der Männer der Positionierung als ‚Andere‘ Widerstand leisten. Die Strategien werden von den Studienautorinnen als *What I Can Still Do*, *Being Better Than Others* und *Proving the Young Ones Wrong* beschrieben (ebd.: 302ff.).

Die These der Angleichung der Geschlechter ist auch andernorts umstritten. So wurden in einer in Australien durchgeführten Untersuchung Ehepaare zu den Bereichen Haus- und Lebensgestaltung, Freizeitaktivitäten in der Pension, soziale Beziehungen und emotionale Bindungen befragt: „All have revealed important differences between older women and men in the meanings and significance they attach to the phenomenon under investigation” (Russell 2007: 178). Gertrud Backes (2002, S. 138ff.) geht davon aus, dass sich die im Lebenslauf angelegten Geschlechterverhältnisse nicht nur fortsetzen, sondern im hohen Alter noch einmal zuspitzen.

„Männliche Vergesellschaftung [...] tritt zwar in den Hintergrund, bleibt jedoch im Sinne einer weitgehenden Sicherung der hierarchischen Geschlechterstruktur wirksam. [...] De facto verhilft männliche Vergesellschaftung ihnen im Alter zu mehr Freiheit von Belastung und sozialen Problemen und den Zugriff zu mehr Hilfsressourcen.“ (ebd.: 139)

lichen Hegemonie der Männlichkeit profitieren. Sie haben dennoch am allgemeinen Vorteil, der Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst, teil (Connell 1999: 100).

5.5 *Feministisch kritische Ansätze in der sozialen Altenarbeit – ein noch ausstehendes Zukunftsprojekt*

Die offene soziale Altenarbeit orientiert sich seit den 1990er Jahren am „Leitbild des zu gestaltenden Alters“, das in Anlehnung an die Gesellschaftsdiagnose der „Reflexiven Moderne“ und die „Individualisierungsthese“ entworfen wurde (Schweppe 2002: 333ff.). Auf die Freisetzung, Pluralisierung und Biografisierung des Alters reagiert die soziale Arbeit mit alten Menschen dahingehend, dass sie davon weggeht, Angebote für alte Menschen zu organisieren, sondern stattdessen danach strebt, den Findungsprozess bei den Betroffenen zu unterstützen, ihn anzuregen und zu initiieren. Im Gegensatz zu klassischen Ansätzen „fürsorglicher Bevormundung“ sollen Autonomie und Selbstbestimmung in den Vordergrund gerückt werden (Otto/Schweppe 1996: 60). Das Problem offener Altenarbeit, das Fürsorge als illegitimen Eingriff abtut und lediglich auf die Fähigkeit der Eigeninitiative und Selbstbestimmung setzt, ist, dass vorrangig privilegierte Personengruppen angesprochen werden. Ute Karl (2006) attestiert den Leitbildern sozialer Altenarbeit zunehmend neoliberale Rationalitäten. Als Beispiel analysiert sie das Modellprogramm des deutschen Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (EFI), im Zuge dessen ‚Senior TrainerInnen‘ ausgebildet wurden. Ziel des Programms war es, älteren Menschen Wertschätzung für ihr Erfahrungswissen zu vermitteln und zugleich dieses Wissen für die Gesellschaft besser nutzbar zu machen. Angesichts der hohen Anforderungen an die TeilnehmerInnen stellte sich jedoch heraus, dass sich überwiegend Menschen zwischen 55 und 70 Jahren mit überdurchschnittlichen Schul- und Berufsabschlüssen von dem Programmangebot angesprochen fühlten, das die Befähigung zur Eigeninitiative und einen produktiven Umgang mit Wahlfreiheit voraussetzt (ebd.: 308ff.). Diese Möglichkeiten sind je nach sozialer Schicht, ethnischer Zugehörigkeit und Geschlecht sehr unterschiedlich verteilt. Angesichts der Pluralisierung des Alters lehnt Schweppe (2005: 41) jedoch eine Orientierung an Normen in der Sozialen Altenarbeit ab, da dies eine Kolonialisierung des Alters bedeuten würde. Was Schweppe dabei entgeht, ist, dass diese neuen Altersleitbilder eben eine veränderte Form der Normalisierung darstellen, mit einem verstärkten Moment der Selbstführung. Winkler (2003: 77f.) spricht von Naivität und Unredlichkeit, wenn das Pädagogische als Kontrolle und Bevormundung zurückgewiesen wird und stattdessen mit einem vorsichtigen Verständnis von Hilfe operiert wird, welches nicht in das Leben der Betroffenen eingreift. Die Antwort auf die Pluralisierung und Freisetzung der Subjekte kann deshalb nicht lauten, nur noch Rahmenbedingungen zu setzen und auf die Eigeninitiative der Einzelnen zu warten. Es gilt der Facettenvielfalt des Alters zu entsprechen, welche jedoch nicht nur durch eine Pluralisierung der Lebensstile bedingt ist, sondern eben durch soziale Ungleichheiten. Die Gegenüberstellung der ‚flexiblen und kompetenten alten Frau‘ und des ‚gebrochenen alten Mannes‘ greift natürlich eben-

falls zu kurz. Es bedarf tiefergehender intersektionaler Untersuchungen, in denen auf Klassenungleichheiten, Heteronormativität und Migration gebührend eingegangen wird. Des Weiteren bedarf es einer klaren Positionierung: Ich plädiere für eine kritische Perspektive in der Sozialen Altenarbeit, in der am normativen Anspruch von Emanzipation und dem Glauben an bessere Verhältnisse festgehalten wird. Feministische Beiträge würden diese kritische Perspektive stärken. Altersfragen wären vermehrt in feministische Forschungen aufzunehmen. Fragen der Geschlechtergerechtigkeit und -demokratie stellen sich in jedem Lebensalter. „*Visionen einer feministischen Bildungsarbeit*“ (Christof et al. 2005: 245) verblassen mit dem Alter keineswegs!

Literatur

- Aner, Kirsten/Karl, Fred/Rosenmayr, Leopold (Hrsg.) (2007): „Die neuen Alten – Retter des Sozialen?“. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Auth, Diana (2009): Die ‚neuen Alten‘ im Visier des aktivierenden Wohlfahrtsstaates: Geschlechtsspezifische Implikationen des produktiven Alter(n)s. In: Dyk, S. van/Lessenich, S. (Hrsg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 296-315.
- Backes, Gertrud M. (2002): „Geschlecht und Alter(n)“ als künftiges Thema der Alter(n)ssoziologie. In: Backes, G. M./Clemens, W. (Hrsg.): Zukunft der Soziologie des Alter(n)s. Opladen: Leske + Budrich, S. 111-148.
- Backes, Gertrud M. (2004): Alter(n): Ein kaum entdecktes Arbeitsfeld der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Becker, R./Kortendiek, B. (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methode, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 395-401.
- Beauvoir, Simone de (1972): Eine gebrochene Frau. Reinbeck: Rowohlt.
- Beauvoir, Simone de (2004): Das Alter. Essay. Reinbeck: Rowohlt.
- Böhnisch, Lothar (1999): Altern als biographischer Prozess. In: Lenz, K./ Rudolph, M./Sickendiek, U. (Hrsg.): Die alternde Gesellschaft: Problemfelder gesellschaftlichen Umgangs mit Altern und Alter. Weinheim/München: Juventa, S. 121-136.
- Böhnisch, Lothar (2001): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar (2005): Lebensbewältigung und Beratung von Männern im Alter. In: Schweppe, C. (Hrsg.): Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder. Hohengehren: Schneider, S. 77-86.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (1998): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin: Berlin Verlag.
- Calasanti, Toni M./Slevin, Kathleen F. (2006): Introduction. Age Matters. In: Calasanti, T. M./Slevin, K.F. (2006): Age Matters. Realigning Feminist Thinking. New York/ London: Routledge, S. 1-17.
- Christof, Eveline/Forster, Edgar/Müller, Lydia/Pichler, Barbara/Rebhandl, Nina/Schlembach, Christopher/Steiner, Petra/Strametz, Barbara (2005): Feministische Bil-

- dungsarbeit. Leben und Lernen zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Connell, Robert (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.
- Dyk, Silke van (2007): Kompetent, aktiv, produktiv? Die Entdeckung der Alten in der Aktivgesellschaft. In: Prokla, 37(1), S. 93-112.
- Dyk, Silke van/Lessenich, Stephan (2009): >Junge Alte<: Vom Aufstieg und Wandel einer Sozialfigur. In: Dyk, S.van/Lessenich, S. (Hrsg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt a.M.: Campus, S. 11-48.
- Friedan, Betty (1993): The Fountain of Age. New York: Simon/Schuster.
- Gibson, Diane (1996): BROKEN DOWN BY AGE AND GENDER „The Problem of Old Women“ Redefined. In: GENDER/SOCIETY, 10 (4), S. 433-448.
- Haller, Miriam (2005): >Unwürdige Greisinnen<. >Ageing trouble< im literarischen Text. In: Hartung, H. (Hrsg.): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld: transcript, S. 45-64.
- Hoppe, Birgit (1996): Geschlechterdifferenz des Alterns. In: Hoppe, B./Wulf, C. (Hrsg.): Altern braucht Zukunft. Anthropologie, Perspektiven, Orientierungen. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, S. 77-93.
- Karl, Ute (2006): Soziale Altenarbeit und Altenbildungsarbeit – vom aktiven zum profilierten, unternehmerischen Selbst? In: Weber, S./Maurer, S. (Hrsg.): Gouvernamentalität und Erziehungswissenschaft. Wissen – Macht – Transformation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 301-320.
- Keller, Evelyn Fox (1998): Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? Frankfurt a.M.: Fischer.
- Kohli, Martin (1990): Das Alter als Herausforderung für die Theorie sozialer Ungleichheit. In: Berger, P.A./Hradil, S. (Hrsg.): Lebenslage, Lebensläufe, Lebensstile. Göttingen: Schwartz/Co, S. 387-406.
- Maxim, Stephanie (2009): Wissen und Geschlecht. Zur Problematik der Reifizierung der Zweigeschlechtlichkeit in der feministischen Schulkritik. Bielefeld: transcript.
- Meadows, Robert/Davidson, Kate (2006): Maintaining Manliness in Later Life: Hegemonic Masculinities and Emphasized Feminities. In: Calasanti, T. M./Slevin, K. F. (Hrsg.): Age Matters. Realigning Feminist Thinking. New York/London: Routledge, S. 295-312.
- Meyer-Drawe, Käte (2000): Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich. München: Kirchheim.
- Otto, Ulrich/Schweppe, Cornelia (1996): Individualisierung ermöglichen – Individualisierung begrenzen. Soziale Altenarbeit als sozialpädagogischer Beitrag und allgemeine Arbeitsorientierung. In: Schweppe, C. (Hrsg.): Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter. Weinheim/München: Juventa, S. 53-72.
- Pichler, Barbara (2007): Autonomes Alter(n) – Zwischen widerständigem Potenzial, neoliberaler Verführung und illusionärer Notwendigkeit. In: Aner, K./Karl, F./Rosenmayr, L. (Hrsg.): Die neuen Alten – Retter des Sozialen? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 67-84.
- Pichler, Barbara (2010): Aktuelle Altersbilder: „junge Alte“ und „alte Alte“. In: Aner, K./Karl, U. (Hrsg.): Handbuch „Soziale Arbeit und Alter“. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 415-426.

- Pichler, Barbara (2010): Autonomie im Alter. Ein theoretischer Eingriff in den sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs. Dissertation, Universität Wien.
- Russell, Cherry (2007): What Do Older Women and Men Want?: Gender Differences in the 'Lived Experience' of Aging. In: *Current Sociology*, 55(2), S. 173-192.
- Schirilla, Nausikaa (2003): Autonomie in Abhängigkeit. Selbstbestimmung und Pädagogik in postkolonialen, interkulturellen und feministischen Debatten. Frankfurt a.M./London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Schweppe, Cornelia (1997): Alte Frauen: Eine vergessene Mehrheit in der sozialen Arbeit. In: Frieberthäuser, B./Jakob, G./Klees-Möller, R. (Hrsg.): *Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 225-238.
- Schweppe, Cornelia (2002): Soziale Altenarbeit. In: Thole, W. (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Opladen: Leske + Budrich, S. 331-348.
- Schweppe, Cornelia (2005): Alter und Sozialpädagogik – Überlegungen zu einem anschlussfähigen Verhältnis. In: Schweppe, C. (Hrsg.): *Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder*. Hohengehren: Schneider, S. 32-46.
- Sickendiek, Ursel (1999): Frauen im Alter. In: Lenz, K./Rudolph, M./Sickendiek, U. (Hrsg.): *Die alternde Gesellschaft: Problemfelder gesellschaftlichen Umgangs mit Altern und Alter*. Weinheim/München: Juventa, S. 149-173.
- Statistik Austria (2008): Statistik des Bevölkerungsstandes. Erstellt am 26.05.2008. http://www.statistik.at/web_de/static/jahresdurchschnittsbevoelkerung_seit_2002_nach_fuenfjaehrigen_altersgruppe_023427.pdf [Zugriff: 20.08.2008]
- Winkler, Michael (2003): Theorie der Sozialpädagogik – Annäherung mit Johann NESTROY. In: Lauermaun, K./Knapp, G. (Hrsg.): *Sozialpädagogik in Österreich. Perspektiven und Theorie*. Klagenfurt/Ljubljana/Wien: Hermagoras, S. 64-91.
- Woodward, Kathleen (1999): Introduction. In: Woodward, K. (Hrsg.): *Figuring Age. Women, Bodies, Generations*. Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press, S. IX-XXIX.
- Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (2007): Performative Pädagogik und performative Bildungstheorien. Ein neuer Fokus erziehungswissenschaftlicher Forschung. In: Wulf, C./Zirfas, J. (Hrsg.): *Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven*. Weinheim/Basel: Beltz, S. 7-40.
- Zajicek, Anna/Calasanti, Toni/Ginther, Cristie/Summers, Julie (2006): Intersectionality and Age Relations: Unpaid Care Work and Chicanas. In: Calasanti, T. M./Slevin, K. F. (Hrsg.): *Age Matters. Realigning Feminist Thinking*. New York/London: Routledge, S. 175-197.

„Und seit dann bin ich einfach daheim, Modell Hausmann.“

Prekäre Konstellationen: Lebensführung von Haushalten in prekären Lebenslagen zwischen Erwerbs- und Care-Arbeit

Michèle Amacker

Abstract

Vor dem Hintergrund einer feministisch-kritischen Perspektive auf Prekarität, die im Wesentlichen einen erweiterten Blick auf Prekarisierungsprozesse – weg von der Erwerbsarbeit hin zu Unsicherheit im Lebenszusammenhang – verlangt, untersucht der Beitrag prekäre Lebenslagen und den Umgang damit, die Lebensführung. Anhand von vier Fallbeispielen von Haushalten in prekären Lebenslagen in der Schweiz werden vier prekäre Lebenskonstellationen vertieft empirisch analysiert. Dabei zeigt sich, dass auf jeweils ganz verschiedenartige Weise das Zusammenspiel von unbezahlter (Care-)Arbeit und bezahlter Erwerbsarbeit sowie ihre je unterschiedliche gesellschaftliche Bewertung für die Prekarität der Lebenslage, die spezifische prekäre Konstellation, verantwortlich sind.

„And since then I just stay at home, the househusband model.“

Precarious constellations: Conduct of life of households in precarious social positions between paid employment and care work.

Taking a critical feminist perspective on precariousness – which demands an extended view of precariousness, i.e. focussing on insecurities in context of life rather than solely on paid employment – this contribution examines precarious social positions and the way individuals and households deal with them, i.e. their conduct of life. Four different precarious life constellations are subjected to detailed empirical analysis, by means of four illustrative cases of particular households in precarious social positions in Switzerland. It becomes evident that very different, specific kinds of interplay between unpaid

(care) work, paid work and the differing social valuation for these are responsible for the precariousness of each social position, that is for the specific precarious constellation.

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag schließt sich an die seit einiger Zeit zahlreicher werdenden kritischen Beiträge und Weiterentwicklungen (vgl. Jürgens 2011; Klenner et al. 2011; Völker 2011a; Hark/Völker 2010; Lorey 2010; Manske/Pfühl 2010) einer „hegemonialen deutschsprachigen (arbeits-)soziologischen“ Prekaritätsdebatte (Lorey 2010: 48) an, die sich vorwiegend um die Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse kümmerte und damit zusammengehend um die Erosion des (männlichen) Normalarbeitsverhältnisses. Diese kritischen Stimmen aus geschlechtertheoretischer Perspektive verlangen im Wesentlichen einen erweiterten Blick auf das Phänomen der Prekarität oder Prekarisierung, weg von der Erwerbsarbeit, hin zu Unsicherheit im Lebenszusammenhang und damit auch zur unbezahlten (Care-)Arbeit. Damit einher geht die Erkenntnis, dass ‚das Prekäre‘ – wie auch immer es genau fassbar gemacht wird – nicht einzig als ‚Abweichung‘ vom vermeintlich Normalen (das heißt: vermeintlich gesicherten Normalarbeitsverhältnis) zu lesen ist (Lorey 2010: 49), sondern darüber hinaus zu beschreiben ist als immer schon dagewesene Unsicherheit bestimmter Arbeits- und Lebensumstände. So muss denn nach Lorey die Frage gestellt werden: „Wer war [...] bereits im fordistischen Sozialstaatssystem nicht (genügend) abgesichert?“ (2010: 49). Damit richtet sich der Blick insbesondere auf die geschlechtsspezifische Strukturierung bzw. Segmentierung des Arbeitsmarktes, aber auch auf die ungleiche Verteilung von (bezahlter und unbezahlter) Care-Arbeit.

Ausgehend von dieser Debatte will der vorliegende Beitrag über ‚riskante Leben‘ nachdenken. Anhand qualitativer Interviewdaten aus der Befragung von Haushaltsmitgliedern in prekären Lagen in der Schweiz¹ sollen unsichere Lebenszusammenhänge und der Umgang damit näher beleuchtet werden. Dabei wird nicht von einer individualisierten sozialen Ungleichheit ausgegangen, vielmehr wird Unsicherheit als prekäre Lebenslage gefasst und verortet im gesellschaftlichen Sozialstrukturgefüge. Die von der zweiten Moderne ‚freigesetzten Subjekte‘ werden so wieder rückgebunden an die strukturellen Bedingungen ihres Daseins. Mit dieser sozialen Verortung von Unsicherheit unterscheidet sich der Beitrag in seinen zentralen Annahmen von den

1 Das Forschungsprojekt (No: 116605) wurde vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert. Zudem danke ich dem Projektteam sowie weiteren Kolleginnen für Diskussionen und Rückmeldungen.

Thesen der sogenannten *Reflexiven* Moderne, die von einer universellen Gefährdung, einem universalen Risiko ausgeht, das alle Menschen gleichermaßen treffen kann.

2. Analytischer Rahmen zur Untersuchung von Prekarisierung im Lebenszusammenhang

2.1 Theoretische Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand

Innerhalb gendertheoretischer Debatten rund um Prekarisierung/Prekarität muss zunächst eine zentrale begriffliche Unterscheidung geschehen: Im Anschluss an Judith Butler (2005) ist einerseits die Rede von einer existenziellen Gefährdetheit des Sozialen (*precariousness*), die allerdings – anders als die Thesen der Reflexiven Moderne vermuten lassen – gerade nicht „als Bedrohung entworfen“ ist (Lorey 2010: 49), also kein universelles Risiko darstellt, das alle gleichermaßen trifft oder treffen kann, sondern eine ganz grundlegende (menschliche) Verletzbarkeit meint, die auf die „soziale Bedingung wechselseitiger Abhängigkeit“ von anderen zurückzuführen ist und damit auch „keinen staatlichen Schutz erforderlich scheinen lässt“ (Lorey 2010: 49). Davon abzugrenzen ist eine zweite Bedeutungslinie von Prekarität (*precarity*), die in einem engeren Sinne eine soziale Gefährdungslage (bestimmter Bevölkerungsgruppen) meint: „Wir definieren Prekarität im Lebenszusammenhang als eine Gefährdungs- und Unsicherheitslage, die neben der Fragilität der individuellen auch die familiäre Lebensführung betreffen kann und die eingeschränkte Handlungsfähigkeit oder gar einen Verlust an Zukunft [...] mit sich bringt“ (Klenner et al. 2011: 418). Wird im Folgenden von Prekarität oder Prekarisierung gesprochen, ist jeweils diese zweite Begriffsbestimmung gemeint. Mit dieser Definition wird es möglich, Prekarität im (komplex strukturierten) Sozialraum zu verorten. Diese *objektive* Form von Prekarität als Unsicherheitslage ist begrifflich abzugrenzen von einer *subjektiven*, die als „gefühlte Prekarisierung“ diskutiert wird (Krämer 2008: 85f.) und die – losgelöst von einer konkreten Gefährdung – den gesamten Sozialraum erreichen kann.

Die Wirkung einer Unsicherheitslage ist im Übrigen nicht immer eindeutig bestimmbar. Damit werden jedoch prekäre Lebenslagen nicht gutgeheißen. Eine ‚positive‘ Lesart von Prekarität bedeutet vielmehr, erstens anzuerkennen, was die Betroffenen in dieser unsicheren Lage in ihrem alltäglichen Handeln tun, um ihre sozialen Positionen halten zu können, und zweitens, Chancen zu sehen, die sich durch das Brüchigwerden von Selbstverständlichem ergeben:

„Die mit *Prekarisierung* verbundenen *Dynamiken des Entsicherns* greifen auf sehr unterschiedliche soziale Konfigurationen zu und bringen vielfältige Instabilitäten hervor: der so-

zialen Einbindung, der Lebensführung, der Identifikation mit der eigenen Erwerbsarbeit (Entzauberung), der sozialen Position und Reproduktion und Fürsorge. Dies *kann* zugleich Möglichkeiten zur Des-Identifikation und Distanznahme von bisherigen Selbstverständlichkeiten, zur Umdeutung und Resignifikation, ja zur Ausbreitung von Zonen der Unbestimmtheit im sozialen Raum in sich tragen, die von den Einzelnen nicht nur negativ bewertet werden.“ (Völker 2011b: 1; Herv.i.O.)

Gerade in Bezug auf geschlechterspezifische Ungleichheiten und neue Rollenmodelle ist dieser zweite Aspekt zentral, wie aktuelle Forschungsarbeiten zeigen (Klenner et al. 2011; Schier et al. 2011; Völker 2011a; Dölling/Völker 2008).

2.2 Analytischer Rahmen: Prekäre Konstellationen

Als analytischer Rahmen für die empirische Untersuchung soll hier – im Anschluss an Völker (2011a: 428) und um der Vielschichtigkeit des Phänomens gerecht zu werden – von *prekären Konstellationen* gesprochen werden. Denn dieser Begriff vermag auszudrücken, dass bei der Analyse von Prekarität ganz unterschiedliche Faktoren einbezogen werden müssen (z.B. Erwerbstätigkeit, soziales Netz, Gesundheit, unbezahlte Arbeit), die erst durch ihr gleichzeitiges Auftreten die spezifische Prekarität eines Haushaltes ausmachen. Prekäre Konstellationen lassen sich operationalisieren mit dem Begriffspaar *Lebenslage*² (Voges et al. 2003) und *Lebensführung* (Jürgens 2002; Voss 1995; Rerich/Voss 1992) und zwar in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit (vgl. ‚Dualität von Struktur‘ nach Giddens 1997: 77): „Die Lebenslage bildet einerseits den Rahmen von Möglichkeiten, innerhalb dessen eine Person sich entwickeln kann, sie markiert deren Handlungsspielraum. Andererseits können Personen in gewissem Maße auch auf ihre Lebenslagen einwirken, diese gestalten“ (Engels 2008: 643). Die beiden Aspekte einer prekären Lebenskonstellation lassen sich allerdings nur analytisch klar voneinander trennen. Betrachtet man komplexe soziale Realitäten, treten sie meist gleichzeitig auf. Dennoch ist es zentral, beide Aspekte in der empirischen Analyse zu adressieren. Denn gerade bei prekären Konstellationen ist nicht eindeutig, wie die jeweilige Ressourcensituation wirksam wird und von den Handelnden wahrgenommen und gestaltet wird. Genau aus diesem Grund ist es unerlässlich, akteurszentriert zu erforschen, wie mit den vorhandenen (materiellen und nicht-materiellen) Ressourcen umgegangen wird. Wie Krämer (2008: 82) und Bartelheimer (2011: 386-393) gezeigt haben, ist es dabei zentral, das Individuum immer auch im Kontext seines Haushaltes zu sehen. Denn der *Haushaltskontext* kann Prekarität erst hervorbringen, diese aber auch auffangen. Ebenso verweisen die beiden Autoren auf den dynamischen Charakter von Prekarität. Oftmals zeigen sich Muster von Prekarisierung erst im *Lebensverlauf* oder bei Betrachtung der Haushaltsbio-

2 Die inhaltlichen Dimensionen des Lebenslageansatzes umfassen: Erwerbsarbeit, Einkommen, Bildung, Gesundheit, soziale Netzwerke und Wohnen (Voges et al. 2003).

grafie. Schließlich muss für eine gendersensible Analyse prekärer Konstellationen auf allen Ebenen des skizzierten Analyserahmens auch nach geschlechter-spezifischen Ungleichheiten gefragt werden, und zwar 1) in Bezug auf die Verteilung von (materiellen und nicht-materiellen) Ressourcen, 2) in Bezug auf die Art der Lebensführung, die Verteilung der unterschiedlichen Arbeiten im Haushalt und die Art der Erwerbsarbeit (geschlechtstypische Besetzung bestimmter Berufe und Berufspositionen), 3) in Bezug auf die typische Ausgestaltung des Lebensverlaufs. Und letztlich ist auch zu fragen: Gibt es Verschiebungen von (geschlechtsspezifischen) Selbstverständlichkeiten (Klenner et al. 2011; Völker 2011a) durch Prekarität? Gibt es Öffnungen hin zu neuen Handlungsmustern?

3. Empirische Daten und methodisches Vorgehen

Das skizzierte theoretisch-analytische Vorwissen dient der folgenden empirischen Analyse als sensibilisierendes Konzept (Kelle/Kluge 1999: 25ff.). Dabei werden Theorien als Versionen der Welt verstanden, die beständig angereichert werden am empirischen Material (Flick 2005: 72ff.). Empirische Grundlage der vorliegenden Untersuchung bilden wörtlich transkribierte Interviews, die im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) finanzierten Projektes ‚A comparative perspective on household strategies in four countries: Chile, Costa Rica, Spain and Switzerland‘ erhoben wurden. Konkret wurden in der Schweiz mit 74 Mitgliedern aus Haushalten in prekären Lebenslagen³ je zwei vertiefende Leitfadeninterviews mit biografischem Fokus (2008, 2009) geführt.

Die folgende Auswertung hat einen explorativen Charakter, erhebt also keinen Anspruch auf Vollständigkeit und erlaubt keine allgemeingültigen Schlüsse. Vielmehr soll mit einem *qualitativ-sinnrekonstruierenden* Zugang die subjektive Deutung der Lebenssituation der Interviewten erfasst werden. Konkret wird die Analyse nach der Methode der ‚thematic framework analysis‘ durchgeführt (Ritchie/Lewis 2003). Dieses inhaltsanalytische Verfahren fokussiert insbesondere die Erzählungen der Interviewten, deren Deutungen und Logiken, ist also nicht an Strukturen interessiert, die ‚hinter‘ dem gesprochenen Wort liegen. Gleichzeitig wird mit der Methode des kontrastierenden Fallvergleichs gearbeitet (Kelle/Kluge 1999), um dem vielseitigen Sample⁴ gerecht zu werden.

3 ‚Prekäre Lebenslage‘ wurde hier für die Auswahl der interviewten Haushalte operationalisiert als Haushalte mit einem Einkommen von 60-80% des Median-Äquivalenzeinkommens und/oder 1-3 Deprivationen in zentralen Lebensbereichen. Diese Operationalisierung von Prekarität geht zurück auf den Begriff des ‚prekären Wohlstands‘ von Hübinger (1996).

4 Da die Sampling-Strategie eine Kombination von Zufallsauswahl (durch Telefonscreening) und theoretischer Auswahl (kriterienorientiert) war, ist die Heterogenität des Samples sehr groß. Zudem sind die Haushalte – anders als in den meisten Studien zu Prekarität – nicht

Ziel der Analyse ist, im reichhaltigen Datenmaterial unterschiedliche prekäre Muster zu identifizieren. Dabei werden so lange kontrastierende Fälle hinzugezogen, bis sich keine neuen Konstellationen mehr ergeben, die Analyse folglich gesättigt ist. Die bislang⁵ aufgespürten prekären Konstellationen lassen sich grob zu vier Typen bündeln: A) Der erste Typus vereint prekäre Lebenskonstellationen, deren Prekarität sich erst auf Haushaltsebene erklären lässt; B) der zweite Typus umfasst prekäre Konstellationen, deren wesentliches gemeinsames Merkmal ein prekärer Erwerbsverlauf sowie ein vorzeitiges (d.h. vor dem regulären Rentenalter) Ausscheiden aus dem Erwerbsleben sind; C) im dritten Typus werden prekäre Konstellationen zusammengefasst, deren Lebenslage sowie Erwerbssituation wesentlich durch Migrationserfahrungen geprägt ist; D) und viertens kann ein Typus beschrieben werden, dessen prekäre Konstellation durch die selbständige Erwerbstätigkeit zustande kommt.

Obschon prekäre Erwerbsarbeit in allen vier Konstellationstypen eine Rolle spielt, steht sie nicht überall im Vordergrund. Damit wird deutlich, dass mit Hilfe des erweiterten Analyserahmens Prekaritäten sichtbar werden, die über Erwerbsarbeitsprekarität hinausgehen und in der Forschung noch wenig beschrieben sind. Es werden deshalb im Ergebnisteil jene beiden Typen genauer vorgestellt (A und B), bei denen nicht unsichere Erwerbsarbeit im Zentrum steht und die überdies zwei zentrale Lebensabschnitte im institutionalisierten Lebensverlauf beleuchten: die Phase der Familiengründung und Erwerbsarbeit sowie die des Übergangs vom Erwerbsleben ins Rentenalter.

4. Empirische Ergebnisse

Im Folgenden werden die beiden Typen A und B anhand von jeweils zwei Fallbeispielen exemplarisch in ihren inhaltlichen Dimensionen näher vorgestellt.

4.1 Typ A: Prekarität auf Haushaltsebene

4.1.1 Fallbeispiel A.1: Fragile Ordnung von bezahlter und unbezahlter Arbeit⁶

Anders als in gängigen Debatten zu Prekarität beschrieben, ist die prekäre Lebenslage von Marianne Dubois⁷ (42 Jahre) nicht auf ihre Erwerbssituation

zwingend durch ihre Erwerbsarbeitsdimension prekarisiert, sondern durch ihre armutsgefährdete Lebenslage insgesamt.

5 Beim Verfassen dieses Artikels war die Datenanalyse noch nicht abgeschlossen.

6 Eine ausführliche Analyse zur Lebensführung von Familienernährerinnen findet sich in Amacker (2011).

zurückzuführen: Sie arbeitet seit mehr als zehn Jahren vollzeitlich als Pflegefachfrau in einem städtischen Krankenhaus, hat also eine sichere berufliche Position mit einem mittleren Einkommen in einem weiblich besetzten Berufsfeld. Die Prekarität ihrer Lebenslage entsteht auf Haushaltsebene: Denn mit ihr im Haushalt lebt ihr Ehemann, der Vater ihrer drei gemeinsamen Kinder im schulpflichtigen Alter. Da er prekär beschäftigt ist – aufgrund seines Migrationshintergrundes bzw. fehlender Berufsausbildung – reicht ihr gemeinsames Einkommen gerade, um die fünfköpfige Familie zu finanzieren; eine kleine Wohnung wird aufgrund des relativ kurzen Arbeitsweges, der bezahlbaren Miete und der Nähe zu den Großeltern in Kauf genommen. Die Interviewte begründet ihre Erwerbsstrategie als Familienernährerin vor allem strukturell bzw. ökonomisch:

„Mein Mann hat nicht viel größere Möglichkeiten um ... also es wird nicht so sein, dass er die Familie ernähren könnte (...), weil er halt keine Ausbildung hat. Er wird immer Hilfsarbeiterjobs machen müssen.“

In diesem Zitat wird der enge wahrgenommene Handlungsspielraum von Marianne Dubois deutlich. Zudem zeigt sich die ständige Angst der Interviewten, den Lebensunterhalt der Familie nicht mehr sichern zu können und damit ihre soziale Position zu verlieren:

„Wenn ich jetzt meinen Job verlieren würde, was wäre dann? Ich bin ja quasi die, die das Geld nach Hause bringt.“

Marianne Dubois ist einerseits froh, dass ihre Anstellung Wochenend- und Nachtarbeit mit sich bringt, anders wäre die Betreuung der drei Kinder für den Haushalt auch gar nicht zu bewältigen. Ihr Partner ist jeweils mittags wieder zu Hause, sie arbeitet häufig bis in den Abend hinein. Dennoch bleiben auch in diesem Work-Care-Modell Versorgungslücken: Nicht selten arbeiten beide am Wochenende. So zeigt sich eine weitere Ressource, die unerlässlich ist, wenn dieses zeitlich enge Arrangement funktionieren soll: ein soziales Netz, hier die Großeltern der Kinder und einige Nachbarsfamilien, die (zuverlässig, aber flexibel) einen Teil der Sorgearbeit übernehmen. Würde diese informelle Hilfe fehlen, wie dies bei anderen Interviewten der Fall ist, würde die fragile Ordnung von bezahlter und unbezahlter Arbeit empfindlich gestört oder gar unmöglich, denn familienexterne, formelle (bezahlte) Kinderbetreuung könnte sich dieser Haushalt kaum oder nicht leisten (zumal subventionierte Krippen- oder Hortplätze knapp sind).

Zentral ist nun aber, dass die Lebensführung der interviewten Familienernährerin nicht nur von materieller, sondern auch von zeitlicher Knappheit geprägt ist. Denn die Interviewte fühlt sich – trotz Hilfe ihres Partners – mehrheitlich verantwortlich für die Betreuung der Kinder sowie das Funktionieren der gesamten Haushaltsabläufe:

„Es hat sich verschlechtert, weil ich mehr Schicht arbeiten muss. Ich bin oft am Abend nicht zu Hause (...) und mein Mann kann nicht so gut Deutsch und dann kann er den Kindern nicht gut bei den Hausaufgaben helfen und wenn ich jetzt vier oder fünf Spätdienste am Stück habe, dann sehe ich die Kinder auch fast nie. (...) dann habe ich das Gefühl, ich habe irgendwie den Überblick nicht mehr.“

Die Schichtarbeitszeiten ermöglichen also einerseits das Work-Care-Modell des Haushalts, andererseits nimmt die Interviewte die langen Arbeitszeiten, die unterschiedlichen Anforderungen von Erwerbs- und Familienarbeitsphäre auch als belastend wahr und würde – wäre es wirtschaftlich möglich – gerne ihre Erwerbstätigkeit zugunsten von mehr Familien- und Eigenzeit reduzieren. Doch daran ist zurzeit nicht zu denken:

„Ich bringe den Hauptlohn heim und was wäre, wenn ich nach diesem Bandscheibenvorfall nicht mehr auf dem Job arbeiten könnte? (...) da haben wir wenig Spielraum. (...) Weil wir immer gerade so rauskommen Ende Monat.“

4.1.2 Fallbeispiel A.2: Gleichverteilte (Familien-)Arbeit, prekäres Leben?

Anders der zweite Fall: Die prekäre Konstellation entsteht auch hier erst auf Haushaltsebene. Allerdings nicht durch ein prekär ausgestattetes Haushaltsmitglied, sondern weil ein Familienmodell gelebt wird, das höchst anforderungsreich ist, zumal dann, wenn wie hier, beide im mittleren Lohnsegment arbeiten. Silvio di Caprio ist 36 Jahre alt, hat ebenso wie seine Frau Migrationshintergrund, beide haben jedoch in der Schweiz abgeschlossene Berufsausbildungen und sind heute zu 80 Prozent (er als Straßenbahnfahrer) bzw. 50 Prozent (sie als Flight Attendant) erwerbstätig. Daneben teilen sie sich die Betreuung ihrer beiden Kinder im Vorschulalter, ohne dabei zusätzlich auf familienexterne Angebote zurückzugreifen. Verwandte, die unterstützend zur Seite stehen könnten, leben nicht in der Schweiz. Die Kinderbetreuung selbst zu bewältigen trotz doppelter Berufstätigkeit ist für sie von hoher Wichtigkeit. Die hier beschriebene Gleichverteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit auf beide Geschlechter als ganz bewusst gewählte Lebensführung hat allerdings ihren Preis: Der Alltag muss, mehr noch als in Fallbeispiel 1, hochgradig strukturiert sein: „Es ist wie eine Stafette: die Frau kommt, ich gehe oder umgekehrt“. Möglich macht diese nahtlose Übergabe der Verantwortung nicht eine privilegierte berufliche Stellung mit wählbaren Arbeitszeiten, sondern die Tatsache, dass beide in unregelmäßigen Schichten arbeiten:

„Obwohl ich unregelmässig arbeite ...und meine Frau arbeitet ja auch unregelmässig, passt es eben so, es klappt. (...) wenn einer von uns einen fixen Job hätte, also von morgens bis abends oder fünf Tage pro Woche, dann müssten wir eine andere Lösung finden mit der Betreuung.“

Allerdings reihen sich die Arbeitseinsätze des Ehepaars nicht automatisch aneinander. Nur mit großem zusätzlichen Aufwand werden die Arbeitspläne aufeinander abgestimmt, indem Silvio di Caprio mit Arbeitskollegen auf in-

formeller Basis Arbeitstage tauscht oder Überstunden anhäuft, die im nächsten Monat wieder strategisch als freie Tage ‚eingezogen‘ werden können. Hinzu kommt, dass gemeinsame Paarzeit oder auch Freizeit praktisch nicht mehr vorhanden sind:

„Ich habe Spätdienst und arbeite bis um eins und dann ist am nächsten Tag die Frau am Morgen weg, dann bin ich derjenige, der um sieben aufstehen muss für die Kinder. Man spürt diese Müdigkeit schon. Man geht abends um zwei ins Bett und dann um sieben auf und die Kinder haben vielleicht noch schlecht geschlafen und fangen schon morgens an zu reklamieren...“

Doch auch wenn die zeitliche Not in der Erzählung im Vordergrund steht, zeigt sich deutlich die materielle Seite dieser prekären Konstellation: „Wenn man sozusagen schwimmen möchte und über Wasser bleiben, das ist jetzt schon möglich. Aber größere Ziele verfolgen, das ist schwierig.“ Zwar gelingt es, unter großer Anstrengung die soziale Position zu halten, doch etwas Geld zur Seite legen, beruflich aufsteigen oder sich selbständig machen, das ist in naher Zukunft nicht möglich. Überhaupt ist nicht klar, wie lange der Haushalt dieses Setting tragen kann bzw. wann die langfristige Belastung in Erschöpfung umschlägt.

4.2 Typ B: Prekarität im Lebens- und Erwerbsverlauf

4.2.1 Fallbeispiel B.1: Nicht-Anerkennung von Care-Arbeit

Ganz anders als die von zeitlicher Knappheit geprägte prekäre Konstellation der Familienhaushalte sieht das Leben von Marta Gut (58 Jahre) aus:

„Sehr eintönig, ja. Weil ich bin alleine mit der Katze und ich habe zwar einen Sohn, aber der arbeitet ja und mein Mann ist gestorben vor zwei Jahren. Hat sehr leiden müssen. Darum musste ich aufhören zu arbeiten.“

Sie hat ‚freie‘ Zeit von morgens bis abends, die längst alle Bedeutung verloren hat und zu einer großen Last für die Interviewte geworden ist. Seit dem Tod ihres Partners versucht Marta Gut, nach fast zehnjähriger Pflege ihres Partners zu Hause, wieder Anschluss an ihren Freundeskreis und vor allem wieder eine Arbeitsstelle zu finden:

„Aber es ist chancenlos: (...) Sie sind zu alt, Sie sind zu teuer.“

Inzwischen ist sie ausgesteuert und hoffnungslos:

„Man kommt sich sehr sehr wertlos vor, ich habe schon oft gedacht: Hättest du mich nur mitgenommen [in den Tod; in Gedanken zu ihrem verstorbenen Mann].“

Die Prekarität ihrer Lebenslage entsteht durch das vorzeitige Ausscheiden aus dem Erwerbsleben, das damit einhergehende langsame Verschwinden ihres sozialen Netzes, die materiellen Sorgen (sie lebt von Erspartem und von der

Witwenrente) sowie die zunehmenden psychischen Probleme, die möglicherweise ebenfalls auf ihren ‚unsichtbaren‘ sozialen Status zurückzuführen sind: „Ich habe mich verändert, negativ (...) früher habe ich mehr Freude gehabt und äh, man erlebt sehr wenig“.

Der Blick auf den Lebenslauf von Marta Gut ist erhellend. Marta Gut wollte als junge Frau eine Ausbildung als Krankenschwester machen. Sie habe den Ausbildungsplatz nicht bekommen, weil sie zu einfühlsam war, wie man ihr sagte. Bereits in den Probemonaten vor Ausbildungsbeginn hat sie neben der regulären Arbeitszeit (unbezahlt) Menschen im Spital betreut, die allein mit der formellen Pflege nicht genügend versorgt gewesen wären. Sie heiratet schließlich früh und ohne Ausbildung, hat bald einen Sohn und arbeitet daneben als Aushilfe temporär an unterschiedlichsten Orten: im Service, im Verkauf, als Hauswartin. In all den Jahren hat sie zudem sehr viel unbezahlte Care-Arbeit geleistet:

„Dann haben wir den Kinderwagen, alles gepackt und beide [Kinder der kranken Bekannten] mitgenommen. Dann habe ich auf einmal drei Kinder gehabt. Dann habe ich noch eine Frau gehabt im Haus, der habe ich die Wäsche gemacht und das Mittagessen raufgebracht und einem Nachbarn habe ich die Wäsche gemacht und den Garten und so.“

Schließlich pflegt sie ihre Schwiegereltern bis zu deren Tod und begleitet während vieler Jahre ihren kranken Partner rund um die Uhr. Diese unbezahlten Fürsorgetätigkeiten kann sie allerdings nicht als Arbeit im engeren Sinne geltend machen. Und zwar in dreifacher Weise: Einerseits erfährt sie für diese Arbeit keine gesellschaftliche Anerkennung, etwa durch Freunde und Bekannte und wird dafür auch nicht entlohnt. Gleichzeitig kann sie diese Tätigkeiten und darin erworbene Erfahrungen auch gegenüber dem Arbeitsmarkt nicht sichtbar machen: Die Aufmerksamkeit liegt bei der fehlenden Erwerbstätigkeit der letzten Jahre, sie wird als ‚nicht-arbeitend‘ eingestuft, mit entsprechend großen Schwierigkeiten, später wieder eine bezahlte Stelle zu finden. Und schließlich kommt wie erwähnt die Benachteiligung durch die Institutionen des Sozialstaates hinzu: Zum einen äußert sich dies in der direkten Nicht-Anerkennung von Care-Arbeit, wie etwa das folgende Zitat aus einem anderen Interview zeigt:

„Er [ein Sozialarbeiter] wollte unbedingt, dass ich arbeite halbtags, ich habe gesagt: Hören Sie, ich will halbtags arbeiten, aber ich kümmere mich um meine Mutter, ich kann mich nicht anstellen lassen gegen Bezahlung. ‚Wenn Sie nicht arbeiten wollen, sage ich ihnen gleich jetzt, dann werden sie keine Invalidenrente bekommen‘.“

Zum anderen gleicht die institutionelle Benachteiligung einer späten Bestrafung für die unbezahlt geleistete Arbeit, indem etwa tiefere Altersrenten aufgrund von Teilzeitarbeit, niedrigen Löhnen oder Erwerbsunterbrüchen zu erwarten sind.⁸

8 Anrecht auf eine Vollrente hat, wer ab dem 20. Altersjahr ohne Unterbruch erwerbstätig war. Für die Höhe der Rente ist neben der Anzahl der Beitragsjahre zusätzlich die Höhe des

4.2.2 Fallbeispiel B.2: Ausgesteuert oder vorzeitig pensioniert?

Im ersten Interview erzählt Hermann Meister, dass es für ihn keine Zukunft mehr gebe. Auch der ganzen Familie werde es bald schlechter gehen, verdienen seine Frau und seine erwachsene Tochter (die ebenfalls im Haushalt lebt) als Raumpflegerin bzw. Kassiererin doch nur ein kleines Einkommen. Er sieht sich als Familienernährer verantwortlich. Doch nun ist er seit längerem arbeitslos, in wenigen Wochen droht gar die Aussteuerung. Mit seinen 62 Jahren ist es nicht einfach, nach einer wechselhaften Berufskarriere in der Informatikbranche und zunehmenden gesundheitlichen Beschwerden den Berufseinstieg wieder zu finden. Er sieht sich in dieser Lebenslage vollkommen alleine gelassen und beschreibt das Arbeitsamt in erster Linie als Kontrollinstanz, das seine Situation nicht ändern könne. Diese scheinbar ausweglose Lage im ersten Jahr hat sich bis zum zweiten Interview grundsätzlich verändert:

„Ich habe es dann selber in die Hand genommen und gesagt, (...) ich möchte wissen, wo ich stehe (...) jetzt muss es einfach weiter gehen.“

Bevor die Aussteuerung eintritt, lässt sich Hermann Meister vorzeitig pensionieren. Und mehr noch, dieser neue Status, der mit größerer gesellschaftlicher Anerkennung verbunden ist als der unklare Status nach dem Verlust der letzten Stelle, öffnet ihm neue Möglichkeiten, Verantwortung auch in anderen Bereichen zu übernehmen:

„Und seit dann bin ich einfach daheim, Modell Hausmann. Koche, putze, wasche, weil ich finde es einfach nicht gerecht, wenn die Frau 60% arbeitet und am Morgen um halb sechs zur Arbeit muss, dass sie nachher noch zu Hause den Haushalt machen muss.“

Auch wenn er darauf hinweist, dass er auch früher, als die Kinder noch klein waren, „nie ganz draußen gewesen“ sei aus der Hausarbeit, so wird doch deutlich, dass er sich zum ersten Mal für Care-Aufgaben richtig verantwortlich fühlt und dies offensichtlich auch gut mit seinem Selbstbild vereinbaren kann. Doch kann die positive Neuverteilung der bezahlten und unbezahlten Arbeit nicht darüber hinweg täuschen, dass die vorzeitige Pensionierung dazu führen wird, dass sein Haushalt in einigen Jahren auf Ergänzungsleistungen (Sozialhilfe) angewiesen sein wird. Bereits jetzt wird das Ersparnis für den Lebensunterhalt verwendet. Zudem lebt zum Zeitpunkt des zweiten Inter-

Jahreseinkommens entscheidend. Entsprechend wirken sich sowohl niedrige Einkommen als auch Beitragsunterbrüche negativ auf die Rentenhöhe aus. Wichtig ist nun aber folgende Präzisierung: Seit der 10. AHV-Revision (1. Januar 1997) können in der Schweiz sogenannte Erziehungs- und Betreuungsgutscheine geltend gemacht werden, was eine institutionelle Aufwertung unbezahlter Arbeit bedeutet, da die Anzahl der Beitragsjahre damit erhöht werden kann. Dies erhöht die Chance, trotz niedrigem Einkommen eine volle Minimalrente zu erhalten. Gleichzeitig wurde das Rentenalter der Frauen schrittweise von 62 auf 64 Jahre erhöht, was für das hier betrachtete Fallbeispiel wiederum nachteilig ist.

views auch der volljährige Sohn wieder mit im Haushalt, der ohne Berufsausbildung und temporär angestellt auf die Unterstützung seiner Eltern bzw. auf deren Wohnung angewiesen ist.

4.3 *Zwei Analysedimensionen prekärer Konstellationen*

Die Analyse der vier Fallbeispiele zeigt, dass unbezahlte Care-Arbeit nebst der Erwerbstätigkeit in ganz unterschiedlicher Weise für das Verständnis der prekären Konstellationen zentral ist. Während sich Care-Arbeit bei Prekarität auf Haushaltsebene (Typ A) vor allem als Teil eines fragilen Care-Work-Arrangements zeigt, kommen Fürsorgetätigkeiten im prekären Erwerbsverlauf (Typ B) als nicht-anerkannte, unsichtbare Arbeiten und bei Langzeitarbeitslosigkeit als Teil eines neuen Lebensentwurfs Bedeutung zu. Daneben sind der Haushaltskontext und Faktoren wie das soziale Netz oder auch die Kumulation von Lebensereignissen im Lebensverlauf mitverantwortlich für die spezifische prekäre Konstellation. Im Folgenden sollen zwei Analysedimensionen prekärer Konstellationen zusammenfassend dargelegt werden.

Zeit-Dimensionen

Während die Lebensführung von Silvio di Caprio als frei gewählt beschrieben wird, wird im Fall von Marianne Dubois die ökonomische Notwendigkeit zur Begründung herangezogen. Der Handlungsspielraum in Haushalt A.1 ist damit deutlich kleiner, ist doch über die Jahre deutlich geworden, dass die berufliche Stellung des Partners wohl prekär bleiben wird. Obschon die Haushaltsmitglieder der beiden Fallbeispiele unterschiedlich ausgestattet sind, sieht die Lebensführung sehr ähnlich aus: Augenfällig ist die zeitlich äußerst enge und planvolle Lebensführung, ja die eklatante Zeitnot, über die beide Interviewte berichten. Das Zitat aus einem anderen Interview mit einem alleinerziehenden Vater bringt nochmals deutlich zum Ausdruck, wie es um die Ressource Zeit steht, wenn man sich um Einkommen und Care-Arbeit gleichzeitig zu kümmern hat:

„Und vor allem mit diesem Job [als selbständig Erwerbender], so als Vater oder, ich habe in der Zeit gearbeitet, wo die anderen frei hatten. Und das hat den Nachteil, dass du dann keine Freunde mehr hast.“

Was hier individuell thematisiert wird, ist strukturell begründet: Aufgrund des konservativ-liberalen Care-Regimes (Pfau-Effinger 2005) der Schweiz muss Care-Arbeit größtenteils von privaten Haushalten getragen werden. Dies führt zur Benachteiligung von Haushalten mit tiefen Einkommen, die sich

keine externe bezahlte Care-Arbeit leisten können⁹ (Baghdadi 2010). Doch wie die Analyse hier zeigt, sind die Einschränkungen nicht einzig materieller Art. So muss Zeit als zentrale Dimension in den Analyserahmen prekärer Konstellation eingebaut werden. Der Vergleich der zeitlichen Ausstattung der Fallbeispiele in Typ A und B zeigt überdies, dass die Verfügbarkeit von Zeit je nach Lebensphase sehr unterschiedlich aussieht.

Gender-Dimensionen

Aus gendertheoretischer Sicht soll nochmals die These thematisiert werden, wonach Prekarität als Chance für einen Geschlechterrollenwandel fungieren kann. Wer Fall A.1 theoretisch als Beispiel für einen solchen Wandel lesen will, erkennt bei genauerer Analyse deutlich, dass dies nicht der Fall ist. Die prekäre Anstellung des Ehepartners von Marianne Dubois führt nicht dazu, dass die beiden ihre Rollen und Verantwortungsbereiche gänzlich tauschen. Dies mag auch daran liegen, dass die Interviewte ihrem Partner nicht wirklich zutraut, die Betreuung der Kinder gleichberechtigt oder hauptverantwortlich zu tragen, da er die lokale Sprache nicht gut spricht und das Schulsystem nicht genügend kennt. In Fallbeispiel A.2 sind die Rollen und Aufgaben im Haushalt gleichberechtigt verteilt. Die Prekarität scheint hier nicht als ‚Motor‘ für Geschlechterrollenwandel zu stehen, sondern sie entsteht gleichsam mit der Umsetzung eines Work-Care-Modells, das vor dem Hintergrund der mittleren Einkommenshöhe zu großen zeitlichen, finanziellen und beruflichen Belastungen führt. Gleichverteilung bedingt hier erst die prekäre Lage des Haushaltes. Wobei hier noch bedacht werden muss, dass auch die Fremdbetreuung der Kinder keine gewinnbringende Variante für diesen Haushalt darstellen würde, würden doch die Kosten für externe Kinderbetreuung in etwa dem Einkommen von Silvio di Caprios Partnerin entsprechen.

Wie kann die gleiche These für Typ B diskutiert werden? Die Handlungsspielräume der Fallbeispiele B.1 und B.2 sind klein, kann doch aufgrund struktureller Grenzen der Wunsch, wieder erwerbstätig zu sein, nicht eingelöst werden. Es zeigt sich eine äußerst fragile Zwischenposition zwischen Erwerbsleben und Pension. Die Unsicherheit dieser Zwischenposition kann zur Falle werden, wie Fall B.1 deutlich zeigt. Diese Fragilität kann jedoch auch dazu führen, dass eingeschliffene Lebensmuster aufgegeben werden, wie in Fall B.2. Tatsächlich könnte man sagen, dass bei Hermann Meister ein durch Prekarität ausgelöster Rollentausch mit seiner Ehefrau möglich gemacht wurde. Allerdings muss gleichzeitig angenommen werden, dass ihm

9 In der Schweiz werden 90% der Kinder, die in Haushalten mit tiefen Einkommen leben, privat (von Eltern, Verwandten, Bekannten) betreut. Gründe dafür sind nebst den zu hohen Kosten auch die unpassenden Öffnungszeiten von Krippen oder fehlende Angebote (Baghdadi 2010).

die Rolle als Hausmann erst zugänglich war in Kombination mit seinem offiziellen Status als Pensionär. Noch ein Jahr zuvor, in der totalen Schwebelage, war dies keine Handlungsoption für ihn, blieb er vielmehr in Logik einer traditionellen Aufgabenteilung im Haushalt verhaftet. Martha Gut lebt sozusagen die andere Seite der Medaille eines in Bezug auf die Geschlechterrollen traditionellen Lebensentwurfs und Lebensverlaufs. Während Hermann Meister Familienernährer war und sich jetzt damit abfinden muss, dass seine Frau morgens „aus dem Haus muss“, war Martha Gut zuständig für Kinderbetreuung, Pflege und Hausarbeit bzw. hat als Zuverdienerin in temporären Arbeitsverhältnissen gearbeitet. Als verwitwete Frau ist ihre Rolle als sorgende Ehefrau nutzlos geworden. Martha Gut hat ihren Ort in der Gesellschaft verloren. Sie verharrt in der Fragilität und kämpft mit dem „Verlust an Zukunft“ (Klenner et al. 2011: 418), der mit der unsicheren Lage einher geht.

5. Fazit

Abschließend kann die einleitend aufgeworfene Frage nochmals aufgegriffen werden: „Wer war [...] bereits im fordistischen Sozialstaatssystem nicht (genügend) abgesichert?“ (Lorey 2010: 49). Vor dem Hintergrund der empirischen Analyse muss hier die Antwort lauten: Lebensentwürfe wie derjenige von Martha Gut waren immer schon prekär, waren immer schon ungenügend abgesichert. Und: Sie waren und sind nicht vollständig gesellschaftlich anerkannt, wie die Beleuchtung der unbezahlt geleisteten und mehrfach unsichtbar gemachten Care-Arbeit deutlich werden lässt. Das Fallbeispiel Hermann Meister bringt ähnliche Mechanismen zum Vorschein: Erst der sichere Status des Pensionärs, der gesellschaftlich konnotiert ist mit wohlverdientem Ruhestand, erlaubt ihm die Übernahme der Rolle als Hausmann. Auch die prekären Konstellationen der Familienhaushalte zeigen, dass Care-Arbeit keine gesellschaftliche Anerkennung zufällt: Die Erwerbsarbeit prägt dominant die Lebensführung der Interviewten, so dass daneben kaum Zeit bleibt für die ebenfalls anfallende Care-Arbeit. Das Adult-Worker-Paradigma¹⁰ (Lewis 2001) ist derart bestimmend für beide Geschlechter, dass wer Care-Arbeit nicht auslagern kann oder will, in prekäre Lebenskonstellationen gedrängt wird. So kann gezeigt werden, dass gerade ein geschlechtergerechter Lebensentwurf wie in Haushalt A.2, der es beiden Elternteilen erlaubt, berufstätig zu bleiben, äußerst belastend ist. Diese Form von Prekarisierung, die sich am augenscheinlichsten in Zeitnot ausdrückt, muss dringend in die Prekaritätsdebatte aufgenommen werden.

10 Das Adult-Worker-Paradigma setzt die Erwerbstätigkeit aller Personen im Erwerbsalter voraus.

Die einleitend gestellte Frage könnte anders formuliert also auch heißen: Wer ist oder war schon immer ungenügend abgesichert, weil seine oder ihre Lebensführung gesellschaftlich nicht anerkannt wird oder wurde? Wird die Frage so gestellt, dann wird deutlich, dass nicht nur die Lebenslage und die Lebensführung in den Blick genommen werden müssen, um prekäre Leben umfassend zu analysieren. Nebst Fragen der Umverteilung von (materiellen und nicht-materiellen) Ressourcen braucht es – auch in der Prekaritätsdebatte – ein analytisches Werkzeug, das die Dimension der Anerkennung mitdenkt (Fraser 2003). Prekäre Lebenskonstellationen müssen also auch dahingehend reflektiert werden, inwiefern Leben allein dadurch prekariert sind, weil sie außerhalb des Rahmens gesellschaftlich anerkannter Norm- und Wertevorstellungen liegen (vgl. Hark/Völker 2010: 32). Es ginge also, wie Susanne Völker resümierend festhält, für politisch intervenierende Akteurinnen und Akteure darum, „eine Politik des Raum-Schaffens für reproduktive, sorgende und geschlechtlich unbestimmte Tätigkeiten“ in Angriff zu nehmen, „die erst ein gutes, umsorgtes und gehaltenes Leben ermöglichen“ (2011a: 428). Die Sphäre der Anerkennung müsste folglich ausgeweitet werden, um Lebensführungen wie jene von Silvio di Caprio oder Martha Gut zu ent-prekarisieren. Und schließlich müsste die „Politik des Raum-Schaffens“ auch eine Politik des Zeit-Schaffens sein für Tätigkeiten außerhalb der Erwerbsarbeits-sphäre.

Literatur

- Amacker, Michèle (2011): „Da haben wir wenig Spielraum.“ – Familienernährerinnen in prekären Lebenslagen. In: WSI-Mitteilungen, 64(8), S. 409-415.
- Baghdadi, Nadia (2010): Care-Work Arrangements of Parents in the Context of Family Policies and Extra-familial Childcare Provision in Switzerland. Research Reports 3&4. <http://www.unrisd.org/80256B3C005BCCF9/%28httpPublications%29/D82E6E17A1BF4B3DC125774A0037BB46?OpenDocument> [Zugriff: 03.12.2011]
- Bartelheimer, Peter (2011): Unsichere Erwerbsbeteiligung und Prekarität. In: WSI-Mitteilungen, 64(8), S. 386-393.
- Butler, Judith (2005). Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Dölling, Irene/Völker, Susanne (2008): Prekäre Verhältnisse, erschöpfte Geschlechterarrangements. Eine praxeologische Perspektive auf Strategien sozialer Kohäsion. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, 26(3/4), S. 57-71.
- Engels, Dietrich (2008): Lebenslagen. In: Maelicke, B. (Hrsg.): Lexikon der Sozialwirtschaft. Baden Baden: Nomos, S. 643-646.
- Flick, Uwe (2005): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt.
- Fraser, Nancy (2003). Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik. Umverteilung, Anerkennung und Beteiligung. In: Fraser, N./Honneth, A.: Umverteilung oder Anerkennung? Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 13-128.

- Giddens, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a.M.: Campus.
- Hark, Sabine/Völker, Susanne (2010): Feministische Perspektiven auf Prekarisierung: Ein „Aufstand auf der Ebene der Ontologie“. In: Manske, A./Pühl, K. (Hrsg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 26-47.
- Hübinger, Werner (1996): Prekärer Wohlstand: Neue Befunde zu Armut und sozialer Ungleichheit. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Jürgens, Kerstin (2002): Alltägliche Lebensführung als Dimension sozialer Ungleichheit? In: Wehrich, M./Voß, G. (Hrsg.): Tag für Tag. Alltag als Problem – Lebensführung als Lösung? München: Rainer Hampp, S. 71-94.
- Jürgens, Kerstin (2011): Prekäres Leben. In: WSI-Mitteilungen, 64(8), S. 379-385.
- Kelle, Udo/Kluge, Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Klenner, Christina/Pfahl, Svenja/Neukirch, Sabine/Weßler-Poßberg, Dagmar (2011): Prekarisierung im Lebenszusammenhang – Bewegung in den Geschlechterarrangements? In: WSI-Mitteilungen, 64(8), S. 416-422.
- Krämer, Klaus (2008): Prekarität – was ist das? In: Arbeit, 17(1), S. 77-90.
- Lewis, Jane (2001): The Decline of the Male Breadwinner Model: Implications for Work and Care. In: Social Politics, 8(2), S. 152-169.
- Lorey, Isabell (2010): Prekarisierung als Verunsicherung und Entsetzen. Immunisierung, Normalisierung und neue Furcht erregende Subjektivierungsweisen. In: Manske, A./Pühl, K. (Hrsg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster, S. 48-81.
- Manske, Alexandra/Pühl, Katharina (2010): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Pfau-Effinger, Birgit (2005). Wandel der Geschlechterkultur und Geschlechterpolitiken in konservativen Wohlfahrtsstaaten – Deutschland, Österreich und Schweiz.
http://web.fu-berlin.de/gpo/wandel_geschl_pfau_effinger.htm. [Zugriff: 02.12.2011]
- Rerrich, Maria/Voß, Günter (1992): Vexierbild soziale Ungleichheit. In: Hradil, S. (Hrsg.): Zwischen Bewusstsein und Sein. Opladen: Leske + Budrich, S. 251-266.
- Ritchie, Jane/Lewis, Jane (Hrsg.) (2003): Qualitative Research Practice. London: Sage.
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin/Szymenderski, Peggy (2011): Entgrenzung von Arbeit und Familie – mehr als Prekarisierung. In: WSI-Mitteilungen, 64(8), S. 402-408.
- Voges, Wolfgang et al. (2003): Methoden und Grundlagen des Lebenslagenansatzes. Bremen: Zentrum für Sozialpolitik.
- Völker, Susanne (2011a): Praktiken sozialer Reproduktion von prekär beschäftigten Männern. In: WSI-Mitteilungen, 64(8), S. 423-429.
- Völker, Susanne (2011b): Prekarisierung als Herausforderung sozialen Handelns. Handout zum Workshop „Feministische Kritik in Zeiten der Prekarisierung“, 8./9. Dezember 2011 (unveröff.).
- Voss, Günter (1995): Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Kudera, W. (Hrsg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen: Leske+Budrich, S. 23-45.

Aus der Forschung

Altern und Geschlecht – Gesundheit und Wohlbefinden im Alter in einer geschlechterdifferenziellen Perspektive

Carola Iller und Jana Wienberg

Abstract

Frauen und Männer altern nicht in gleicher Weise. Die Gründe für Unterschiede in den Alternsprozessen sind allerdings nicht in einer unterschiedlichen biologischen Ausstattung, sondern im Zusammenspiel von genetischer Disposition und Lebensstil zu suchen. In dem Beitrag wird deshalb der Frage nachgegangen, ob bzw. inwieweit in der zweiten Lebenshälfte Geschlechtsunterschiede in der Lebensführung, in der Zeit- und Aktivitätsstruktur, der Beurteilung des subjektiven Wohlbefindens sowie hinsichtlich der Partizipation an Bildung erkennbar sind und damit Unterschiede in den Lebenslagen, insbesondere im Gesundheitszustand im Alter, erklärt werden können. Die Analyse stützt sich auf eine Metaanalyse nationaler sowie internationaler Studienergebnisse zu Bildung und Gesundheit im Alter mit dem Blick auf (vermeintliche) Geschlechtsunterschiede.

Ageing and gender – gender differential in health and wellbeing of the elderly

Men and women go through different ageing processes. However, this difference is not explained by biological factors, but by a complex interaction of lifestyle choices and genetic disposition. This article addresses to what extent way of life, structure of activities, time-scheduling, perceived wellbeing and participation in educational activities differ between men and women in the second half of their life. The analysis is based on a meta-analysis of national and international studies addressing gender specific education and health during the ageing process.

1. Einleitung

Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels sind das Interesse an und die Anzahl von Untersuchungen zur Lebenssituation und insbesondere zu Einflussfaktoren auf die Lebenszufriedenheit und Gesundheit im Alter immens gestiegen. Bislang wurden Geschlechterunterschiede hierbei allerdings nur am Rande thematisiert, wobei sich insgesamt recht widersprüchliche Erkenntnisse zu männlichen und weiblichen Lebenslagen im Alter gegenüber stehen. Einerseits wird angenommen, dass Geschlechterrollen im Alter ihre normative Kraft verlieren und es zu einer partiellen Annäherung (vgl. Sørensen 1990) der Entwicklungsverläufe sowie einer Angleichung der Lebensentwürfe von Frauen und Männern im Alter kommt (Mayer 1991). Andererseits ist festzustellen, dass sich auch im höheren Alter die Lebenssituation, die sozioökonomischen Bedingungen, Aktivitätsmuster und Partizipationsmöglichkeiten zwischen den Geschlechtern unterscheiden. Dies betrifft insbesondere den Gesundheitszustand, der gerade im höheren Alter deutliche Unterschiede in Abhängigkeit von Dauer und Intensität der Belastungen im Lebensverlauf aufweist. Dies gilt vor allem für belastende Arbeitsbedingungen, wie Schichtarbeit, dauerhafte Verausgabung in beruflichen und privaten Anforderungssituationen, aber auch lebensstilabhängige Verhaltensweisen wie einseitige Ernährung und Bewegungsarmut, die erst über einen längeren Zeitraum von mehreren Jahren wirksam werden. Die Lebensqualität im Alter wird also nicht nur von aktuellen Gegebenheiten, sondern maßgeblich von biografisch erworbenen Ressourcen und nachwirkenden Belastungen bestimmt, so zeigen übereinstimmend empirische Ergebnisse der Altersforschung (vgl. Iller 2005; Kuhlmeier et al. 2007; Kickbusch 2006). Eine besondere Rolle spielt dabei Bildung, denn ihr kann hinsichtlich der Gesundheit im Alter eine protektive Funktion zugesprochen werden (vgl. zusammenfassend zum Forschungsstand Wienberg 2010): Bildung ermöglicht es gesundheitlichen Beeinträchtigungen im Alter vorzubeugen bzw. vorhandene Beeinträchtigungen zu kompensieren, sie kann als Aktivität zu gesellschaftlicher Teilhabe im Alter beitragen und den Reflexionsraum der eigenen Lebensgestaltung erweitern.

Angesichts der komplexen Wirkmechanismen wäre es deshalb zu kurz gegriffen, Unterschiede oder Annäherungen in den Lebenslagen von Frauen und Männern im Alter vorrangig auf die genetische Disposition zurückzuführen. Unsere These ist vielmehr, dass Geschlechterunterschiede im Alter in den Lebenslagen, insbesondere hinsichtlich der Gesundheit, bestehen bleiben, sofern die über den Lebensverlauf angebahnten Unterschiede in der Lebensweise fortbestehen. Eine Verschiebung in der Disparität setzt eine reflexive Auseinandersetzung insbesondere mit den geschlechterdifferenten Aktivitätsmustern, sozialer Unterstützung und der Kompetenz zur Gestaltung eines zufriedenen und selbstbestimmten Lebens voraus.

Wie zu zeigen sein wird, sind Frauen und Männer unterschiedlich von Beeinträchtigungen im Alter betroffen. Wir konzentrieren uns bei der folgenden Analyse auf Gesundheit im Alter, wobei wir Gesundheit im Sinne der Weltgesundheitsorganisation (WHO) als „Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens“ (s. Verfassung der Weltgesundheitsorganisation von 1946) verstehen. Gesundheit soll insofern nicht, zumindest nicht ausschließlich, als ein objektiver, biometrisch messbarer Tatbestand angesehen werden, sondern als Kategorie des individuellen Erlebens von Wohlbefinden (vgl. Tesch-Römer/Wurm 2009: 12). Gesundheit ist in diesem Verständnis ein entscheidender Gradmesser zur Bewertung von Teilhabe und Selbstbestimmung.

Auf der Grundlage einer Metaanalyse von nationalen sowie internationalen empirischen Studien zu Gesundheit im Alter¹ werden wir zunächst die Befundlage zu (vermeintlichen) Geschlechterunterschieden im Gesundheitszustand im Alter vorstellen. Im zweiten Schritt werden wir dann mögliche Erklärungen diskutieren. Im dritten und letzten Abschnitt werden wir uns mit Perspektiven und Fragestellungen für weitere Forschung befassen.

2. Befunde zu Unterschieden im Gesundheitszustand von Frauen und Männern im Alter

Altern zeichnet sich durch eine große Multidimensionalität, Multidirektionalität und Multikausalität aus, d.h. sie kann in ihrer temporären Entwicklung wie auch im Ausmaß sehr unterschiedlich verlaufen (Schmitt et al. 2008: 12f.). In den meisten gerontologischen Studien werden deshalb soziodemografische Angaben erhoben, um Testergebnisse entsprechend einordnen zu können. Die meisten uns bekannten Studien weisen auch Geschlechterverteilungen in den Befunden aus. Allerdings wurden bisher keine systematischen geschlechterdifferenziellen Auswertungen vorgenommen, die auf die unterschiedliche Lebenssituation von Männern und Frauen im Alter Bezug nehmen. Im Folgenden können die Befunde zum Gesundheitszustand deshalb nur deskriptiv nach Geschlechtszugehörigkeit der StudienteilnehmerInnen dargestellt werden. Rückschlüsse auf Geschlechtsunterschiede in der Lebenssituation und in Lebensverläufen sind auf dieser Basis nicht möglich.

Aufgrund der bislang feststellbaren Übersterblichkeit der Männer – u.a. wegen demografischer Bedingungen, wie kriegsbedingte Ausfälle in den

1 Bei der Studienauswahl wurden ausschließlich medizinisch angelegte Untersuchungen nicht berücksichtigt, da sie zu dem hier interessierenden soziodemografischen Kontext keine Informationen liefern. Das Design und die Datengrundlage der Metaanalyse sind ausführlich beschrieben in Wienberg 2010.

männlichen Kohorten und die höhere Lebenserwartung² von Frauen – ist eine Ungleichheit in der Geschlechterverteilung zwischen alten Menschen zu konstatieren, die von Tews als „Feminisierung des Alters“ bezeichnet wird (Tews 1993: 28ff.; Tews 1999: 148f.). Die Geschlechtsunterschiede in der Lebenserwartung sind möglicherweise darauf zurückführen, dass bestimmte Krankheiten häufiger und intensiver bei Männern als bei Frauen auftreten. Allerdings bestehen bzgl. der Mortalitätsursache keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern: Die mit Abstand häufigsten Todesursachen sind Herzerkrankungen und Neubildungen (vgl. Statistisches Bundesamt 2009).

Obgleich Frauen eine höhere Lebenserwartung aufweisen, sind hinsichtlich der körperlich-organischen Gesundheit allerdings keine generellen Geschlechterunterschiede im hohen Alter festzustellen. Betrachtet man die statistischen Zahlen zur Multimorbidität, so schneiden Frauen allerdings signifikant schlechter ab, d.h. Frauen leiden mit zunehmendem Alter häufiger als Männer unter multiplen chronischen Krankheiten (Lindenberger et al. 2010: 626). Des Weiteren wird ein Geschlechtsunterschied in Hinblick auf die Gedächtnisleistungen konstatiert: Einer schwedischen Studie zufolge haben Frauen im Vergleich zu Männern ein besseres episodisches Gedächtnis (vgl. Betula – Aging, Memory and Dementia 2005). In der deutschen ILSE-Studie wurde eine leichte kognitive Beeinträchtigung mit vergleichbarer Häufigkeit beider Geschlechter identifiziert, Alzheimer-Demenz war bei Männern häufiger (Männer 61,5% vs. Frauen 38,5%) (Schröder et al. 2008: 36). Zusammenfassend zeigen sich folgende geschlechtsbezogenen Differenzierungen bzgl. der Morbidität und Mortalität:

- Insgesamt sind Frauen – insbesondere im Alter von unter 25 Jahren und über 65 Jahren – öfter von Krankheit betroffen, in den Altersgruppen dazwischen sind es überwiegend Männer (vgl. Statistisches Bundesamt 2009). Die Prävalenz für psychiatrische Erkrankungen (mit Ausnahme Schizophrenie) und allgemein für Morbidität ist bei Frauen höher als bei Männern. Zudem sind Frauen von neurotischen und psychosomatischen Störungen doppelt so häufig betroffen wie Männer. Chronisch-degenerative Erkrankungen (Erkrankungen des Muskel-Skelett-Systems und Herz-Kreislaufkrankheiten) treten bei Frauen häufiger auf (Clemens 1997: 97f.).
- Insgesamt sind mehrheitlich Frauen in ärztlicher Behandlung, Diagnosen chronischer Erkrankungen sind bei ihnen häufiger (Statistisches Bundesamt 2005: 71f.).

2 Statistisch besteht in Deutschland derzeit (noch) eine Differenz der Lebenserwartung der Geschlechter von durchschnittlich fünf bis sieben Jahren. Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt aktuell bei 77,8 (Männer) und 82,7 (Frauen) Jahren (vgl. Statistisches Bundesamt 2008a, 2008b). Vermutlich wird zukünftig absolut und relativ am stärksten die Besetzungszahl der Männer – trotz höherer Sterblichkeit – in den allerhöchsten Altersstufen zunehmen, da es keine kriegsbedingten Unterbesetzungen der Männerjahrgänge geben wird (Baltes et al. 1994: 83).

- Laut Todesursachenstatistik überwiegt die Mortalitätsrate bei Frauen hinsichtlich Herz-Kreislauf-Krankheiten deutlich gegenüber den Männern, bei Neubildungen und Krankheiten der Atemorgane liegen Frauen statistisch hinter den Männern (Statistisches Bundesamt 2005: 16f.).

Im Hinblick auf die subjektive Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes ist laut den Ergebnissen der EdAge-Studie die Zufriedenheit bei den Männern höher, die Gesundheitszufriedenheit sinkt bei den Männern jedoch rapider als bei den Frauen (Tippelt/Schmidt 2009: 95). Zu ähnlichen Befunden kam auch die Berliner Altersstudie (2010), wonach die Frauen ihren Gesundheitszustand tendenziell schlechter beurteilen als Männer (Lindenberger et al. 2010: 608), sowie die in der Schweiz durchgeführte Interdisziplinäre Altersstudie (IDA), der zufolge Frauen zwar generell gesundheitsbewusster sind, jedoch ihre Gesundheit zugleich pessimistischer beurteilen und zudem vermehrt über physische Beschwerden berichten (vgl. Perrig-Chiello et al. 1999).

Zahlreiche Untersuchungen weisen darauf hin, dass der Gesundheitszustand im Alter stark von sozialen Ressourcen (vgl. Weber/Glück et al. 2005) und insbesondere vom Bildungsstand abhängig ist (vgl. zusammenfassend Wienberg 2010; Iller/Wienberg 2010). In diesem Zusammenhang ist festzustellen, dass keine Geschlechterunterschiede im Gesundheitszustand erkennbar sind, wenn Frauen und Männer annähernd die gleichen Bildungsabschlüsse und sozioökonomischen Voraussetzungen aufweisen (vgl. WHO MONICA Projekt 2009). Dieses Ergebnis stützt unsere These, dass Geschlechterunterschiede in den Lebenslagen im Alter vorrangig auf Unterschiede in der Lebensweise zurückzuführen sind.

Ausgehend von unserer Annahme, dass Frauen nicht per se eine höhere Lebenserwartung haben und auch nicht zwangsläufig (genetisch) krankheitsanfälliger sind als Männer, sondern Gesundheit und Wohlbefinden im Alter von den Lebensumständen und der Biografie abhängen, sollen im Folgenden Kontextfaktoren von Gesundheit und Wohlbefinden im Alter in die geschlechterdifferenzielle Analyse einbezogen werden.

3. Kontextfaktoren von Gesundheit und Wohlbefinden im Alter

Im Unterschied zu biologischen Erklärungsansätzen für Unterschiede in Gesundheit und Wohlbefinden folgen wir epidemiologischen Sichtweisen, die dem (Risiko)Verhalten und den Aktivitätsmustern im Lebensverlauf eine bedeutende Rolle zusprechen (Baltes et al. 1994: 75). Sowohl bei kardiovaskulären Erkrankungen wie auch bei kognitiven Beeinträchtigungen (einschl.

Demenz) und psychischen Krankheiten konnte nachgewiesen werden, dass zusätzlich zur genetischen Prädisposition krankheitsauslösende oder auch protektive Faktoren hinzukommen, die schlussendlich zur Erkrankung führen bzw. den Ausbruch der Krankheit verhindern. Zu den Risikofaktoren gehören der Konsum von Genussgiften und Vorerkrankungen, während ein hoher Bildungsstand, körperliche und geistige Aktivität sowie eine ausgewogene Ernährung protektiv wirken (vgl. Sattler/Schröder 2011). Als weitere Kontextfaktoren sind soziale Unterstützung und Netzwerke anzusehen. Ihnen kann vor allem im Hinblick auf biografische Wendepunkte und die Bewältigung von Beeinträchtigungen im Lebenslauf eine große Bedeutung beigemessen werden, da Integration, Partizipation und Wertschätzung innerhalb der jeweiligen Netzwerke als bedeutsam für die Entwicklung von Handlungskompetenz i.S. von Resilienz anzusehen ist. Hieraus können Impulse für Lernprozesse entstehen, die über die unmittelbare Krisenbewältigung hinausgehen (vgl. Iller/Wienberg 2011).

Betrachtet man sich die Statistiken zur Zeitverwendung älterer Menschen, so zeigt sich, dass Frauen in stärkerem Maße Hausarbeit übernehmen und daher über weniger freie Zeit als Männer verfügen (vgl. Engstler 2004). Aktivitäten in Vereinen o.ä. wird in der nachberuflichen Phase überwiegend von Männern nachgegangen. Generell scheint das sportliche Aktivitätsniveau bei den befragten Männern höher als bei den Frauen zu liegen (vgl. Gärtner et al. 2005; zu konträren Ergebnissen vgl. Tippelt et al. 2009). Gemeinhin ist ein alterskorrelierter Rückgang der Beteiligung an allgemeiner und beruflicher Weiterbildung zu verzeichnen. Hierbei sind jedoch Geschlechterunterschiede zu erkennen: Bei Männern steigt die Weiterbildungsquote bis zum 60. Lebensjahr, danach ist ein Rückgang zu erkennen. Hingegen kommt es bei den Frauen zu einem Anstieg des non-formalen Lernens im Alter, außer bei den 55- bis 59-Jährigen (Kolland/Ahmadi 2010: 48). In den von uns durchgeführten qualitativen Interviewanalysen des ILSE-Datensatzes (Alterskohorte 1930 bis 1932) konnte festgestellt werden, dass Weiterbildungsaktive auch generell häufiger in informellen Kontexten lernen (vgl. Iller/ Wienberg 2011).

Im Hinblick auf die Struktur als auch die Qualität der sozialen Netzwerke konnten, u.a. in der European Study of Adult Well-Being (ESAW), Geschlechtsunterschiede sichtbar gemacht werden. Männer verfügen demnach zwar über mehr soziale Unterstützung als weibliche Befragte, Frauen verfügen jedoch über mehr Kontakte und AnsprechpartnerInnen in persönlichen Dingen (vgl. Weber et al. 2005). Hinsichtlich der Zufriedenheit mit den sozialen Beziehungen bestehen laut den Ergebnissen der ESAW-Studie keine geschlechtsspezifischen Unterschiede (vgl. Weber et al. 2005). Insgesamt gibt es nur geringe Unterschiede zwischen älteren Männern und Frauen im Vorkommen und der zeitlichen Dauer informeller Hilfeleistungen, allerdings bestehen deutliche Geschlechtsunterschiede in den gegebenen Hilfearten. Handwerkliche Hilfe, Gartenarbeit, Transportaufgaben werden häufiger von

Männern übernommen, während die Hilfe bei der Hausarbeit, dem Einkaufen und der Kinderbetreuung überwiegend durch die Frauen erbracht wird.

Unsere Analyse von ILSE-Daten ergab, dass strukturell gegebene familiäre wie auch außerfamiliäre Netzwerkstrukturen keinen Automatismus für Unterstützungsleistungen darstellen (vgl. Iller/Wienberg 2011). Bei der Analyse der Wirkungen von sozialen Beziehungen ist es deshalb unabdingbar, der *Qualität* sozialer Beziehungen eine hohe Bedeutung beizumessen. Zu der differenzierten Wahrnehmung der Beziehungsqualität gehört auch, die *Rollenwechsel* in Beziehungen zu berücksichtigen. Häufig verändern sich in familiären Beziehungen die „Unterstützungsverhältnisse“ zwischen den Generationen, aber auch intragenerational.

4. Fazit und Ausblick

Wie die dargestellten Forschungsergebnisse zeigen, ist eine geschlechterdifferenzielle Analyse in der Altersforschung dringend erforderlich, denn sowohl hinsichtlich Gesundheit und Wohlbefinden als auch in den Kontextfaktoren lassen sich Geschlechterunterschiede erkennen.³ Zusammenfassend zeigen die Sekundäranalyse sowie eigene qualitative Untersuchungen, dass sich die Aktivitätsstruktur und soziale Vernetzung des jungen und mittleren Erwachsenenalters – wenn auch in einem anderen Ausmaß – im hohen Alter fortsetzen („Matthäus-Effekt“). Dies legt den Schluss nahe, dass Ungleichheit in den Lebenslagen von Männern und Frauen im hohen Alter fortbestehen werden, wenn nicht der Übergang ins höhere Alter zu einer reflexiven Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensweise und in diesem Kontext auch mit den Restriktionen der Geschlechterrollen stattfindet.

Unsere bisherigen Untersuchungen weisen diesbezüglich jedoch auf ein komplexes Wechselverhältnis von gesundem Lebensstil, Bildung und sozialer Unterstützung als Voraussetzungen für zufriedenes und gesundes Altern: (Ehrenamtliche) Tätigkeit und die Ausübung von Freizeitaktivitäten münden in einer Veränderung familiärer und außerfamiliärer Netzwerke. Ein intaktes soziales Netzwerk wiederum kann wie ein Puffer gegenüber negativen Effekten wirken und so den Prozess der Entwicklung von Handlungskompetenz unterstützen. Vieles deutet darauf hin, dass zentrale Weichenstellungen für das Leben im hohen Alter an den Übergängen im sog. Dritten Lebensalter (z.B. Übergang in die Nacherwerbsphase und die postparentale Familienphase) vorgenommen werden. Ob und inwiefern diese Übergänge Anlass für ge-

3 Aufgrund dessen wurde aktuell erstmals eine umfassende Datenbank zu Geschlechterunterschieden in großen klinischen Fächern der Inneren Medizin erstellt (vgl. <http://bioinformatics.charite.de/gender>).

schlechterbezogene Aushandlungsprozesse geben, ist bislang noch unklar. Wichtig ist vor allem, nicht einen Automatismus zu unterstellen, sondern den Alternsprozess als Impuls für eine reflexive Auseinandersetzung mit der eigenen Lebenssituation aufzugreifen.

Danksagung

Diese Publikation basiert auf Analysen, die im Projekt „Perspectives of Ageing in the process of social and cultural change“ vorgenommen wurden. Das Projekt wird im Rahmen des Marsilius-Kollegs, einem Center for Advanced Study an der Universität Heidelberg, durch die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder in Deutschland gefördert. Wir danken allen Projektbeteiligten für ihren Beitrag.

Literatur

- Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (1994): *Alter und Altern: Ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. Berlin: de Gruyter.
- Baltes, Margret M./Horgras, Ann L./Klingenspor, Barbara/Freund, Alexandra/Cars-tensen, Laura L. (1996): Geschlechtsunterschiede in der Berliner Altersstudie. In: Mayer, K. U./ Baltes, P. B. (Hrsg.): *Die Berliner Altersstudie*. Berlin: Akademie Verlag, S. 597-622.
- Betula – Aging, Memory and Dementia: Department of Psychology, Umeå University (2005). <http://www.betula.su.se/en/index.html> [Zugriff: 19.10.2009]
- Clemens, Wolfgang (1997): *Frauen zwischen Arbeit und Rente. Lebenslagen in später Erwerbstätigkeit und frühem Ruhestand*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Engstler, Heribert/Menning, Sonja/Hoffmann, Elke/Tesch-Roemer, Clemens (2004): *Die Zeitverwendung älterer Menschen*. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): *Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung* (Band 43 der Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik). Stuttgart: Metzler Poeschel, S. 216-246.
- Gärtner, Karla/Grünheid, Evelyn/Luy, Marc (Hrsg.) (2005): *Lebensstile, Lebensphasen, Lebensqualität – Interdisziplinäre Analysen von Gesundheit und Sterblichkeit aus dem Lebenserwartungssurvey des BiB*. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 36. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Iller, Carola (2005): *Altern gestalten – berufliche Entwicklungsprozesse und Weiterbildung im Lebenslauf*. http://www.die-bonn.de/esprid/dokumente/doc-2005/iller05_12.pdf [Zugriff: 30.11.2011]
- Iller, Carola/Wienberg, Jana (2010): „Ältere“ als Zielgruppe in der Erwachsenenbildung oder Ansätze einer Bildung in der zweiten Lebenshälfte? In: *Magazin Erwachsenenbildung.at – Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs* 10, S. 15-24.

- Iller, Carola/Wienberg, Jana (im Druck): Learning in social relationships – A Contribution to Successful Ageing? In: *International Journal for Education and Ageing* (IJEa).
- Kickbusch, Ilona (2006): Gesundheitskompetenz. In: *Public Health News* 3-2006. <http://www.gesundheitskompetenz.ch/request.php?site=definitionen&siteID=112&lang=de> [Zugriff: 20.12.2009]
- Kolland, Franz/Ahmadi, Pegah (2010): Stabilität und Wandel: Bildung im Lebenslauf. In: *REPORT – Zeitschrift für Weiterbildungsforschung*, 33(3), S. 43-53.
- Kuhlmey, Adelheid/Mollenkopf, Heidrun/Wahl, Hans-Werner (2007): Gesund altern – ein lebenslauforientierter Entwurf. In: Wahl, H.-W./ Mollenkopf, H. (Hrsg.): *Alternsforschung am Beginn des 21. Jahrhunderts. Alterns- und Lebenslaufkonzeptionen im deutschsprachigen Raum*. Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft, S. 265-274.
- Lindenberg, Ulman /Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/Baltes, Paul B. (Hrsg.) (2010): *Die Berliner Altersstudie* (3., erw. Aufl.). Berlin: Akademie Verlag.
- Mayer, Karl Ulrich (1991): Berufliche Mobilität von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Mayer, K.U./Allmendinger, J./Huinink, J. (Hrsg.): *Vom Regen in die Traufe: Frauen in Beruf und Familie*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 57-90.
- Perrig-Chiello, Pasqualina/Stähelin, Hannes B./Perrig, Walter J. (Hrsg.) (1999): *Wohlbefinden, Gesundheit und kognitive Kompetenz im Alter. Ergebnisse der Basler Interdisziplinären Altersstudie IDA*.
- Sattler, C./Schröder, J. (im Druck): Kognitive Reserve im Alter – Risiko- und protektive Faktoren im Vorfeld der Alzheimer-Demenz. In: Schröder, J. & Pohlmann, M. (Hrsg.): *Gesund altern – individuelle und gesellschaftliche Herausforderungen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Schmitt, Marina/Wahl, Hans-Werner/Kruse, Andreas/Schröder, Johannes/Martin, Mike (2008): Konzeption, Leithypothesen und Ziele des dritten Messzeitpunkts der Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE). Leithypothesen der ILSE und Schwerpunkte der Berichterstattung zum dritten Messzeitpunkt. In: Schmitt, M./Wahl, H.-W./Kruse, A. (Hrsg.): *Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE). Abschlussbericht anlässlich der Fertigstellung des dritten Messzeitpunkts*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 11-15.
- Schröder, Johannes/Sattler, Christine/Lamparter, Heidrun/Toro, Pablo (2008): Ergebnisse des dritten Messzeitpunkts und erste längsschnittliche Analysen. Befunde zur körperlichen und psychischen Gesundheit. In: Schmitt, M./Wahl, H.-W./Kruse, A.: *Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE). Abschlussbericht anlässlich der Fertigstellung des dritten Messzeitpunkts*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 30-44.
- Sørensen, Aage B. (1990): Gender and the life course. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 42 (Sonderheft 32), S. 304-321.
- Statistisches Bundesamt (2005): *Schwerpunktbericht der Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Gesundheit von Frauen und Männern im mittleren Lebensalter*. Robert Koch-Institut, Berlin. http://edoc.rki.de/documents/rki_fv/ren4T3cctjHcA/PDF/24KaxXc7rW0E_42.pdf [Zugriff: 07.10.2011]
- Statistisches Bundesamt (2008a): *Basisdaten Lebenserwartung von Frauen bei Geburt*. <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Sta>

- tistiken/Internationales/InternationaleStatistik/Thema/Tabellen/Basistabelle__Lebenserwartungw.psml [Zugriff: 13.04.2011]
- Statistisches Bundesamt (2008b): Basisdaten Lebenserwartung von Männern bei Geburt. http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Internationales/InternationaleStatistik/Thema/Tabellen/Basistabelle__Lebenserwartungm.psml [Zugriff: 13.04.2011]
- Statistisches Bundesamt (2009): Ergebnisse der Todesursachenstatistik für Deutschland – Ausführliche vierstellige ICD 10-Klassifikation. <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Publikationen/Fachveroeffentlichungen/Gesundheit/Todesursachen/Todesursachenstatistik,templateId=renderPrint.psml> [Zugriff: 10.10.2011]
- Tesch-Römer, Clemens/Wurm, Susanne (2009): Theoretische Positionen zu Gesundheit und Alter. In: Böhm, K./Tesch-Römer, C./Ziese, T. (Hrsg.): Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Gesundheit und Krankheit im Alter. Berlin, S. 7-20.
- Tews, Hans Peter (1993): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Naegele, G./Tews, H. P (Hrsg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 15-42.
- Tews, Hans Peter (1999): Von der Pyramide zum Pilz. Demographische Veränderungen in der Gesellschaft. In: Niederfranke, A. /Naegele, G./Frahm, E. (Hrsg.): Funkkolleg Altern I. Die vielen Gesichter des Alterns. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 137-185.
- Tippelt, Rudolf/Schmidt, Bernhard/Schnurr, Simone /Sinner, Simone /Theisen, Catharina (2009): Bildung Älterer – Chancen im demografischen Wandel, DIE-Spezial. Bielefeld: Bertelsmann Verlag.
- Weber, Germain/Glück, Judith/Heiss, Cecilia/Sassenrath, Simone/Schäfer, Lars/ Wehinger, Katharina (2005): ESAW – European Study of Adult Well-Being (2002-2004): Hauptergebnisse unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Österreich. Wien: Facultas Verlag.
- WHO MONICA Projekt (2009). <http://www.ktl.fi/monica/> [Zugriff: 12.04.2011]
- Wienberg, Jana (2010): Eine Feldsondierung zum Thema Bildung und Gesundheit im Alter. In: Der Pädagogische Blick, 1, S. 37-49.

Bildungsentscheidungen zwischen milieubedingtem Aufstiegswunsch und geschlechtsbezogener Traditionalisierung

Regina Heimann

Abstract

Der Beitrag fokussiert die Analyse des gemeinsamen Habitus (Bourdieu 1993) in den Weiterbildungsentscheidungen von Familienfrauen aus den „respektablen Volksmilieus“ (Vester et al. 2001). Diese erfolgt exemplarisch für eine Gruppe von Teilnehmerinnen des Weiterbildenden Studiums FrauenStudien an der Universität Bielefeld (vgl. Heimann 2009). Die biografiebedingten Bewegungen der Teilnehmerinnen im sozialen Raum werden zueinander in Beziehung gesetzt. In einer deutlichen Ambivalenz von milieubedingtem Aufstiegswunsch und geschlechtsbezogener Traditionalisierung entstehen aufstrebende Bildungswünsche, die gleichzeitig aus Familienloyalität zurückgestellt oder aufgegeben werden.

Educational decisions between milieu-conditioned advancement and gender-related traditionalization

The article focuses on the analysis of the habitus (Bourdieu 1993) in educational decisions of women in the family coming from a respectable social environment („respektable Volksmilieus“, Vester et al. 2001). The research project covers a group of female students of a course of further education, Women Studies, at the University of Bielefeld (Heimann 2009). The changes and developments within social space which are conditional on the biographies of the participants are set in interrelation. Within the context of a striking ambivalence of milieu-conditioned advancement and gender related traditionalization a desire for further education and career prospect is evoked and yet at the same time postponed or given up due to family loyalty.

1. Einleitung

In diesem Beitrag sollen die unbewussten Wirkzusammenhänge bei der Weiterbildungsentscheidung von Familienfrauen aus den „respektablen Volksmilieus“ (Vester, Oertzen, Geiling, Müller et al. 2001) vorgestellt werden, die zur Teilnahme am Weiterbildenden Studium (WS) FrauenStudien an der Universität Bielefeld führen. Mit ihrer Wahl entscheiden sich die Frauen für einen eher ungewöhnlichen Weiterbildungsinhalt und -ort, welche sich jedoch bei einer Betrachtung ihrer Wege im sozialen Raum nachvollziehen lässt. Im Folgenden werden einige Untersuchungsergebnisse vorgestellt, die im Rahmen des Dissertationsvorhabens „Habitus als Grundlage von Weiterbildungsentscheidungen“ entstanden sind (Heimann 2009).

An die Darstellung des wissenschaftlichen Weiterbildungsangebotes und dessen Zielgruppe schließt sich die Vorstellung des Forschungskonzeptes an. Da die Erkenntnisinstrumente Bourdieus Anwendung finden, werden das Habituskonzept und der Aufbau des sozialen Raumes erklärt, ehe eine Positionierung der Teilnehmerinnen im Feld der beruflichen Positionen zu verschiedenen Lebenszeitpunkten vorgenommen wird. Der anschließend betrachtete gemeinsame Habitus offenbart eine Ambivalenz zwischen milieubedingten Aufstiegswünschen und geschlechtsbezogenen traditionalisierten Handlungsausrichtungen, die der Umsetzung von Bildungsbedürfnissen zuwiderlaufen. Damit die FrauenStudien weiterhin ihrem emanzipierenden Anspruch folgen können, braucht es eine Neudefinition von Bildungsinhalten, die auf Aufklärung und eine zukünftige Akademisierung der Teilnehmerinnen setzt.

2. Das Weiterbildende Studium FrauenStudien

Das WS FrauenStudien ist eine wissenschaftliche Weiterbildung in Teilzeitform mit einem frauenspezifischen Fokus. Sie stellt ein Ausnahmangebot¹ im Weiterbildungssektor dar. Das Konzept der Bielefelder Universität richtet sich vor allem an Frauen,² auch ohne Abitur, die sich nach/während der Familienphase auf wissenschaftlichem Niveau weiterbilden, um ihre Chancen beim beruflichen Wiedereinstieg zu erhöhen. Gleichwohl eröffnet der Abschluss mit Zertifikat und Titel keine klaren beruflichen Verwertungs- oder

1 In Deutschland finden sich neben Bielefeld drei vergleichbare Angebote an den Universitäten Dortmund, Koblenz und Hamburg mit unterschiedlichen Profilen (Internetrecherche Stand 2010).

2 Männer mit ähnlichem biografischen Werdegang sind ebenfalls zugelassen (Studienordnung 1995).

Aufstiegsmöglichkeiten, da der Wert eines akademischen Grades fehlt. Er liefert Zusatzqualifikationen im sozialen Berufsfeld oder ermöglicht einen Zugang zu beruflichen Nischenpositionen. Die unklare berufliche Verwertbarkeit des Abschlusses, die Studiendauer (6 Semester) und die Mehrfachbelastung durch die Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Studium steht damit dem Nutzeffekt von hohem Bildungsniveau, Teilzeitstruktur und einer theoretischen Anknüpfung an Familienerfahrungen entgegen (Heimann 2009: 14f.).

Diese Kosten-Nutzen-Abwägung führte zu den Fragen: Aus welcher Haltung und sozialen Lage heraus investieren die Teilnehmerinnen in diese Weiterbildungsform? Warum investieren sie nicht in ein Bildungsangebot mit mehr Existenzsicherung? Welche Rolle spielt Geschlecht bei dieser Entscheidung? Das Ziel der Untersuchung war die Offenlegung von verborgen wirkenden Herrschaftsmechanismen (Bourdieu 2005), welche selbst hinter dem emanzipativen Akt der Weiterbildung durch die Art der Rückkehr in den beruflichen Raum eine Entscheidungsbegrenzung darstellen (Heimann 2009: 16). Des Weiteren stellte sich die Frage, wie das Weiterbildungsangebot gestaltet sein sollte, wenn das Wirken der verborgenen Herrschaftsebene berücksichtigt wird.

3. Das Forschungskonzept

Die Erkenntnisinstrumente Bourdieus bilden die Grundlagen zur Klärung der Forschungsfragen. Bourdieu fordert neben der Analyse des subjektiven Handlungssinns auch den Einbezug der objektiven Lebensstrukturen, in die der Mensch durch sein gesellschaftliches Sein eingebunden ist. Erkennbar wird dieser soziale Sinn im Handeln selbst und weniger im Gespräch über das Handeln (1990: 51f.). Aus dieser Analysehaltung heraus ergibt sich ein mehrperspektives Untersuchungsdesign, welches Gesprächsanalysen zur subjektiven Sinnerfassung mit der konstruierenden Positionierung der Akteure zu verschiedenen Lebenszeitpunkten in gesellschaftlichen Feldern verknüpft. So lassen sich die Strukturen darstellen und identifizieren, welche die Lebenswege der untersuchten Teilnehmerinnengruppe rahmen und ihre Handlungsentscheidungen auf einer unbewussten Ebene beeinflussen. Die gemeinsame Analyse aller Informationsquellen lässt den Habitus identifizieren, der die sozialen Gründe der Bildungsentscheidung und die damit verknüpften Handlungschancen und -begrenzungen offenbart. Gleichzeitig korrespondiert der Habitus der Teilnehmerinnen mit den Angebotsstrukturen der FrauenStudien und ermöglicht dadurch die Teilnahme (Heimann 2009: 22).

4. Habitus und sozialer Raum

Der soziale Raum bildet den Rahmen für die Ausgestaltung der objektiven Lebensstrukturen, mit denen das Individuum konfrontiert ist und in dem es agiert. Der Raum setzt sich aus verschiedenen Feldern zusammen, in denen abhängig vom Kapitalvolumen und der situativen und zukünftigen Kapitalverteilung im Feld die Akteure positioniert sind. Die relationale Wirkweise des Feldes entzieht sich allerdings dem Bewusstsein und der Steuerung der Akteure, obschon sie ausschlaggebend für deren Handeln ist (Bourdieu/Wacquant 1996: 127). Der Habitus ist das handelnde und sinnstiftende Bindeglied zwischen der gesellschaftlichen Strukturvorgabe (Position im Feld) und den individuellen Reaktionsmöglichkeiten (Dispositionen) auf die Anforderungen des Feldes. Er ist durchaus flexibel, beinhaltet aber sozial bedingte Deutungs- und Wahrnehmungsgrenzen, welche letztlich die Handlungsauswahl des Menschen prägen (ebd.: 168). Über den Habitus entfalten symbolische Herrschaftsverhältnisse ihre Wirkung, indem das unbewusste, meist routinierte Handeln an sozial gesetzten Begrenzungen orientiert ist und diese Grenzen selbstverständlich hingenommen werden. Hier wirkt der Akteur am sozialen Ausschluss selbst mit und bestätigt mit seinem Handeln die sozialen Begrenzungen, die maßgeblich durch die soziale Positionierung vorgegeben sind (Bourdieu 2005: 71ff.).

4.1 *Der Feldaufbau*

Grundsätzlich weisen die unterschiedlichen Felder im Raum einen homologen Aufbau auf, der sich an drei Dimensionen ausrichtet. Bourdieu (1982) benennt das kulturelle und ökonomische Kapitalvolumen als Gesamtbesitz auf der vertikalen Achse. Es bestimmt die Höhe der Position und kennzeichnet die Klassenzugehörigkeit. Die Kapitalstruktur auf der horizontalen Achse zeigt das Verhältnis von kulturellem und ökonomischem Kapital und identifiziert das Milieu. Die Zeit ist eine dynamische Dimension und zeigt die Entwicklungsrichtung der Position im Feld. Die Individuen werden entsprechend ihrer Kapitalausstattung im Raum positioniert und in Relation zueinander gesetzt (Bourdieu 1982: 195f.). Dabei sind ähnliche Positionen im Feld vergleichbaren Lebensbedingungen unterworfen und erzeugen vergleichbare Dispositionen, die wiederum ähnliche Handlungsmuster hervorrufen (Bourdieu 1982: 175f.). Für die Konstruktion einer objektivierten Klasse benennt Bourdieu die Berufsbezeichnungen als primäres Zuordnungsmerkmal. Die mit dem Beruf verknüpften praktischen Handlungen sind über die entsprechenden Stellungen innerhalb der Produktionsverhältnisse (Beruf, Einkommen und Ausbildungsniveau) determiniert. Zugleich bestimmen die Stellungen die Zugangsregelungen des Berufes und erzeugen bestimmte Dis-

positionen für eine berufliche Position bzw. setzen diese voraus (Bourdieu 1982: 177).

4.2. Die Positionierung von Teilnehmerinnen der FrauenStudien

Die exemplarische Verortung von Teilnehmerinnen der FrauenStudien im Feld der beruflichen Positionen erfolgt zu verschiedenen Zeitpunkten ihres Lebens, so dass sich die strukturellen Lageveränderungen in weiblichen Lebensverläufen nachvollziehen lassen. Diese Wege durch den Raum bieten eine Erklärung für die Bildungsambitionen der Teilnehmerinnen und die Wahl der FrauenStudien als universitärem Lernort. Betrachtet werden die Berufsposition vor der Erwerbsunterbrechung, die familienunabhängige Position sowie die soziale Lage der Familie zu Weiterbildungsbeginn.

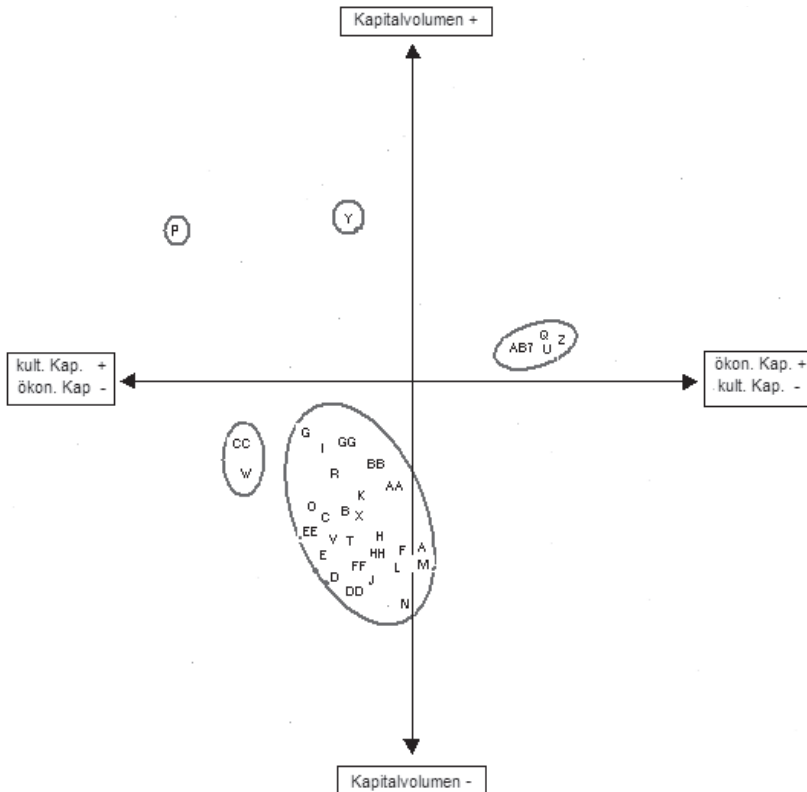
Eine Forschungsgruppe um Vester (Vester, Oertzen, Geiling, Müller et al. 2001: 416ff.) sowie die Frauenforscherin Frerichs (1997: 221) haben eine breite Anzahl von Berufsgruppen gesamtgesellschaftlich eingeordnet, um die hierarchische Verteilung im Feld der Erwerbstätigkeit sichtbar zu machen. Diese Positionierungen bilden die Richtlinie für die konstruierende Verortung einer ausgewählten Teilnehmerinnengruppe. Das Sample umfasst 33 Frauen, mit denen im Sommersemester 2005 Erstgespräche durch die Forscherin geführt und dokumentiert wurden. Zudem wurden deren Lebensläufe aus den Bewerbungsunterlagen analysiert (Heimann 2009: 50). Die höchste mit eigener Bildung erreichte Position im Lebenslauf lag bei vielen Frauen aufgrund der Vollzeitbeschäftigung vor der Familienphase (Krüger 1995: 146), so dass dieser Zeitpunkt für die erste Verortung gewählt wurde.

4.2.1 Die höchste berufliche Positionierung im Lebenslauf

Mithilfe der Parameter Schulabschluss, Berufsausbildung, Berufserfahrung, Weiterbildungen und Arbeitsverhältnis werden die Positionen der Frauen in Anlehnung an die Berufsbereichsräume (Vester et al. 2001: 416ff.) ermittelt und zueinander in Relation gesetzt. Es zeigt sich, dass die meisten Frauen zentral im mittleren Raumbereich verortet sind und eine durchaus ähnliche soziale Lage teilen. Viele haben eine qualifizierte Ausbildung in klassisch weiblichen Dienstleistungsberufen absolviert, wodurch sich auch die Ausrichtung am kulturellen Pol erklärt. Laut Vester, Oertzen, Geiling, Müller et al. ist die Ausübung dieser Berufe an den vermehrten Erwerb kulturellen Kapitals gebunden (2001: 415), was auch Frerichs für weibliche Berufsgruppen postuliert (1997: 220f.). Bezogen auf die soziale Lage des großen Clusters bedeutet diese Position eine Zugehörigkeit zur mittleren Gesellschaftsschicht. Die Frauen im oberen Cluster haben ein abgeschlossenes Studium und eine längere Berufstätigkeit vor der Elternzeit. Sie weisen ein höheres Kapitalvolumen auf und gehören zu den führenden gesellschaftlichen Milieus.

rung erfährt. Für die Mehrzahl an Klassenstrukturbestimmungen besteht somit ein Erwerbsarbeitsbias, der alle nicht erwerbstätigen oder reproduktiv tätigen Gesellschaftsmitglieder ausschließt (1993: 195). Um die Positionsveränderung im Zuge der Familienphase zu kennzeichnen, bietet sich deshalb ein familienunabhängiger Positionsvergleich an. Diese einseitige Verortung der Teilnehmerinnen über Erwerbsarbeit und Bildungsabschluss (ohne Berücksichtigung des Familienkapitals) hat jedoch nur eine begrenzte Aussagekraft. Diese unabhängige Positionierung verdeutlicht die persönliche Kapital-situation zu Weiterbildungsbeginn. Grundlagen bilden der höchste Bildungsabschluss, die ausgeübte Tätigkeit und der Umfang der Erwerbstätigkeit.

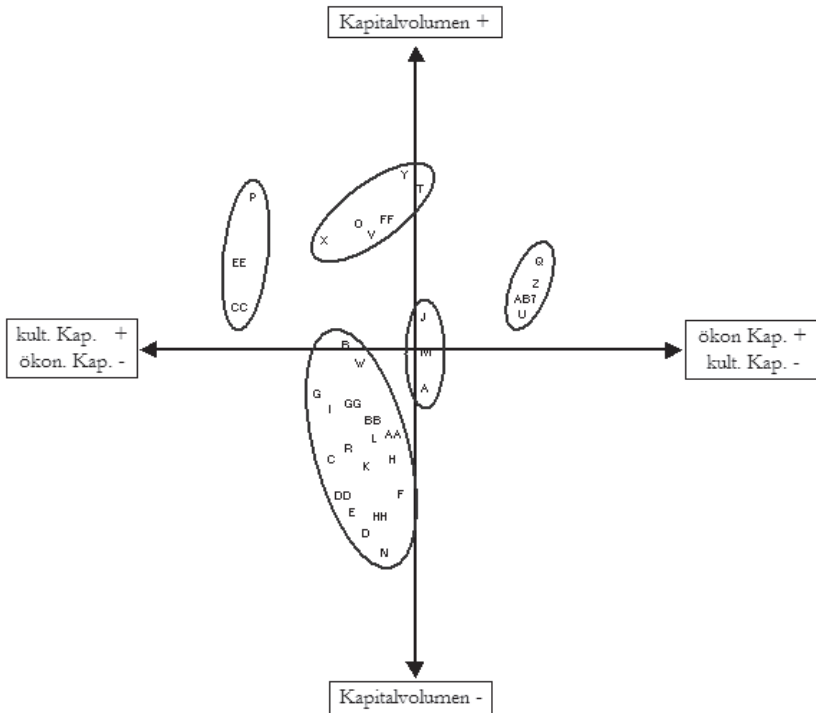
Abb. 2: Familienunabhängige, persönliche Verortung der Teilnehmerinnen im Raum der Berufspositionen zu Weiterbildungsbeginn



Die Anzahl der Cluster hat sich im Vergleich zur vorfamiliären Positionsverteilung nicht verändert, jedoch zeigt sich eine soziale Lageabsenkung aufgrund eines verringerten Kapitalvolumens. Darin bestätigen sich die Folgen von Erwerbsunterbrechungen, die einen sozialen Abstieg wegen der Abnahme des Gesamtkapitalvolumens im Raum der Berufspositionen begründen. Mit der Familienphase gehen die meisten Frauen einem Erwerb in Form von Teilzeit- oder Aushilfstätigkeit auf niedrigem Lohnniveau nach, sie erfahren also einen Verlust an ökonomischem Kapital. Aber es geht auch kulturelles Kapital verloren, indem Dequalifizierungsprozesse einsetzen, die nicht durch berufliche Weiterbildungsprozesse aufgefangen werden (Rabe-Kleberg 1987: 100ff.). Krüger bezeichnet dies als Karriereknick in weiblichen Lebensläufen (1995: 138). Bourdieu betont an dieser Stelle zudem das inflationäre Verhältnis von Titel und Stelle, durch welches inkorporiertes, z.T. auch institutionalisiertes, kulturelles Kapital veraltet. Menschen mit einem längeren Berufsausstieg werden bei Rückkehrversuchen mit einem geringeren Konvertierungswert ihres Kapitals konfrontiert (1982: 248). Das in den Erstgesprächen häufig benannte Gefühl gesunkener Anerkennung beim Rückkehrversuch in den Arbeitsmarkt lässt sich durch die strukturbedingte Lageveränderung und den Wertverlust des Bildungskapitals erklären – es ist damit nicht mehr nur persönliches Schicksal.

Alle betrachteten Frauen machen zu Weiterbildungsbeginn aufgrund des Kapitalverlustes Abstiegserfahrungen oder sind unmittelbar davon bedroht, unabhängig von einer weiteren Erwerbstätigkeit und vom Unterbrechungsgrund. Selbst den einzelnen Aufsteigerinnen (im rechten Cluster) droht zu Weiterbildungsbeginn ein Berufsausstieg. Der kulturelle und ökonomische Kapitalverlust, der sich aus der Unterbrechung des Vollzeitberufszyklus ergibt, ist das gemeinsame Thema der Teilnehmerinnen. Er bedingt ihre gemeinsame Lage bezogen auf ihre familienunabhängige Position im Raum der Berufspositionen (Heimann 2009: 258). Gleichwohl klärt diese persönliche Position nicht die soziale Lage der Teilnehmerinnen, die zum Weiterbildungszeitpunkt prägend für deren Lebenswelt ist. Diese Position wird in einer weiteren Verortung des Status der Familie berücksichtigt, die bei dieser Gruppe wesentlich durch das Kapitalvolumen des Mannes bestimmt ist.

Abb. 3: Familienabhängige Verortung der Teilnehmerinnen im Raum der Berufspositionen zu Weiterbildungsbeginn



(Heimann 2009: 259)

Die familienabhängige Positionsbeurteilung zu Weiterbildungsbeginn zeigt fünf Cluster, die unterschiedliche soziale Lagen abbilden und damit die Unterschiedlichkeit der familialen Lebenssituation verdeutlichen. Die vier oberen Cluster sind das Resultat aufsteigender Heiratsmobilität (Handl 1988: 167) oder sozial homogener Partnerschaften (Frerichs 1997: 78), die im Lebensverlauf gemeinsam aufgestiegen sind. Die Frauen am rechten Pol sind mit Unternehmern verheiratet und haben den Betrieb mit aufgebaut, ihre Position unterscheidet sich wenig von der familienunabhängigen Verortung. Die Frauen im mittleren und linken oberen Cluster haben Akademiker geheiratet und ihre vorfamiliäre Soziallage bestätigt oder sie sind aufgestiegen. Das untere gestreckte Cluster umfasst Aufstiege (aufgrund der sozialen Homogenität der Partnerschaften sind sie kleiner) aber auch Abstiege, die vor allem durch Scheidung oder den Status der Alleinerziehenden entstehen. Dieses große

Cluster beinhaltet Teilnehmerinnen mit sehr heterogenen Lebenssituationen, so dass bei der subjektiven Gesprächsanalyse zwei weit auseinander liegende Positionen betrachtet wurden (Heimann 2009: 260).

4.2.3 Vergleich der Positionen

Mithilfe des Positionsvergleichs lassen sich die Milieuzugehörigkeit und die Bewegung der Teilnehmerinnen im Raum nachvollziehen sowie die Diskrepanz zwischen der sozialen Lage vor der Familienphase und der familienunabhängigen, persönlichen Lage identifizieren. Diese wird von den Frauen erst wahrgenommen, wenn es um die Rückkehr ins qualifizierte Berufsfeld geht. Dabei ist die Entwertung des kulturellen Kapitals für viele überraschend. Auch die Diskrepanz zwischen der familienabhängigen Soziallage und der persönlichen Position wird als Spannung und in Konkurrenz zum Partner erlebt, da der Status des Partners als Vergleichsmaßstab für die eigene Position herangezogen wird. Die fehlende Anbindung an den Arbeitsmarkt und die Handlungsfokussierung auf die Reproduktionssphäre verstärken das Gefühl der Benachteiligung.

Diese Positionsspannung ist eine Triebfeder für die Weiterbildungsentscheidung der Teilnehmerinnen, mit der eine Positionsveränderung oder -stabilisierung über die Investition in kulturelles Kapital erreicht werden soll. Zugleich erklärt die lange Verortung der Teilnehmerinnen in den mittleren Volksmilieus ihre hohe Bildungsmotivation, Aufstiegsorientierung und die Wertschätzung kulturellen Kapitals. Der Habitus der mittleren Soziallagen beinhaltet diese hohe Bildungsaffinität und einen Glauben an den Selbstwert von Bildung (Bourdieu 1982: 504; Vester et al. 2001: 646). Die Universität als Vergabestätte des höchsten kulturellen Kapitals erscheint demnach als idealer Investitionsort. Gleichwohl eröffnet die Weiterbildung durch das Fehlen eines akademischen Abschlusses keinen vertikalen Aufstieg. Möglich ist lediglich eine leichte horizontale Positionsveränderung durch die Inkorporation kulturellen Kapitals und die Teilhabe am symbolischen Kapital der Universität (Heimann 2009: 339). Die anschließende Betrachtung des gemeinsamen Habitus beleuchtet die Ambivalenz von milieubedingtem Aufstiegswunsch und geschlechtsbezogener Vereinbarkeitsorientierung, wodurch eine Begrenzung in der Auswahl von Bildungsangeboten entsteht.

5. Der gemeinsame Habitus der Teilnehmerinnen

Die Ähnlichkeit der persönlichen sozialen Lage der Teilnehmerinnen ist dem weiblichen Lebensweg mit seiner unterbrochenen Berufsbiographie geschuldet und erzeugt einen vergleichbaren Habitus, der sie in den FrauenStudien

zusammenführt. Da die alltägliche Handlungsorientierung dieser Gruppe bei der Familienarbeit liegt, wird die Vereinbarkeitsnotwendigkeit in Form des ‚Familie geht vor‘-Prinzips gelebt und nicht hinterfragt. Gleichwohl findet sich eine Bildungsorientierung im Habitus der mittleren Milieus, welche die Rückkehr in die Produktionssphäre und einen existenzsichernden Erwerbsstatus stützen könnte (Heimann 2009: 264).

Objektiv betrachtet führt die Investition in kulturelles Kapital beim WS FrauenStudien nicht aus der bestehenden Soziallage heraus, sondern bestätigt diese. Das Teilzeitcurriculum ist für eine bildungsorientierte Zielgruppe mit engen Zeit- und Vereinbarkeitsnotwendigkeiten konzipiert, so dass der an der Reproduktionsarbeit orientierte Habitusanteil weiterhin gestützt wird. Gleichzeitig wird oft ein Aufstiegs- oder Studienwunsch thematisiert, der theoretisch umgesetzt werden könnte, dem aber in letzter Konsequenz die Weiterbildung vorgezogen wird. Dieser Widerspruch zwischen Denk- und Handlungsebene ist laut Bourdieu ein Anzeichen für das Wirken symbolischer Gewalt in Form von habitueller (Selbst)Begrenzung (Bourdieu 1997: 33; 2005:165). Konkret könnte ein akademischer Abschluss zu einem Aufstieg führen, aber wegen der fehlenden Familienvereinbarkeit wird diese Option verworfen.

Die Vererbungsaufgabe der Mütter in den mittleren Volksmilieus erklärt u.a. die Beharrlichkeit der weiblichen Reproduktionsorientierung im Habitus und den damit verknüpften Selbstausschluss. Die Sicherung und Repräsentanz des symbolischen Familienkapitals ist Aufgabe der Mutter, wodurch deren persönliche Zeitverfügbarkeit massiv beschnitten wird. Die Mütter stellen ihre Zeit den Kindern zur Verfügung, damit diese kulturelles Kapital inkorporieren können. Dieser soziale Vererbungsprozess des kulturellen Kapitals dient dem Aufstieg der Nachfolgegeneration und der Sicherung des Familienerbes (Bourdieu 1997: 58f.; 2005: 79f.). Die Weiterbildung der Mutter gilt in diesem Milieu als unprofitable Investition im Sinne des Erbprozesses, da Vollberuflichkeit für sie nicht vorgesehen ist. Die milieubedingte Aufstiegsorientierung richtet sich an die nachfolgende Generation, während für die Elterngeneration Aufstiegsambitionen beruflich gebunden sind und damit eine geschlechtsbezogene Einfärbung enthalten. Trotzdem sind die Aufstiegs- und Bildungsambitionen ebenfalls im Habitus der Mütter verankert, wurden aber durch die Reproduktionsarbeit lange nicht bestätigt und legitimiert. Mit den FrauenStudien suchen die Frauen diesen Habitusanteil wieder zu aktivieren und ihre gesellschaftliche Position zu verändern.

6. Konsequenzen für das WS FrauenStudien

Die FrauenStudien bieten mit ihrem Weiterbildungskonzept einen Studienrahmen, der die milieu- und geschlechtsbezogenen Habitusausprägungen der Teilnehmerinnen berücksichtigt. Dies ermöglicht überhaupt erst die Teilnahme an universitären Bildungsprozessen. Die Herrschaftsverhältnisse bleiben auf der symbolischen Ebene gewahrt, da durch die Teilnahme keine Statusveränderung eintritt, gleichwohl inhaltlich an diesem Thema gearbeitet wird. Laut Bourdieu ist eine habituelle Grenzüberschreitung nur mit einer beharrlichen und stringenten Gegenkonditionierung möglich (2001: 220). Somit gilt es, den Aufstiegswunsch der Teilnehmerinnen zu thematisieren und die Wirkung symbolischer Gewalt im eigenen Handeln bewusst zu machen.

Gleichzeitig ist der Emanzipationsprozess äußerst anfällig für die Wirkung symbolischer Gewaltverhältnisse, da die reproduktiven Habitusanteile im routinierten Familienalltag Bestärkung erfahren und die neu erarbeiteten Erkenntnisse immer wieder vergessen werden. Einen Bruch mit der beherrschten Position, der in Form eines Regelstudiums in Vollzeit provoziert würde, erfordert ein hohes Maß an Umstrukturierung und Durchhaltevermögen. Das WS FrauenStudien kann als Übergangsphase Handlungssicherheit im habituellen Rahmen vermitteln und gleichzeitig die Bildungsambitionen verstärken, um einen akademischen Aufstieg und die damit verknüpften Auseinandersetzungen im Laufe der Zeit zu wagen.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: Zeitschrift für Biographieforschung und oral history, 1, S. 75-81.
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur. Band 1. Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Engler, Steffani (1993): Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion. Eine Untersuchung über Studentinnen und Studenten der Erziehungswissenschaft, Rechtswissenschaft, Elektrotechnik und des Maschinenbaus. Blickpunkt Hochschuldidaktik. Band 92. Weinheim: DSV-Verlag.

- Frerichs, Petra: (1997): Klasse und Geschlecht. Arbeit, Macht und Anerkennung. Sozialstrukturanalyse, Band 10. Opladen: Leske + Budrich.
- Frerichs, Petra/Steinrück, Margareta (1993): Frauen im sozialen Raum. Offene Forschungsprobleme bei der Bestimmung ihrer Klassenposition. In: Frerichs, P./Steinrück, M. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Sozialstrukturanalyse. Band 3. Opladen: Leske + Budrich Verlag, S. 191-205.
- Handl, Johann (1988): Berufschancen und Heiratsmuster von Frauen. Empirische Untersuchungen zu Prozessen sozialer Mobilität. Frankfurt/New York: Campus.
- Heimann, Regina (2009): Barrieren in der Weiterbildung. Habitus als Grundlage von Karriereentscheidungen. Marburg: Tectum Verlag.
- Krüger, Helga (1995): Prozessuale Ungleichheit. Geschlecht und Institutionenverknüpfung im Lebenslauf. In: Berger, P./Sopp, P. (Hrsg.): Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen: Leske + Budrich, S. 133-153.
- Rabe-Kleberg, Ursula (1987): Frauenberufe. Zur Segmentierung der Arbeitswelt. Theorie und Praxis der Frauenforschung. Band 6. Hannover: Kleine Verlag.
- Universität Bielefeld (1995): Studienordnung für das Weiterbildende Studium FrauenStudien an der Universität Bielefeld. Bielefeld.
- Vester, Michael/Oertzen, Peter/von Geiling, Heiko/Hermann, Thomas/Müller, Dagmar et al. (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

„Sonst eine ganz toughe Frau.“
Erwartete und verhinderte Selbstbestimmung von
Frauen – Paradoxien im Kontext von
Geschlechterkonstruktionen im
Modernisierungsprozess

Sandra Glammeier

Uta: Ich bin sonst (...) eine ganz toughe Frau.
Aber in der Partnerschaft nicht. Weiß ich nicht,
woran 's liegt.

Abstract

Die Widersprüche und Ambivalenzen zwischen dem sozialen Wandel mit der gewünschten und geforderten Selbstbestimmung von Mädchen und Frauen auf der einen Seite und der Beharrlichkeit der Geschlechterkonstruktionen auf der anderen Seite zeigen sich auch im Bereich der genderbasierten Gewalt. Anhand einer qualitativen Studie auf Basis von Gruppendiskussionen mit gewaltbetroffenen Frauen wird aufgezeigt, wie, über paradoxe Geschlechterkonstruktionen und eine individualisierte Perspektive auf das Handeln der Frauen, Verantwortung einseitig zugeschrieben und damit Scham- und Schuldgefühle erhöht, Widerstand verhindert sowie Herrschafts- und Gewaltverhältnisse eher stabilisiert als aufgelöst werden. Es stellt sich die Frage, wie selbstbestimmte Subjektpositionen entworfen werden können, ohne dass die Anerkennungstheoretisch notwendige Spannung zwischen Abhängigkeit und Autonomie zusammenbricht.

**„Apart from that I am a tough woman.“
Expected and inhibited self-determination of women –
paradoxes in the context of gender constructions in the
modernization process**

The contradictions and ambivalences between the social changes of the desired and demanded self-determination of girls and women on the one hand and the persistence of constitutive gender constructions on the other hand can also be found in the context of gender based violence. On the basis of a qualitative study by means of group discussions with victimized women this paper

shows how responsibility and feelings of shame and guilt are ascribed, how resistance is inhibited and dominance is stabilized by paradoxical gender constructions and an individualized perspective on women's actions. This raises the question, how self-determined subject positions can be created without disrupting the necessary tension between dependence and autonomy.

1. Paradoxien und Verdeckungen

Selbstbestimmung für Mädchen und Frauen als Kontrapunkt zu Fremdbestimmung war und ist ein hoch relevanter, erstrebter, geforderter und umkämpfter Bestandteil sowohl frauenbewegter Politik und feministisch-pädagogischer Praxis als auch ein zentraler Aspekt feministischer Forschung und Theorie. Zugleich ermöglichen und fördern gesellschaftliche Modernisierungsprozesse eine Orientierung an Selbstbestimmung: Individualisierung als eine Metapher für Selbstbestimmung „wird mit einer Erweiterung der Entscheidungs- und Wahlmöglichkeiten“ und „einer Lockerung des normativen Gefüges einer Gesellschaft“ (Junge 2010: 265) verbunden. Gleichzeitig, so stellt Junge heraus, fördert Individualisierung lebensweltliche Soll-Normen („Individualisiere dich!“) und das Freiheitsversprechen erweist sich am Ende „als falscher Schein“ (Junge 2010: 272).

Mädchen und Frauen sind heute damit konfrontiert, dass im Zuge einer modernisierten Erweiterung von Geschlechterkonstruktionen auf der regulativen¹ Ebene eine Orientierung an Selbstbestimmung von ihnen gefordert wird. Sie sollen ‚tough‘ sein, beruflich erfolgreich, durchsetzungsfähig und unabhängig und sie sind darum bemüht, dies umzusetzen. Die Geschlechterordnung (Klinger 2000) bzw. die Normen der Geschlechterkonstruktion auf der konstitutiven Ebene (z.B. Vorstellungen von Mütterlichkeit) sowie ihre strukturellen Rahmenbedingungen bleiben hingegen relativ stabil, so dass beispielsweise eine Familiengründung mit Retraditionalisierungsfallen (Rüling 2007) einhergeht.

Diese Ambivalenz zeigt sich auch im Bereich der Gewalt im Geschlechterverhältnis. Hier haben politische Kämpfe vor dem Hintergrund des sozialen Wandels entscheidende Veränderungen in den regulativen Normen bewirkt, wie z.B. die Strafbarkeit von Vergewaltigung in der Ehe (1997) oder das Gewaltschutzgesetz (2002). Auf der konstitutiven Ebene der Geschlech-

1 Während regulative Normen (z.B. Gesetze oder soziale Konventionen) flexibler sind und sowohl dem unbemerkten als auch dem bewusst gesteuerten Wandel unterliegen, tragen konstitutive (zumeist implizite) Normen als Herstellungsprinzipien die kulturelle Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit grundlegend, sind langlebiger und dem politisch gestalteten Zugriff weniger zugänglich (vgl. Hagemann-White 1994: 304ff.; Lundgren 1998: 184f.).

terkonstruktion findet sich jedoch nach wie vor eine Verknüpfung von Weiblichkeit mit Verletzungs Offenheit und von Männlichkeit mit Verletzungsmächtigkeit. Dies spiegelt sich in dekonstruktivistischer Denkweise auch in der ‚Grammatik der Gewalt‘ (vgl. Marcus 1992; Heberle 1996) wieder, in der Männern sowohl die Positionen eines Subjekts als auch eines Objekts von Gewalt, Frauen dagegen die eines Objekts von Gewalt sowie eines Subjekts der Angst zugeordnet werden können. Gewalt hat nicht nur eine zerstörerische Funktion, sondern sie dient auch dazu, „geschlechtliche/sexuelle Subjektpositionen zu errichten und zu sichern“ (Ott 2001: 162).

Missachtung und Gewalt stellen einen zentralen vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Vergesellschaftungsmodus dar, welcher der Selbstbestimmung zuwider läuft. Hinzu kommt, dass die Selbstbestimmung einerseits durch widersprüchliche Normen und Erwartungen an Frauen behindert wird. So wird von gewaltbetroffenen Frauen erwartet, dass sie sich trennen, wenn die Gewalt eine bestimmte (legitime) Grenze überschreitet. Gleichzeitig sind sie entsprechend der gesellschaftlichen Norm für die Beziehungsqualität zuständig und sollen sich in jedem Fall solidarisch gegenüber dem Partner und der Familie verhalten. Andererseits besteht nach wie vor eine Tabuisierung von Gewalt gegen Frauen. Widersprüche und Herrschaftsverhältnisse werden jedoch durch die neuen Soll-Normen verdeckt, die eine eingeschränkte Selbstbestimmung in den Kontext individuellen Scheiterns rücken (vgl. Bitzan 2000; Wetterer 2003).

Dass Frauen heute Subjektpositionen übernehmen, die sich *zwischen* Selbst- und Fremdbestimmung und *zwischen* Handlungsmacht und Handlungsmachtlosigkeit bewegen, konnte die Studie „Zwischen verleiblichter Herrschaft und Widerstand – Realitätskonstruktionen und Subjektpositionen gewaltbetroffener Frauen im Kampf um Anerkennung“ (Glammeier 2011) aufzeigen. Mit Hilfe der dokumentarischen Methode (Bohnsack 1989) wurden in einer qualitativen Studie sechs Gruppendiskussionen mit Frauen analysiert, die von psychischer, körperlicher und/oder sexueller Gewalt innerhalb sowie sexueller Gewalt außerhalb von Paarbeziehungen betroffenen waren. Die rekonstruktive Analyse richtete sich auf Handlungsorientierungen bzw. das zugrunde liegende Handlungs- oder Orientierungswissen gewaltbetroffener Frauen. Dazu wurde auf Datenmaterial zurückgegriffen, das in einer qualitativen Nebenstudie (Glammeier/Müller/Schröttle 2004) des Forschungsprojekts „Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland“ (Schröttle/Müller 2004) erhoben und in jenem Rahmen bereits auf deskriptiver Ebene inhaltsanalytisch ausgewertet wurde. Gekürzte Abschnitte der Diskussionen der gewaltbetroffenen Frauen werden im Folgenden exemplarisch herangezogen.

2. Zwischen Selbst- und Fremdbestimmung

Eine Orientierung an traditionellen Geschlechternormen und die Einstellung, dass Männer ein Recht auf Gewalt bzw. Frauen die Gewalt des Partners aufgrund eigenen Fehlverhaltens verdient hätten, erscheinen heute nicht mehr ungebrochen, wie die Analyse der Realitätskonstruktionen der Frauen zeigte. Der Anspruch auf Anerkennung und respektvollen und liebevollen Umgang in einer Paarbeziehung tritt daneben und scheint grundsätzlich erreichbar, jedoch als Ergebnis eines erfolgreichen Kampfes. Dieser „Kampf um Anerkennung“ (Honneth 1994) bzw. das Bedürfnis nach wechselseitiger, intersubjektiver Anerkennung wird in der Studie mit Benjamin (1990) als Paradoxon² betrachtet, bei dem es gilt, die Spannung zwischen Autonomie und Abhängigkeit zu halten. Im Zuge der Aneignung der Zweigeschlechtlichkeit als Verleiblichung von Herrschaft (Hagemann-White 1990) wird eine wechselseitige Anerkennung jedoch erschwert und die Spannung droht mit der Konstruktion von Männlichkeit als Unabhängigkeit und Weiblichkeit als Abhängigkeit entlang der Geschlechtergrenze zusammenzubrechen (Benjamin 1990). Die symbolische Ordnung bzw. männliche Herrschaft (Bourdieu 2005), welche ungleiche Chancen vorgibt, Anerkennung zu erlangen, wird jedoch als solche verkannt.

In den Realitätskonstruktionen der Frauen scheint es in ihrer Verantwortung zu liegen, sich durchzusetzen. Die Scham gewaltbetroffener Frauen, in herabsetzender Weise behandelt worden zu sein, hängt zum einen in diesem Sinne eng mit der Zuschreibung der Verantwortung für die Gewalt zusammen, zum anderen mit der Perspektive auf Gewalt als Ergebnis des eigenen Handelns bzw. nicht ‚ausreichender Leistung‘:

Uta: (...) Ich meine, was Positives, ich hab was ganz Tolles gemacht oder erreicht. (...) Das sagt man ganz anders, als wenn man sagen muss, ich hab gestern von meinem Mann ein paar auf die Nase gekriegt. (...) Ich hab 'ne Chefin. Die ist auch 'ne sehr dominante Frau. Also ich hab auch sehr großen Respekt vor ihr. Und die sagt mir: Sie stehen doch mitten im Leben, was soll denn Sie umhauen. (...) Ich hatte auch 'ne Kollegin, die ist auch gerade in der Trennungsphase. (...) und (...) hat jetzt Angst, es unserer Chefin mitzuteilen (...) weil die natürlich auch meine Kollegin nimmt als Powerfrau. Und ist doch klar. Wenn ich (...) sagen muss, (...) ich bin da schwach. (...)

Sich anderen anzuvertrauen, scheint insbesondere dann schwierig, wenn Frauen einer Orientierung am Bild der ‚Powerfrau‘ folgen, die stets durchsetzungsfähig und selbstbestimmt ist. Hier wird sichtbar, dass diese Orientierung bei Dritten auch dazu führen kann, Gewalt nicht ernst zu nehmen und

2 „Das Bedürfnis des Subjekts nach dem Anderen ist insofern paradox, als das Subjekt sich als ein Absolutes, als ein selbständiges Wesen zu setzen versucht, aber um selbst anerkannt zu sein, auch den anderen als Gleichen erkennen muss“ (Benjamin 1990: 34). Das heißt, „daß wir tatsächlich das Bedürfnis haben, die andere als selbständige Person anzuerkennen“ (ebd.: 26).

Betroffene in diesem Sinne in ihren Realitätskonstruktionen und in ihrem Unterstützungsbedarf nicht anzuerkennen. Dahinter steht die Konstruktion, dass eine Frau eine ‚Powerfrau‘ sein sollte und als solche sowieso respektiert wird. In dieser Perspektive liegt Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen außerhalb des Horizonts des Denkbaren. Eine toughe Frau soll erfolgreich eine Beziehung führen – in dem Sinne liegt auch eine Trennung außerhalb dieses Horizonts. Sollte es dennoch einmal Probleme geben, lässt sich frau davon nicht ‚umhauen‘, sondern hat nach wie vor alles im Griff. Gelingt dies nicht, ist frau eben keine ‚Powerfrau‘ und insofern auch mitverantwortlich für Gewalt bzw. ‚selbst schuld‘.

Der Vorstellung von der Powerfrau oder der ‚toughen Frauen‘ steht der negative Horizont der Schwäche gegenüber, mit der das Erleben von Gewalt verbunden wird. Der mit der Gewalt einhergehende tabuisierte Kontrollverlust scheint auch ein Grund für die Tabuisierung von Gewalt zu sein, die sich z.B. in einem flapsigen, die Gewalt nicht ernst nehmenden Sprachmodus („ein Paar auf die Nase“) zeigt. Weiß frau nun um die Orientierung an der Powerfrau bei Dritten, gilt es in besonderem Maße, Scham zu vermeiden, die entstehen würde, wenn das Selbst- und Fremdbild der Powerfrau enttäuscht würde.

Uta teilt die Konstrukte der Schwäche und der Powerfrau nun auf die Lebensbereiche Beruf und Partnerschaft auf:

Uta: Ich kann jedem Menschen, der mit mir zusammen arbeitet, sicher auf ’ne nette, aber bestimmte Art sagen: Das will ich und das will ich nicht. Das ist in ’ner Partnerschaft, denk ich, was anderes, ne. (...) Ich bin ’nen Teil an diesem Scheitern oder an diesem Missgelingen an unserer Beziehung auch Schuld. Weil ich hab mich irgendwo auch in die Rolle reinzwängen lassen, ne. Am Anfang war das die große Liebe. (...) Und irgendwann wurd’ das zur Selbstverständlichkeit. (...) Wenn ich dann mal gesagt habe, jetzt will ich mal meine Freunde besuchen: Ach, komm, da machen wir lieber was anderes. Auch wenn er sonst nie was mit mir gemacht hat.

[zu einem späteren Zeitpunkt in der Diskussion]

Uta: Also, ich hab ’ne Kollegin, die macht nicht so viel für ihren Mann. Also nicht wie ich, nach Hause kommen, Essen kochen. Aber der liebt seine Frau abgöttisch. Der macht *alles* für seine Frau.

Sowohl im Beruf als auch in der Paarbeziehung sollte eine Frau selbstbewusst Grenzen setzen können, genau wissen, was sie will und was sie nicht will und dies auch durchsetzen können. In dieser Perspektive wird die Gewalt durch den Partner zu ihrem ‚Missgelingen‘. Dies liegt Uta zufolge daran, dass sie sich „in die Rolle“ hat „reinzwingen lassen“. Ihre Orientierung am traditionellen heterosexuellen Paarbeziehungskonzept der großen Liebe mit einem exklusiven Aufeinander-Bezogen-Sein, der weiblichen Zuständigkeit für die Beziehungsqualität und dem heterosexuellen Glücksversprechen tritt in Widerspruch zu ihrer Orientierung an Selbstbestimmung. Dieser Konflikt verschärft sich durch das ungleiche Geschlechterverhältnis, in dem die Frau in eine Warteposition hinsichtlich der Aufmerksamkeit ihres Partners gerät und

die Entscheidungsmacht über eine gemeinsame Unternehmung bei ihrem Partner liegt. Das Konzept der Powerfrau hilft ihr hier nicht. Es existiert kein positives Bild für eine wehrhafte, eigenwillige Partnerin, die mit ihrem Mann die große Liebe lebt. Die konstitutiven Normen der Geschlechterkonstruktion setzen insbesondere im Paarbeziehungskontext der geforderten und gewünschten Orientierung an Selbstbestimmung Grenzen, so z.B. die Aufteilung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit.

Dies kann aber nicht erkannt werden. Vielmehr erscheint die eigene, scheinbar ‚freiwillige‘ Einwilligung in ein hierarchisches Beziehungsverhältnis als Ursache der Gewalt. Einerseits wird von einem ‚Gedrängt-werden‘ gesprochen, dem sich Frauen – um der Liebe willen – nicht, wie es ihre Verantwortung gewesen wäre, entzogen haben. Andererseits scheint die Liebe des Partners genau davon abzuhängen, dass Frauen sich der Hierarchie widersetzen. Also sind Frauen im Prinzip selbst schuld, wenn sie missachtet werden, denn sie haben diese Rolle ja übernommen. Wie eine Alternative erreicht werden kann, wenn sich der Partner ihren Bestrebungen nach gerechten Maßstäben entgegen stellt, bleibt offen. Von dem jeweiligen Mann scheint das Gelingen einer Liebesbeziehung völlig unabhängig, diese scheint grundsätzlich mit jedem Mann erreichbar, wenn frau sich nur richtig verhält.³

In diesem Deutungsmuster scheinen Frauen zwar wirkungsmächtig zu sein, es kommt jedoch zum einen zu einer Überschätzung der eigenen Handlungsmacht und zum anderen zu einer Schwächung der Möglichkeit, sich zu empören, wütend zu sein über Missachtung und (Wieder)Anerkennung einzufordern. Eine individualisierte Sichtweise auf erlebte Gewalt erhöht darüber hinaus die Scham und verhindert, sich die Gewalt zu erklären und entsprechend zu handeln:

Gela: Stets nach Eifersuchtszenen (...) konnte er aggressiv werden. (...) So war er am nächsten Tag nüchtern, hat er sich entschuldigt (...). Man *glaubt ja dann das fast* (betont) und sagt: Das kann doch nicht wahr sein. Aber diese Sachen, die wiederholen sich ja ab und zu und immer wieder. (...) [Erläutert, dass sie sich nicht an Dritte gewendet hat...] Aus Scham, weil sie dann gesagt hätten: Du kannst doch gehen. (...) Ich von mir aus (...) dacht ich: Meine Güte, wie kann ein Mensch so sein.

In den in dieser Perspektive möglichen Erklärungen für die Gewalt, z.B. als Kontrollverlust in Folge von gewaltauslösenden Faktoren wie Eifersucht oder Alkoholkonsum ohne einen Verantwortlichen bzw. als ‚eigentlich‘ ungewollt, können Empörung und Wut nicht entstehen. Angesichts der sich wiederholenden Gewalt erweist sich dieses Deutungsmuster immer wieder als unpassend. Da kein anderer Erklärungsrahmen zur Verfügung steht, erscheint die Situation undeutbar, wodurch Handlungsentwürfe als Konsequenz auf die Gewalt eingeschränkt werden. Das heißt, dieses Deutungsmuster wirkt herr-

3 Ambivalente Bindungen bzw. den gewalttätigen Partner trotz allem so sehr zu lieben, standen als Handlungsorientierungen in den Diskussionen entgegen psychologischer Deutungsmuster nicht im Vordergrund.

schaftsstabilisierend und läuft einer Selbstbestimmung von Frauen zuwider. Hinzu kommt, dass die Scham, sich trotz der Orientierung an Selbstbestimmung wiederholt derart ‚behandelt lassen zu haben‘, verhindert, dass Frauen sich trennen oder andere Maßnahmen ergreifen. Indem sie aber genau das nicht tun, werden sie nach der gleichzeitig gültigen Norm der Trennungsnotwendigkeit bei Gewalt quasi verdächtig und beschämt.

Selbst wenn Frauen wütend sind über die Missachtung des Partners, wird die Wut vor allem mit dem Gefühl der Hilflosigkeit begleitet, wie der folgende Transkriptausschnitt aus einer anderen Gruppendiskussion zeigt:

- Frage: Dora, (...) was hat es für Sie schwierig gemacht, mit der Situation umzugehen?
Dora: Ja, die Hilflosigkeit. (...) Das war (...) als würde ich zu 'ner Wand reden. (...) Also ich wusste da auch nicht, was ich da machen sollte. (...) Ich versuchte zwar immer wieder zu kämpfen. Aber das war irgendwann sinnlos!
Ute: (...) Mitten im Satz haut der Typ ab! Ich selber hab son Hals, wenn er grad weg ist. Weil
Dora: nja ich kenn das.
Ute: das ist die Ohnmacht halt, ne. Die Wut steht und man weiß gar nicht wie, wo man sie rauslässt, ne.
Bess: (...) Ich kenn diese Situation auch. Da (...) da hab ich eine derartige Wut in mir. *Ich* kriege diese Wut nicht raus!
Ute: Ja, man platzt.
Dora: Nee, nee.
Bess: Ja, ich kann ihn also nicht nehmen und rütteln.

Die Analyse der Gruppendiskussionen zeigt, dass die Frauen der Missachtung ohne Handlungsentwürfe gegenüber stehen bzw. diese nicht für umsetzbar halten. Auch wenn die Frauen an sich selbst den Anspruch haben, Grenzen zu setzen, scheinen keine oder kaum Entwürfe zu bestehen, wie dies machtvoll in Handeln umgesetzt werden könnte oder wie frau reagieren soll, wenn ihre Einforderung von Anerkennung auf Ignoranz stößt. Die Phantasien eines eigenen körpermächtigen oder gewaltförmigen Handelns, den Partner „nehmen und rütteln“, um ihn zu zwingen, sie anzuhören und anzuerkennen, betonen eher noch die hilflose Wut, als dass sie einen Weg aufzeigen, mit der Wut machtvoll umzugehen. Aufgrund der männlichen Definitionsmacht, unter welchen Bedingungen die Beziehung geführt wird, wird die Position, von der aus die Frauen um Anerkennung kämpfen, eine ohnmächtige.

3. Selbstbestimmte Subjektpositionen und symbolische Revolution

Die vermeintliche Freisetzung des Subjekts findet vor allem auf der Ebene der regulativen Normen der Geschlechterkonstruktion statt. Das Konzept der ‚Powerfrau‘ bzw. der ‚toughen Frau‘ findet unter den befragten Frauen eine positive Bewertung, weil es ein neues erstrebenswertes Frauenbild der Stärke und Handlungsfähigkeit propagiert. Als problematisch erscheint es jedoch insofern, als dass das eigene Wohl und Wehe, einschließlich des Erlebens von Gewalt, gänzlich in die Eigenverantwortung der Frau gerückt wird. Es verdeckt auf diese Weise reale Herrschaftsverhältnisse und verunmöglicht, an Gewalt zu leiden, sich Unterstützung zu suchen, Gewalt und Herrschaft anzuprangern und zu verändern. Das Bild der misshandelten Frau oder des Opfers ist hingegen keine Alternative. Während das eine Bild zu wenig Handlungsmacht ermöglicht, überbetont das andere sie. Eine (Wieder)Anerkennung gewaltbetroffener Frauen würde in diesem Sinne bedeuten, sie gleichzeitig in ihrer Bedürftigkeit als auch in ihrer Autonomie anzuerkennen (Glammeier 2011). Versteht man Anerkennung nicht nur als Bestätigung und Wertschätzung der anderen Person, sondern auch als Stiftung bzw. Hervorbringung von Subjekten und Subjektpositionen, zeigt sich darüber hinaus die „Notwendigkeit, die Dynamiken von Zuschreibungen und allgemein Repräsentationen von Akteuren in pädagogischen Situationen zu analysieren – und auch zu problematisieren“ (Schäfer/Thompson 2010: 26). Anerkennung hieße dann nicht nur, die andere Person in bestimmten Eigenschaften oder Fähigkeiten anzuerkennen, sondern, dass „sich die Individuen zeigen, dass sie in ihren diskursiven und praktischen Einsätzen *nicht aufgehen*“ (ebd.: 28; Herv. i.O.).

Die Weiterentwicklung der Interventions- und Unterstützungspraxis bei Gewalt durch Partner hat seit den 1970er Jahren zwar die Möglichkeiten der Selbstbestimmung für Frauen erheblich verbessert, gleichzeitig aber die Verantwortung für eine gelingende Veränderung ihrer Lebenssituation größtenteils in die betroffenen Frauen hineinverlagert. So stellt es sich beispielsweise als schwierig dar, nach einer mehrtägigen polizeilichen Wegweisung des Täters innerhalb von wenigen Tagen eine Lebensalternative zu erarbeiten, sich vom Täter zu trennen, zivilrechtlich eine Wohnungszuweisung etc. zu beantragen. Gelingt dies nicht, sind die Betroffenen (indirekt) mit dem Vorwurf konfrontiert, sich gegen die Hilfe zu ‚sperren‘. Versuche, durch Beratung ihre Handlungsfähigkeit wieder herzustellen, berücksichtigen die Beharrlichkeit der konstitutiven Normen bzw. die symbolische Gewalt nicht ausreichend: „Männer und Frauen konstruieren die soziale Welt, gut, aber sie tun dies mit Formen und in Kategorien, die sie nicht wählen, die sie nicht selbst herstellen und deren Subjekte sie nicht sind“ (Bourdieu 1997: 97).

Zwar ist die Weiterentwicklung der Interventionsstrategien unerlässlich. Um aber die (nicht nur symbolische) Gewalt im Geschlechterverhältnis nach-

haltig abzubauen, wird eine symbolische Revolution notwendig sein, die Veränderungen in den konstitutiven Normen der Geschlechterkonstruktionen mit sich bringt und Frauen neue Subjektpositionen ermöglicht. Einer der Dreh- und Angelpunkte für eine feministische Pädagogik und Politik besteht darin, die Konstruktionen von weiblicher Verletzungs Offenheit und männlicher Verletzungsmächtigkeit zu unterlaufen und Frauen die Position eines (potenziellen) Subjekts der Gewalt und des Widerstands zu ermöglichen. Ein weiterer besteht in der Kritik des traditionellen heterosexuellen Paarbeziehungskonzepts und in der Ermöglichung der Position von Frauen als Subjekt des Begehrens. Dafür wird es notwendig sein, Selbstbestimmung für Mädchen und Frauen auch auf der konstitutiven Ebene zu denken und zu fördern, ohne jedoch die Spannung zwischen Autonomie und Abhängigkeit einseitig zur Autonomie hin aufzulösen, sondern „Freiheit konsequent sozial zu denken“ (Ricken 2009: 81).

Literatur

- Benjamin, Jessica (1990): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel: Stroemfeld/Roter Stern.
- Bitzan, Maria (2000): Geschlechtshierarchischer Verdeckungszusammenhang. Überlegungen zur sozialpädagogischen Mädchen- und Frauenforschung. In: Lemmermöhle, D. et al. (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 146-160.
- Bohnsack, Ralf (1989): Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske + Budrich.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1997): Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien, 2, S. 88-99.
- Glammeier, Sandra (2011): Zwischen verleiblichter Herrschaft und Widerstand. Realitätskonstruktionen und Subjektpositionen gewaltbetroffener Frauen im Kampf um Anerkennung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Glammeier, Sandra/Müller, Ursula/Schröttle, Monika (2004): Unterstützungs- und Hilfebedarf aus der Sicht gewaltbetroffener Frauen. <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/BMFSFJ/Service/Publicationen/publikationen,did=20560.html> [Zugriff: 21.10.2011]
- Hagemann-White, Carol (1990): Weiblichkeit, Leiblichkeit und die kulturelle Konstruktion der Geschlechterpolarität. In: Brandes, H./Franke, C. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in Gesellschaft und Therapie. Münster: Lit Verlag, S. 22-36.
- Hagemann-White, Carol (1994): Der Umgang mit der Zweigeschlechtlichkeit als Forschungsaufgabe. In: Diezinger, A. et al. (Hrsg.): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg i. Br.: Kore Edition, S. 301-318.

- Heberle, Renee (1996): Deconstructive strategies and the movement against sexual violence. In: *Hypatia*, 11(4), S. 63-76.
- Honneth, Axel (1994): *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte* (2. Auflage). Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Junge, Matthias (2010): Ambivalente Individualisierung und die Entstehung neuer Soll-Normen. In: Berger, P. A./Hitzler, R. (Hrsg.): *Individualisierung. Ein Vierteljahrhundert „jenseits von Stand und Klasse“?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 265-273.
- Klinger, Cornelia (2000): Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne. In: Becker, S./Kleinschmidt, G./Nord, I./Schneider-Lurdorff, G. (2000) (Hrsg.): *Das Geschlecht der Zukunft. Zwischen Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 29-63.
- Lundgren, Eva (1998): The hand that strikes and comforts. Gender construction and the tension between body and symbol. In: Dobash, R. E./Dobash, R. (Hrsg.): *Re-thinking violence against women*. London et al.: Sage Publications, S. 169-198.
- Marcus, Sharon (1992): *Fighting bodies, fighting words: A theory and politics of rape prevention*. In: Butler, J./Scott, J. (Hrsg.): *Feminists theorize the political*. New York/London: Routledge, S. 385-403.
- Ott, Cornelia (2001): Heterosexualität und Gewalt. In: Hornung, U. et al. (Hrsg.): *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktion der Geschlechterordnung in Frauenforschung – Frauenbewegung – Frauenpolitik*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 152-170.
- Ricken, Nobert (2009): Über Anerkennung – Spuren einer anderen Subjektivität. In: Ricken, N./Röhr, H./Ruhloff, J./Schaller, K.: *Umlernen. Festschrift für Käte Meyer-Drawe*. München: Wilhelm Fink Verlag, S. 75-92.
- Rüling, Anneli (2007): *Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen*. Frankfurt/New York: Campus.
- Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane (2010): *Anerkennung – eine Einleitung*. In: Schäfer, A./Thompson, C. (Hrsg.): *Anerkennung*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 7-34.
- Schrötte, Monika/Müller, Ursula (2004): *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland*. Berlin. www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationen,did=20560.html [Zugriff: 21.10.2011]
- Wetterer, Angelika (2003): *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzen*. In: Knapp, G.-A. (Hrsg.): *Achsen der Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.

Geschlechterordnung als institutionelle Abwehr. Untersuchungen zur Einführung der Koedukation an einer katholischen Mädchenschule.

Michael Ley

Abstract

Der Beitrag beschreibt den Einfluss schulkultureller Transformationsprozesse auf die Entstehung von Geschlechtsrollenstereotypen. Auf der Basis einer empirischen Fallstudie kann gezeigt werden, dass ungelöste Widersprüche auf der Ebene der Schulkultur durch schematische Konstruktionen der Zweigeschlechtlichkeit verdeckt und von einer reflektierenden Auseinandersetzung ferngehalten werden können.

The arrangement of the sexes as an institutional defence mechanism. Studies on the introduction of co-education at a Catholic girls'school.

The article describes the influence of cultural transformation at school on the formation of sex-role-stereotypes. On the basis of an empirical case study it can be shown that gender constructions at school can be used to mask structural inconsistencies within the school culture and to isolate these inconsistencies from conscious reflection.

1. Einführung

Wenn sich die Genderforschung mit den Auswirkungen gesellschaftlicher und sozialer Modernisierungsprozesse befasst, dann vertritt die Schule häufig eine Seite dieser Prozesse, die auf Widerstände und eine starke Resistenz gegenüber Veränderungs- oder Transformationsansprüchen verweist. Zwar hat es gerade im Bereich der Genderthematik auf den ersten Blick den Anschein, als würden die Schulen mit ihren offiziellen Bildungs- und Unterrichtsprogrammen an den großen Linien gesellschaftlicher Gleichheits- und Partizipa-

tionsdiskurse anschließen, andererseits lässt sich aber nicht übersehen, dass die Realisierung dieser Programme häufig an der Wirklichkeit der Einzelschulen scheitert oder bestehende Ungleichheiten sogar noch verstärkt werden (vgl. z.B. Budde 2006).

In der wissenschaftlichen Literatur ist die Veränderungsresistenz der Schulen vor allem im Kontext der Implementationsforschung beschrieben und analysiert worden (vgl. zur Übersicht Esslinger-Hinz 2010, 43ff.). Umsetzungs- und Transferprobleme werden hier in der Regel mit bestimmten Systemvoraussetzungen der Schule zusammengebracht, die wie ein ‚Grenzwall‘ für Veränderungen wirken (ebd., 49). Was nicht zu den bestehenden Strukturen und Wirkungsbedingungen der Schule passt, wird abgewiesen, stillgelegt oder unschädlich gemacht (vgl. Bohnsack 1995; Krainz-Dürr 2001).

Im folgenden Beitrag geht es darum, den Einfluss solcher Systemgrenzen auf die Behandlung der Geschlechterfrage zu untersuchen. Es wird der Fall einer Mädchenschule dargestellt, die mit dem Übergang zur Koedukation spezifische Unterrichtsarrangements für Jungen und Mädchen einrichtet (2). Im Kontext eines organisationstheoretischen Ansatzes (3) kann gezeigt werden, dass vorhandene Dichotomien in der Anordnung der Geschlechter dabei nicht etwa abgebaut, sondern im Gegenteil noch weiter zugespitzt werden (4). Eine psychologische Rekonstruktion dieser Vorgänge ergibt, dass die stereotypen Rollenvorstellungen der Lehrkräfte eine Möglichkeit darstellen, strukturelle Probleme der Institution zu behandeln, die auf einer rationalen Ebene unverfügbar geworden sind (5). Vor dem Hintergrund der Studie lassen sich Konsequenzen für die Genderdebatte im Bereich der Schule zumindest andeuten (6).

2. Die Ausgangslage: Jungen an Mädchenschule

Die Geschlechtersozialisation an Mädchenschulen ist gerade in jüngerer Zeit wieder verstärkt in den Blickpunkt des wissenschaftlichen Interesses gerückt (z.B. Herwartz-Emden 2007; Herwartz-Emden et al. 2010). Für die Genderforschung geht es hier nicht nur um die Frage, inwiefern geschlechtersegregierte Schulformen eine Alternative zum bestehenden Modell der koedukativen Schulen darstellen, sondern vor allem auch um die Perspektive, Zusammenhänge und Probleme der Geschlechtersozialisation unter den besonderen Bedingungen einer Schulform zu untersuchen, in der die Bedeutung der Geschlechterthematik scheinbar „entdramatisiert“ oder „neutralisiert“ wird (vgl. Herwartz-Emden 2004, 419).

Wie die vorliegenden Untersuchungen bestätigen, hat sich das traditionelle Bild der Mädchenschulen dabei stark gewandelt. Ähnlich wie das

Schul- und Bildungssystem im Ganzen, so ist auch die spezifische Form der Mädchenschulen von sehr weitreichenden Umstellungen betroffen, die sowohl das Selbstverständnis und die Identität der Einzelschulen als auch die Auffassungen und Konzepte zur Geschlechtererziehung betreffen. Die abgeschlossene und hermetische Welt der ehemals ‚höheren Töcherschulen‘ ist selbst im exklusiven Kreis katholischer Privatschulen kaum noch anzutreffen (vgl. Langenhorst 2009).

Auch die Schule, über die hier berichtet wird, ist von solchen Umstellungen betroffen. Als ehemals ‚reines‘ Mädchengymnasium, das in einer mittleren Großstadt im Süden Deutschlands angesiedelt ist und sich seit mehr als hundert Jahren in kirchlicher Trägerschaft befindet, ist die Schule in jüngerer Zeit durch die starke Konkurrenz staatlicher Schulen, durch den Strukturwandel in der Region sowie durch sinkende Anmeldezahlen in ihrer Existenz bedroht. Um die drohende Schließung durch den Schulträger abzuwenden, beschließt die Schulleitung, das Gymnasium in eine koedukative Schulform umzuwandeln. Das Konzept einer ‚modifizierten Koedukation‘, das für einzelne Schulfächer (Mathematik, Naturwissenschaften, Sport) den Unterricht in geschlechtshomogenen Gruppen vorsieht, soll einerseits dafür sorgen, dass die Tradition des geschlechtersegregierten Unterrichts zumindest teilweise erhalten bleibt, andererseits aber auch eine allmähliche Öffnung für koedukative Unterrichtsformen einleiten.

Für die Entwicklung geschlechtsspezifischer Förderkonzepte, aber auch für die Überprüfung der Effekte des geschlechtersegregierten Unterrichts vereinbart die Schule die wissenschaftliche Begleitung durch ein privates Forschungsinstitut (IQ Bildung). Sehr schnell stellt sich jedoch heraus, dass die Einführung der Jungenerziehung im Schulkollegium auf erhebliche Widerstände stößt und eine gemeinsame Arbeit an dem neuen Schulkonzept nahezu unmöglich ist. Als sich diese Schwierigkeiten nach der Aufnahme des ersten ‚gemischten‘ Jahrgangs verschärfen, schlägt das Institut vor, die konzeptionelle Arbeit vorerst zu stoppen und den Lehrkräften die Möglichkeit zu geben, ihre Einstellungen und Erwartungen gegenüber der Jungenerziehung im Rahmen ausführlicher Einzelbefragungen zum Ausdruck zu bringen.

3. Angaben zum Bezugssystem: Ein pädagogisches Konzept der Schulkultur

Die Widerstände der Lehrkräfte lassen vermuten, dass die Einführung geschlechtsbezogener Unterrichtskonzepte nicht bloß von didaktischen Fragen oder von den Interessen und Motiven einzelner Lehrkräfte abhängt. Mit Blick auf die besondere Situation der Schule ist vielmehr anzunehmen, dass hier kollektive Haltungen und Orientierungen eine Rolle spielen, die eng mit der spe-

zifischen Organisationsgeschichte zusammenhängen. Damit rückt die Schule als in sich zusammenhängendes Wirkungssystem mit eigenen Ansprüchen, Ordnungen und Regulationen in den Focus des wissenschaftlichen Interesses.

In der Schulforschung wird die Frage nach dem Zusammenhang der Einzelschule unter dem Begriff der Schulkultur aufgegriffen und systematisiert (vgl. Terhart 1994; Schönig 2002; Geißler 2005; Herbrechter/Schwankl 2009). Auf starke Resonanz stoßen in diesem Zusammenhang die Erkenntnisse, die von der Forschergruppe um Werner Helsper vorgelegt werden und die sich sowohl von einem bloß rationalen Bezug auf die Formalstruktur der Schule als auch von einer lediglich impressionistischen Deutung des Kulturbegriffs abheben (vgl. Helsper 2008a; Helsper et al. 2001).

Nach Helsper verweist der Begriff der Schulkultur auf einheitliche und übergreifende Sinnordnungen, die durch gemeinschaftliche Werte und Überzeugungen geprägt werden, ohne dass den Mitgliedern der Organisation diese Werte ausdrücklich bewusst sein müssen. Helsper geht davon aus, dass diese gemeinsame Ordnung rekonstruiert werden kann, indem die gegenläufigen ‚Sinndimensionen‘ der jeweiligen Schulkultur, deren Vermittlung in der ‚symbolischen Ordnung‘ konkreter Handlungspraktiken sowie die Bedeutung eines zentralen ‚Schulmythos‘, der nach Helsper zwischen ‚realen‘ und ‚imaginären‘ Strukturanteilen der Schule anzusiedeln ist, herausgearbeitet werden (Helsper 2008b).

Für eine Analyse kollektiver Einstellungen und Erwartungen, die wie im vorliegenden Fall offenbar sehr stark durch die spezielle Ausgangslage der Einzelschule bestimmt werden, erscheint eine mehrdimensionale Auffassung der Schulkultur, wie sie Helsper vorlegt, besonders geeignet zu sein. Aus institutionstheoretischer Sicht figuriert die Genderthematik dabei nicht lediglich als ‚Zutat‘ zu den übrigen Bestimmungen der Schulkultur, sondern als ein integraler Bestandteil dieser Kultur, der in seiner Bedeutung für die Produktion gemeinschaftlicher Sinnordnungen, im Hinblick auf die darin wirkenden Antinomien, mit Bezug auf die Logik symbolischen Handlungsmuster sowie in Verbindung mit den Regulationen eines vereinheitlichten Schulmythos entfaltet werden muss.

Im Fall der Mädchenschule wurde deshalb von der Überlegung ausgegangen, dass sich die Probleme, die im Zusammenhang mit der Einführung der Koedukation auftauchten, am ehesten über eine qualitative Analyse der Wahrnehmungen und Haltungen der Organisationsmitglieder rekonstruieren ließen. Entsprechend wurden in der Studie insgesamt 25 Mitglieder des Schulkollegiums im Rahmen jeweils zweistündiger Interviews befragt. Im Zentrum der Befragungen standen dabei zunächst die Einschätzungen der Schulkultur, wie sie von den Lehrkräften im Rückblick auf das ehemalige Mädchengymnasium gegeben wurden. In einem weiteren Schritt wurde nach Erfahrungen und Verarbeitungsformen gefragt, die bei der Umstellung auf das koedukative Unterrichtskonzept bedeutsam wurden.

Obwohl im Rahmen einer qualitativen Einzelfallstudie keine statistische Repräsentanz angestrebt werden kann, wurde bei der Auswahl der Interviewpartner darauf geachtet, dass die Zusammensetzung der Stichprobe den demographischen Verhältnissen im Kollegium entsprach. Etwa zwei Drittel der Befragten waren Frauen (9 Lehrerinnen), knapp ein Drittel Männer (6 Lehrer). Das Alter der Befragten lag zwischen 28 und 51 Jahren. Darüber hinaus wurde die Zusammensetzung der Stichprobe so gewählt, dass sowohl die Lehrkräfte vertreten waren, die in den koedukativen Klassen unterrichteten (12 Lehrkräfte), als auch diejenigen, die nicht in diesen Klassen unterrichteten (13 Lehrkräfte).

Die Interviews selbst wurden von ausgebildeten PsychologInnen mit langjähriger Interviewerfahrung durchgeführt. Als Interviewtechniken wurden narrative und problemzentrierende Frageformen verwendet, mit denen vor allem die latenten Sinnzusammenhänge in den Blick genommen werden sollten, die im Hintergrund der ausdrücklich intendierten oder bloß rational verfügbaren Aussagen wirksam sind. In Übereinstimmung mit der psychologischen Ausrichtung der Studie wurden dabei insbesondere die Übertragungsprozesse berücksichtigt, die sich in der Interviewsituation selbst abspielen (vgl. Douglas 1985; Herrmanns 2000).

Die Auswertung der Interviews erfolgte mit Hilfe psychologischer Beschreibungen, die sich einerseits eng an den Bedeutungen und Qualitäten orientierten, die in den Aussagen der Lehrkräfte sowie in der Interviewsituation erlebbar wurden. Andererseits wurde aber bereits im Rahmen dieser Beschreibungen über eine kondensierte Bestandsaufnahme („Kodierung“) des Datenmaterials hinausgegangen, indem die Aussagen der GesprächspartnerInnen zu psychologisch konsistenten Sinngestalten zusammengefasst und geordnet wurden (vgl. Geertz 1987; Wernet 2006). Technisch wurde dabei so vorgegangen, dass zunächst jedes Einzelinterview in seiner spezifischen Wirkungsdynamik gesondert beschrieben wurde. Im Anschluss wurden diese Einzelbeschreibungen auf durchgängige Züge befragt und im Hinblick auf grundlegende Strukturbedingungen vereinheitlicht. In weiteren Bearbeitungsschritten wurden Ergänzungsverhältnisse und Regulationen herausgearbeitet, die dann zum zentralen Funktionsbild („Mythos“) der Organisation zusammengefügt wurden.

4. Fallskizze: Einstellungen und Erwartungen der Lehrkräfte

4.1 *Ein ideales Bild von Schule*

In der Befragung wird zunächst deutlich, dass die Überzeugungen der Lehrerinnen und Lehrer auch nach der Umstellung auf das neue Unterrichtsmodell noch stark durch das Bild der ehemaligen Mädchenschule bestimmt werden. Die meisten Lehrkräfte sind der Ansicht, dass sich die Schule trotz unübersehbarer struktureller Schwierigkeiten in einer exklusiven oder bevorzugten Stellung befindet. Insbesondere im Vergleich mit staatlichen Schulen glauben die Lehrkräfte gut abzuschneiden. Sie beschreiben ihre Schule als „Bildungsoase“ und als „Lehrerparadies“, in dem die Schwierigkeiten, unter denen öffentliche Schulen zu leiden haben, angeblich keine Rolle spielen.

In den Interviews wird diese besondere Situation häufig mit dem familiären Hintergrund der Schülerinnen begründet, die in der Regel in privilegierten sozialen Verhältnissen leben. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass die Lehrkräfte viele Störungen und Schwierigkeiten, die im Alltag ihrer Schule aufkommen, in auffälliger Weise ausblenden oder verleugnen. Mit Hilfe schematischer Vereinfachungen und Stilisierungen wird so getan, als ließen sich die gewöhnlichen Situationen des Unterrichtens und Erziehens nahezu ausschließlich in der Logik idealer Muster oder Bilder behandeln.

- So gehen die Lehrkräfte im Kontext des Unterrichtens von der Vorstellung aus, sie könnten das Unterrichtsgeschehen komplett in der Hand behalten, steuern und kontrollieren. Bezogen auf die Mädchenklassen wird behauptet, dass der eigene Unterricht hier normalerweise „wie auf Schienen“ laufe. Unterrichtsstörungen würden sich allenfalls darin äußern, dass sich ein Mädchen in die Haare fasse oder „träume“. In den meisten Fällen sei der tatsächliche Verlauf der Unterrichtsstunden identisch mit den zuvor gefassten Unterrichtsentwürfen.
- Auf der Ebene der pädagogischen Beziehung kehrt diese Einschätzung in dem idealen Muster einer familiär-fürsorglichen Helferrolle wieder. Insbesondere die weiblichen Lehrkräfte berichten von einer persönlichen „Nähe“ oder „Vertrautheit“ mit den Schülerinnen, die man scheinbar „ohne Hintergedanken in den Arm nehmen und drücken“ oder denen man auch unaufgefordert „Tipps bei Liebeskummer“ geben könne. Differenzen und Konflikte, die sich aus dem Generationenverhältnis oder den Ambivalenzen der pädagogischen Beziehung ergeben, scheinen demgegenüber gar nicht erst aufzukommen.
- Im Hinblick auf den beruflichen Habitus wird deutlich, dass die Lehrerinnen und Lehrer das Mädchengymnasium sehr stark in der Tradition einer „Eliteschule“ sehen. Große Bedeutung besitzt die Teilnahme an

überregionalen Wettbewerben in Mathematik und in den Naturwissenschaften, die Organisation von Theateraufführungen sowie die Rezeption schulischer Veranstaltungen durch die lokale Presse. Aus Sicht der Lehrkräfte scheint dabei sehr wichtig zu sein, dass sie sich selbst als Anreger oder sogar als Urheber der Schülerleistungen verstehen können. Dass die Mädchen bei banalen Schwierigkeiten, etwa im Bereich der Sexualentwicklung, in der Regel allein gelassen werden, wird demgegenüber kaum thematisiert.

4.2 Irritationen durch die Ankunft der Jungen

Das Bild, das die Lehrkräfte in den Interviews von ihrer Schule zeichnen, ist ein einseitiges Bild, aber es ist zugleich ein Muster, das offensichtlich gut funktioniert. Ausschlaggebend scheint hier nicht nur zu sein, dass das Handlungskonzept der Lehrkräfte den idealen Vorstellungen und Erwartungen an den Lehrerberuf in hohem Maße entgegenkommt, sondern dass darin auch eine Perspektive von Aufschwung und Höherentwicklung wirksam wird, mit der die Angst vor einem Abrutschen in banale und gewöhnliche Verhältnisse gebannt werden kann. Es ist zu vermuten, dass die Schulkultur gerade an privaten Schulen sehr stark von einem solchen Versprechen getragen wird (vgl. Ullrich/Strunck 2009).

Mit der Ankunft der Jungen und dem Übergang zu einem koedukativen Schulmodell ändert sich dieses Bild jedoch schlagartig. Zwar wird das Konzept der „modifizierten Koedukation“ mit einer partiellen Trennung der Geschlechter von einigen Lehrkräften durchaus als Beitrag zur Entwicklung einer „fortschrittlichen“ und „modernen“ Schule verstanden; gleichzeitig führt die Anwesenheit der Jungen jedoch dazu, dass sich das Bild einer exklusiven Schule nicht mehr halten lässt. Stattdessen rücken Störungen, Ambivalenzen und Widersprüche, die bisher im Hintergrund des Schulalltags gehalten werden konnten, mit Macht in den Vordergrund und belasten das Selbstverständnis und die berufliche Rolle der Lehrkräfte erheblich.

- So bezieht sich eine immer wieder vorgetragene Klage auf das scheinbar respektlose und undisziplinierte Verhalten der Jungen. Mit deutlicher Wut und offen ausgesprochenem Ärger registrieren die Lehrkräfte, dass innerhalb einer Woche so viel Mobiliar kaputt geht wie sonst in einem ganzen Jahr. Auf den Gängen hören sie auf einmal Schimpfwörter, die sie in den Jahren zuvor noch nie vernommen hatten oder sie sehen sich mit dem aufdringlichen Gehabe „kleiner Machos“ konfrontiert. Aus der Perspektive der Lehrkräfte wirken die Umstellungen, als wären sie von einem Tag auf den anderen aus ihrem „Lehrerparadies“ vertrieben worden.
- Mit dem Erschrecken über die ungewöhnlichen Vorfälle verbinden sich zugleich erste Einordnungen und Erklärungsversuche. Das Verhalten der

Jungen wird aus scheinbar naturwüchsigen Unterschieden zwischen den Geschlechtern abgeleitet und durch Erkenntnisse der Genderforschung, aber auch durch spontane Beobachtungen im Schulalltag belegt: „Mädchen gehen, Jungen rennen“; „Jungen verstehen keine Ironie“; „Jungen vergessen die Hausaufgaben“; „Jungen sind unverschämt.“

- Während die meisten Lehrkräfte die neue Situation zunächst abwartend und aus der Distanz beobachten, leiden die Kolleginnen und Kollegen, die in den koedukativen Klassen unterrichten müssen, unter sehr großen Disziplinschwierigkeiten, die sie durch rigorose Eingriffe zu behandeln suchen. In den Interviews zeigen sie sich davon überzeugt, dass man gegen die Unruhe der Jungen nur dann etwas ausrichten könne, wenn man ihren „Bewegungsdrang“ von vornherein unterbinde oder dafür Sorge trage, dass „überschüssige Energie“ abgebaut werde. Als „vorbeugende Maßnahmen“ werden in diesem Zusammenhang Dauerläufe um das Schulgebäude, aber auch kollektive Liegestützen oder minutenlanges Geradestehen in der Klasse angeordnet.

4.3 Externalisierung von Störungen

In den Gesprächen mit den Lehrkräften fällt immer wieder auf, dass die meisten Lehrerinnen und Lehrer die pädagogische Fragwürdigkeit solcher Maßnahmen kaum thematisieren. Sie zeigen sich davon überzeugt, dass sie selbst an dem Verhalten der Jungen unbeteiligt sind und ihre Beobachtungen durch „objektive“ Gegebenheiten bestätigt werden können: Immerhin sei der Unterricht in den gemischten Klassen tatsächlich „lauter“ und „unruhiger“ als in den Mädchenklassen, der Umgangston auf dem Pausenhof habe sich mit der Aufnahme der Jungen spürbar gewandelt und der Alltag in der Schule folge insgesamt einer ganz anderen Logik als zuvor.

In der plakativen Etikettierung der Jungen als „Störenfriede“ werden aber noch ganz andere Zusammenhänge wirksam. Die stereotypen Rollenzuschreibungen der Lehrkräfte lassen Irritationen erkennen, die hintergründig auch schon vor der Ankunft der Jungen virulent gewesen waren, unter den Bedingungen der Mädchenerziehung aber weitgehend ignoriert werden konnten. Sie haben mit Ambivalenzen und Widersprüchen zu tun, die eigentlich in jeder pädagogischen Situation angetroffen werden können, für die in der Kultur der ehemaligen Mädchenschule aber keine Bearbeitungs- und Formmöglichkeiten zur Verfügung standen.

(1) So zeigt sich auf der Ebene des Unterrichts, dass sich das Verhalten der Jungen in keinem der von den Lehrkräften beschriebenen Fälle gegen die gemeinsame Linie des Unterrichts wendet. Was die Lehrer als „Störung“ oder „Disziplinlosigkeit“ bewerten, erweist sich vielmehr regelmäßig als konstruk-

tiver Beitrag zum Unterrichtsgeschehen. Als „störend“ erleben die Lehrkräfte jedoch, dass sich diese Beiträge nur selten in das formale Schema des Unterrichtsplans einfügen: Entweder, weil die Antworten zu früh kommen, weil sie sich auf Inhalte beziehen, die erst einer späteren Stelle des Unterrichtsplans vorgesehen sind oder weil sie Verständnisfragen nach sich ziehen, auf die die Lehrer keine schnelle Antwort wissen.

Die „Unruhe“, die den Jungen zugeschrieben wird, ist daher eigentlich die eigene Unruhe, die die Lehrkräfte angesichts einer Situation verspüren, die sie nicht von Anfang bis Ende im Griff behalten können. Indem diese offensichtlich kränkende Erfahrung den Jungen zugeschrieben und deren Verhalten pauschal als „laut“, „störend“ oder „disziplinlos“ etikettiert wird, können die unberechenbaren Seiten der Unterrichtssituation dingfest gemacht werden. Gleichzeitig können die Lehrerinnen und Lehrer an der Fiktion festhalten, sie selbst wären diejenigen, die das Unterrichtsgeschehen als mächtige und entschiedene Gestalter auf feste ‚Gleise‘ setzen.

(2) Auf der Beziehungsebene lässt sich ein ähnlicher Mechanismus nachweisen. Hier fühlen sich die Lehrkräfte vor allem durch angebliche „Unverschämtheiten“ und „Respektlosigkeiten“ der Jungen provoziert. Sie behaupten, die Jungen blieben nicht sitzen, liefen durch die Klasse, setzten sich als „Machos“ in Szene oder versuchten ihren Mitschülern durch „coole Sprüche“ zu imponieren. Hilfsangebote der Lehrkräfte, die von den Mädchen in der Vergangenheit freudig angenommen worden seien, würden bei den Jungen regelmäßig ins Leere laufen.

Im Kontext der Interviews wird jedoch deutlich, dass es in erster Linie die Lehrkräfte sind, die die Beziehungsangebote der Jungen zurückweisen. Was als „Unverschämtheiten“ der Schüler deklariert wird, besteht ursprünglich in dem Versuch, die Arbeit der Lehrerinnen und Lehrer zu unterstützen: Indem die Jungen beispielsweise technische Handgriffe bei der Vorbereitung des Unterrichts übernehmen, im Klassenraum je nach Wetterlage das Licht ein- und ausschalten oder die Tafel putzen. Vor allem bei den weiblichen Lehrkräften scheinen sich die Jungen regelrecht als ‚Kavaliere‘ aufzuführen und alles daran zu setzen, den Lehrerinnen zu gefallen.

Gerade die weiblichen Lehrkräfte erleben das Verhalten der Jungen jedoch als starke Überforderung. Sie spüren, dass das ehemals scheinbar „neutrale“ Verhältnis zu den Schülerinnen im Fall der Jungen eine deutlich intime, fast erotisch gefärbte Komponente annimmt, die sie als anstößig erleben. In der allgegenwärtigen Klage über angebliche „Respektlosigkeiten“ der Jungen spiegelt sich daher nicht nur die Sorge um den Verlust der eigenen idealen Helferrolle, sondern vor allem auch die Irritation hinsichtlich eines nicht oder nur unzureichend geklärten Verhältnisses von Nähe und Distanz.

(3) In ähnlicher Weise werden schließlich auch im Hinblick auf den beruflichen Habitus Erfahrungen bedeutsam, die das Selbstverständnis der Lehrkräfte als mächtige ‚Entwicklungskünstler‘ sehr nachhaltig in Frage stellen. Wie aus den Interviews hervorgeht, verbirgt sich hinter Vorwürfen, die Jungen wären „schmutzig“, „unordentlich“ oder „ungepflegt“, sehr häufig eine Begegnung mit den kindlichen, den unfertigen und noch nicht entwickelten Seiten von Erziehung. Während die Lehrkräfte in der Vergangenheit an der Idee festhalten konnten, diese unfertigen Seiten ohne große Mühe in kulturelle Höchstleistungen verwandeln zu können, wird im Umgang mit den Jungen auf einmal deutlich, wie viel Aufwand und Anstrengung mit einem solchen Anspruch verbunden ist. Aus Sicht der Lehrerinnen und Lehrer verbindet sich diese Erfahrung vor allem mit der Angst, sie könnten ihre hochgesteckten Ideale von Entwicklung und Kultivierung verfehlen oder sogar selbst wieder in kindliche und „unfertige“ Verhältnisse zurückfallen.

5. Rekonstruktion: Abspaltung des ‚Organisationsschattens‘

Verfolgt man die Rollenerwartungen der Lehrerinnen und Lehrer aus einer organisationstheoretischen Perspektive, dann wird deutlich, dass es bei diesen Erwartungen nur vordergründig um ein geschlechtsbezogenes Verhalten von Jungen oder Mädchen geht. Mit der Zuschreibung bestimmter Rollen- oder Verhaltensmuster wird vielmehr noch etwas anderes in eine Fassung gebracht, was dem spezifischen Umkreis von Schule, Unterricht und Erziehung entspringt, in diesem Umkreis aber keinen eigenen Ausdruck gewinnen kann. Im ‚Jargon‘ der scheinbar feststehenden Geschlechterdifferenzen findet sich eine Sprache für Erfahrungen, die den Alltag in der Institution an ganz anderer Stelle belasten.

Im Kontext der vorliegenden Untersuchung lassen sich diese Belastungen sehr genau benennen. Sie haben mit den unvermeidlichen Schwierigkeiten zu tun, die zum Alltag von Schule und Unterricht normalerweise immer hinzugehören, die unter den besonderen Bedingungen der ehemaligen Mädchenschule jedoch weitgehend aus dem Blick geraten waren. Es sind die nicht bewältigten und die nicht entwickelten Seiten im Alltag der Institution, die hier zum Ausdruck kommen: die zufälligen und ‚unberechenbaren‘ Seiten des Unterrichtens; die erotische Komponente der Helferrolle; die banale Kehrseite elitärer Entwicklungsansprüche.

Indem die Lehrkräfte diese ungeformten und nicht vermittelten Seiten des Schulalltags stellvertretend in bestimmten ‚Eigenschaften‘ der Jungen lokalisieren, werden die Widersprüche aus dem Umkreis eigener Betroffenheiten ausgeschlossen. Nicht die formalisierten Unterrichtsentwürfe, die eingefahren Beziehungsmuster oder die überzogenen Entwicklungsansprüche

stehen auf dem Prüfstand, sondern die Jungen geraten in Misskredit und werden zu Unruhestiftern erklärt. Während einerseits an dem Bild einer idealen Schul- und Unterrichtswirklichkeit festgehalten wird, können die Begrenzungen dieser Wirklichkeit in den scheinbar unverrückbaren Eigenschaften einer bestimmten Schülergruppe ausgelagert werden. Damit wird letztlich auch das Leiden an der Störanfälligkeit des eigenen erzieherischen Alltags unkenntlich gemacht.

In psychologischen Organisationstheorien sind solche Abwehrformen als Abspaltungen eines ‚Organisationsschattens‘ beschrieben worden (vgl. Bowles 1991; Denhardt 1981). Ähnlich wie in pädagogischen Untersuchungen, die im Anschluss an das Konzept von Helsper vorgelegt wurden (z.B. Böhme 2000), wird auch in psychologischen Ansätzen herausgestellt, dass die Einheit einer Organisationskultur letztlich nur durch sehr weitreichende Aufteilungen hergestellt werden kann, bei denen bestimmte Anteile der Organisation ‚unbewusst‘ gemacht werden. Insbesondere an den Stellen, an denen Organisationen wie in dem beschriebenen Fall der Mädchenschule mehr oder weniger unvorbereitet zu Veränderungen der eigenen kulturellen Identität gezwungen werden, liegt die Tendenz nahe, die dabei aufkommenden Ängste und Überforderungen durch ein Auslagern zentraler Umbildungsprobleme zu bewältigen (vgl. Becker 2001).

Der Preis, den diese Konstruktion mit sich bringt, besteht allerdings darin, dass sich die Probleme, die den erzieherischen Alltag belasten, einer bewussten Bearbeitung und Reflexion entziehen. Die einfachen Rollenmuster, die den Jungen unterstellt werden, sorgen zwar dafür, dass die durch den Kulturwandel aufgeworfenen Probleme hintergründig thematisiert werden, gleichzeitig rückt eine pädagogische Behandlung dieser Probleme jedoch aus dem Blickfeld. Stattdessen zeigt sich, dass die Rollenzuschreibungen dazu benutzt werden, Feindbilder herzustellen, Schuldige zu bestrafen und insbesondere sexuell getönte Begegnungen zwischen den Geschlechtern zu verhindern: Wie in dem Märchen vom Froschkönig werden um die Umbildungstendenzen der Schule „eiserne Bande“ gelegt, die Entwicklung, Neuwerden und Veränderung verhindern (vgl. Salber 1987, 126 ff.).

6. Ausblick: Das eiserne Band der Schule

Die Genderforschung teilt mit einer psychologischen Betrachtung der Schulkultur den Anspruch, die übersehenen und vernachlässigten Anteile in den Handlungsformen des Unterrichtens und Erziehens aufzudecken. Gemeinsam ist die Erfahrung, dass sich in den Kultivierungsformen der Schule notwendig bestimmte Kehrseiten einstellen, die den offiziellen Ansprüchen und Programmen entgegenlaufen: unbewusste Ideologien, Herrschafts- und

Machtansprüche, Ungleichheiten und Ausgrenzungen, die hinter offiziellen Bekenntnissen zu Partizipation, Gleichberechtigung und Mitwirkung verborgen werden.

Ähnlich wie dies bei psychologischen Erklärungen der Fall ist, muss allerdings auch die Genderforschung damit rechnen, dass die wissenschaftliche Rekonstruktion der Schulwirklichkeit von dieser Wirklichkeit absorbiert und funktionalisiert werden kann. Was vor 30 Jahren einmal dazu dienen konnte, einseitige Wirkungs- und Machtverhältnisse herauszufordern, das ist heute längst in den Schulprogrammen angekommen und dient dazu, reale Ungleichheiten, Aufteilungen und Trennungen zu rechtfertigen: Ähnlich wie im Märchen vom Froschkönig sind die Ergebnisse der Genderforschung inzwischen zu einem ‚goldenen Ball‘ geworden, den die Schulen im Spiel halten, ohne sich dabei auf die klebrigen Seiten des Frosches einzulassen.

Riskant ist diese Entwicklung nicht nur für die künftige Stellung der Genderforschung, die möglicherweise Gefahr läuft, ebenso wie die akademische Psychologie auf die Rolle eines bloßen Datenlieferanten verwiesen zu werden. Problematisch erscheint darüber hinaus, dass das aufklärerische Potential des Genderdiskurses von den Schulen dazu genutzt werden kann, die Aufgaben von Entwicklung und Erziehung insgesamt abzuweisen: Der Fall der Mädchenschule lässt erkennen, dass es in der heutigen Situation der Schule eigentlich nicht darum geht, ob nun die Mädchen oder die Jungen zu den Bildungsverlierern zählen. So wie Schule heute funktioniert, legt sie letztlich allen, die mit ihr zu tun haben, ‚eiserne Bande‘ an.

Literatur

- Becker, Hansjörg (2001): Angst und Wandel in Organisationen. Eine supervisorisch-psychoanalytische Perspektive. In: Oberhoff, B./Beumer, U. (Hrsg.): Theorie und Praxis psychoanalytischer Supervision. Münster: Votum, S. 215-230.
- Böhme, Jeanette (2000): Schulmythen und ihre imaginäre Verbürgung durch oppositionelle Schüler. Ein Beitrag zur Etablierung erziehungswissenschaftlicher Mythenforschung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Bohnsack, Fritz (1995): Widerstand von Lehrern gegen Innovationen in der Schule. In: Die deutsche Schule, 87, S. 21-37.
- Bowles, Martin L. (1991): The organization shadow. In: Organization Studies 12, 3, S. 387-404.
- Budde, Jürgen (2006): Wie Lehrkräfte Geschlecht (mit)machen – doing gender als schulischer Aushandlungsprozess. In: Jösting, S./Seemann, M. (Hrsg.): Gender und Schule. Geschlechterverhältnisse in Theorie und Praxis. Oldenburg: Universität, S. 45-60.
- Denhardt, Robert B. (1981): The shadow of organization. Kansas: University of Kansas Press.

- Douglas, Jack D. (1985): *Creative Interviewing*. Beverly Hills/London/New Delhi: Sage.
- Esslinger-Hinz, Ilona (2010): *Schlüsselkonzepte von Schulen. Eine triangulierte Untersuchung zur Bedeutung der Schulkultur an Grundschulen*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Geißler, Harald (2005): Grundlagen einer pädagogischen Theorie des Organisationslernens. In: Göhlich, M./Hopf, C./Sausele, I. (Hrsg.): *Pädagogische Organisationsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 25-42.
- Helsper, Werner (2008a): *Schulkulturen – die Schule als symbolische Sinnordnung*. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 54, 1, S. 63-80.
- Helsper, Werner (2008b). *Schulkulturen als symbolische Sinnordnungen und ihre Bedeutung für die pädagogische Professionalität*. In: Helsper, W./Busse, S./Hummrich, M./Kramer, R.-T. (Hrsg.): *Pädagogische Professionalität in Organisationen. Neue Verhältnisbestimmungen am Beispiel der Schule*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 115-145.
- Helsper, Werner/Böhme, Jeannette/Kramer, Rolf-Torsten/Lingkost, Angelika (2001): *Schulkultur und Schulmythos. Gymnasien zwischen elitärer Bildung und höherer Volksschule im Transformationsprozeß. Rekonstruktionen zur Schulkultur I*. Opladen: Leske + Budrich.
- Herbrechter, Dörthe/Schwankl, Claudia (2009): *Kultursteuerung im Kontext von Schule und Organisation*. In: Lange, U./Rahn, S./Seitter, W. (Hrsg.): *Steuerungsprobleme im Bildungswesen. Festschrift für Klaus Harney*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 101-116.
- Herrmanns, Harry (2000): *Interviewen als Tätigkeit*. In: Flick, U./von Kardoff, E./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, S. 360-368.
- Herwartz-Emden, Leonie/Schurt, Verena/Waburg, Wiebke (Hrsg.) (2010): *Mädchen in der Schule. Empirische Studien zu Heterogenität in monoedukativen und koedukativen Kontexten*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Herwartz-Emden, Leonie (Hrsg.) (2007): *Neues aus alten Schulen – empirische Studien in Mädchenschulen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Herwartz-Emden, Leonie/Schurt, Verena/Waburg, Wiebke (2004): *Schulkultur an Mädchenschulen*. In: Doll, J./Prenzel, M. (Hrsg.): *Bildungsqualität von Schule. Lehrerprofessionalisierung, Unterrichtsentwicklung und Schülerförderung als Strategien der Qualitätsverbesserung*. Münster: Waxmann, S. 413-429.
- Krainz-Dürr, Marlies (2001): *Was Schulen bewegt. Zur Mikropolitik von Schulentwicklungsprozessen*. In: Kalb, P.E. (Hrsg.): *Die Schule entwickeln. Auf dem Weg zur „guten“ Schule*. Weinheim: Beltz, S. 128-137.
- Langenhorst, Georg (2009): *Katholische Schulen*. In: Blömeke, S./Bohl, T./Haag, L./Lang-Wojtasik, G./Sacher, W. (Hrsg.): *Handbuch Schule. Theorie – Organisation – Entwicklung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 399-403.
- Salber, Wilhelm (1987): *Psychologische Märchenanalyse*. Bonn: Bouvier.
- Schönig, Wolfgang (2002): *Organisationskultur der Schule als Schlüsselkonzept der Schulentwicklung*. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 48, 6, S. 815-834.
- Terhart, Ewald (1994): *Schulkultur. Hintergründe, Formen und Implikationen eines schulpädagogischen Trends*. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 40, 5, S. 685-699.

- Ullrich, Heiner/Strunck, Susanne (2009): Zwischen Kontinuität und Innovation. Aktuelle Entwicklungen im deutschen Privatschulwesen. In: Zeitschrift für Pädagogik, 55, 2, S. 228-243.
- Wernet, Andreas (2006): Hermeneutik – Kasuistik – Fallverstehen. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.

„Es ist halt durchs Stillen, dadurch ergibt es sich einfach.“

Familiäre Arbeitsteilungsmuster und Naturalisierungseffekte von Stilkursen¹

Marion Ott und Rhea Seehaus

Abstract

Der folgende Beitrag fragt aus einer macht- und diskursanalytischen Perspektive nach dem Zusammenhang der familialen Arbeitsteilung und Thematisierungen des Stillens durch Mütter bzw. Eltern von Säuglingen. Ausgangspunkt unserer Forschungen war die Beobachtung, dass sich Mütter nachdrücklich auf das Stillen als normative Anforderung beziehen und tendenziell das Wohlergehen des Kindes vor ihre eigenen (Erwerbs-)Interessen stellen.² Diese Gegenüberstellung der Interessen von Müttern und Säuglingen bzw. der familialen Arbeitsteilung und des ‚Kindeswohls‘ ist eine häufig wiederkehrende diskursive Figur in Ratgebern (Heimerdinger 2009), gesundheitspolitischen Programmen (WHO 2003) und medizinischen Empfehlungen (Manz et al. 1997).

Gender-based division of labour and the naturalizing effects of breastfeeding discourses

This article focuses on the correlation between gender-based division of (familial)labour and the issue of breastfeeding based on interviews with mothers and parents. The authors take a combined analytical perspective on discourse

1 Wir danken Eva Sänger für kritische Diskussionen dieses Beitrags.

2 Unsere Analysen stehen im Kontext eines DFG-Projektes, das wir an der Goethe-Universität Frankfurt unter Leitung von Helga Kelle durchführten und in dem die Prozessierung von Entwicklungsnormen in Kindervorsorge- und Schuleingangsuntersuchungen ethnographisch erforscht wird (Kelle 2010). In diesem Zusammenhang fiel uns auf, wie oft und vielfältig das Stillen in Bezug auf die kindliche Entwicklung relevant gemacht wird. Wir analysierten zunächst die Reproduktion von Stilkursen in Bezug auf deren praktische Aktualisierungen in Vorsorgeuntersuchungen von Säuglingen (Ott/Seehaus 2010). Der vorliegende Beitrag beleuchtet das Thema nun anhand der Darstellungen von Müttern/Eltern in Interviews.

and relations of power (Foucault) to analyze this correlation. Starting point of the following research was the observation of mothers referring to breastfeeding as a normative requirement and often prioritizing the wellbeing of their child over their own (occupational) interests. The comparison of the division of (familial) labour and the wellbeing of the child is an often recurring figure in guidebooks for parents (Heimerdinger 2009), healthcare programs (WHO 2003) and medical recommendations (Manz et al. 1997).

1. Das Stillen als normative Anforderung

Die aktuelle (politische) Diskussion über das Stillen bekam mit der von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) im Jahr 2003 ausgerufenen ‚weltweiten Ernährungsstrategie‘ einen wichtigen programmatischen Bezugspunkt (WHO 2003). Die WHO spricht sich für ein ‚ausschließliches Stillen‘ bis zum sechsten Lebensmonat eines Kindes aus. Die Bezugnahmen der WHO auf das Stillen und seine Natürlichkeit haben ihre Begründung in zwei unterschiedlichen normativen Referenzen: Es geht um die Muttermilch als *das beste und einzig in Frage kommende Nahrungsmittel* für Säuglinge sowie um die *Mutter-Kind-Bindung*. In Bezug auf beide Referenzen sind die Mütter nachdrücklich aufgefordert, das Wohlergehen des Kindes durch das Stillen sicherzustellen. Die für alle Länder in gleicher Weise formulierte – und daher auch umstrittene – WHO-Empfehlung zum Stillen führt die französische Philosophin Elisabeth Badinter (2010) in einer politischen Streitschrift auf den Einsatz der Bündnispartnerschaft der La Leche League (LLL) mit führenden pädiatrischen Vereinigungen zurück.³ Seit den 1970er Jahren sei von diesen (politischen) Akteuren die Mutter-Kind-Bindung popularisiert worden, wobei mit einer ‚moralische[n] Autorität der Natur‘ (ebd.: 83) argumentiert werde, die ein auf die ‚natürlichen‘ Bedürfnisse des Kindes ausgerichtetes Stillen verlange, solange dieses Bedarf habe – die Erwerbstätigkeit der Mütter solle dagegen zurück gestellt werden (ebd.: 89). Badinter kritisiert die dabei entstehende Naturalisierung von Mutterschaft und die damit verbundene Rückkehr zu traditionellen Rollenmodellen. Sie plädiert daher für die Flaschenernährung als Alternative für die Mütter und damit für ihre Autonomie als Frauen.

Die Frage nach dem Stillen wird also in programmatischen und politisch-interventionistischen Postulaten als Alternative von ‚Brust oder Flasche‘ aufgeworfen. Demgegenüber wird in der empirischen Forschung z.B. nach den

3 Die LLL ist ein vormals amerikanischer, mittlerweile weltweit vertretener Verband stillender Mütter, der zunehmend einflussreicher wurde und Beraterstatus in internationalen Organisationen wie UNICEF und WHO erlangte. Zur Geschichte und zu Varianten der pädiatrischen Stillempfehlungen vgl. Manz et al. (1997).

Bedeutungen des Stillens für die familiäre Arbeitsteilung gefragt. So untersucht Anneli Rüling (2010) in ihrer Studie zu „Traditionalisierungsfallen“ Interviews mit Paaren, die eine egalitäre Arbeitsteilung zu realisieren versuchen.⁴ Das Stillen wird dabei als Bestandteil „naturalisierender Deutungsmuster“ (ebd.: 4774) von Geschlecht interpretiert, da es Paaren als Argument zur Betonung von Mütterlichkeit bzw. mütterlicher Kompetenz und Zuständigkeit dient. Rüling deutet diese Naturalisierung als „Ergebnis eines diskursiv erzeugten Kompromisses“ (ebd.: 4782), der nötig wird, da die Sorge um das Wohlergehen des Kindes dem Anspruch auf Egalität entgegenstehe. Betrachten Paare das Stillen hingegen allein bezogen auf die Ernährungsfunktion, sieht Rüling darin „eine situative und pragmatische Modernisierung der Arbeitsteilung“ (ebd.: 4785) und keine Naturalisierung.

Während Rüling die Frage aufwirft, wie ‚Traditionalisierungsfallen‘ überwunden werden können, geht es uns um die Rekonstruktion jener Mechanismen, in denen (hegemoniale Still- und Arbeitsteilungs-)Diskurse auf alltagskultureller Ebene reproduziert werden. Wir fragen, wie das Stillen von den Müttern bzw. Eltern in qualitativen Interviews thematisiert und auf die familiäre Arbeitsteilung bezogen wird und welche Relevanz dabei dem Wohlergehen des Kindes beigemessen wird. Der diskursanalytische Zugang fokussiert dezidiert nicht biographische Fälle, sondern es geht um die Rekonstruktion der Diskurs(re)produktion. Bevor wir die empirischen Analysen vorstellen und die Ergebnisse im Fazit bündeln, gehen wir zunächst kurz auf die methodologischen Prämissen des Beitrags ein.

2. Methodologische Prämissen

Aus diskurs- bzw. machtanalytischer Perspektive gehen wir davon aus, dass in den Bezugnahmen der InterviewpartnerInnen (Mütter und/oder Väter) auf das Stillen hegemoniale Still- und Geschlechterdiskurse aktualisiert und reproduziert werden. Wir fragen danach, inwiefern Normen von Stildiskursen⁵ „zitiert“ (Butler 1997: 35ff.), also wiederholend aktualisiert und damit immer

4 Rüling setzt an der Beobachtung einer Egalisierung von Einstellungen zur Aufteilung von „Erwerbs- und Familienarbeit“, der angestiegenen Frauenerwerbstätigkeit sowie einer gleichzeitigen Traditionalisierung der familialen Arbeitsteilung an und fragt unter Rückgriff auf Giddens Strukturierungstheorie, wie egalitäre und traditionelle Elemente die eng verwobenen Ebenen von Struktur und Handlung durchziehen.

5 Wir sprechen im Folgenden von „Stildiskursen“ im Sinne der thematischen Diskursanalyse (Höhne 2010), die Diskurse als primär thematisch gebunden fasst – statt gebunden an „Instanzen der Diskursreproduktion“ (ebd.: 424), worunter Höhne z.B. Medien, Politik, Institutionen oder Praxisformen versteht. Er spricht also nicht von Medien- oder Politikdiskursen.

auch transformiert werden. Damit schließen wir an Judith Butlers (2001: 101ff.) Weiterentwicklung von Althussters (1977) Subjekttheorie an. Nach Althusster wird das Subjekt durch „Anrufungen“ in „ideologischen Staatsapparaten“ konstituiert – Anrufungen konturiert er als Adressierungen durch eine je spezifische Ordnung, auf die die Individuen reagieren (Wrana 2006: 136). Durch die Anerkennung dieser Ordnung konstituieren sich Individuen als ‚Subjekte‘ in spezifischer Hinsicht (z.B. die stillende/stillen wollende Mutter), indem sie sich bestehenden Normen unterwerfen (König 2010: 4789). Butler entwickelt diese Figur weiter und fasst das Moment der Anerkennung als eines von (möglichen) Transformationen – darin macht sie das konstitutive Moment aus. Um zu untersuchen, inwiefern hegemoniale Still- und Geschlechterdiskurse reproduziert werden, wenden wir die Figur der Anrufung empirisch an: Wir setzen an den auf das Stillen bezogenen Selbstthematizierungen von Müttern an – also an der Seite der ‚Anerkennung von Normen‘ in Äußerungen. Daraus rekonstruieren wir Adressierungen der Mütter durch normativ-moralische Implikationen von Stildiskursen, um sie mit den Arbeitsteilungsmustern der Interviewten zu relationieren. Auskünfte im Interview können dabei mit Kelle (2001) als Rekonstruktionen von Praktiken aus der Perspektive der Akteure verstanden werden. Die Interviews selbst begreifen wir daher als Praxen, in der die InterviewpartnerInnen Themen und Alltagspraktiken reflektieren. An den expliziten oder impliziten Bezugnahmen auf normative Stillanforderungen im Interview rekonstruieren wir, inwiefern sie sich auf Stildiskurse beziehen und wozu sie sich adressiert sehen (Cremer-Schäfer 1985: 88).

3. Thematisierungen des Stillens und Muster familialer Arbeitsteilung

Ohne, dass es von der Interviewerin direkt angesprochen wird, thematisieren fast alle InterviewpartnerInnen das Thema Stillen von sich aus im Interview und kontextualisieren es oftmals mit der Frage nach der Aufteilung von Erwerbs- und (kindbezogener) ‚Care-Arbeit‘ (Moser/Pinhard 2010) bzw. der Aufteilung von Zuständigkeiten für die Sorgearbeit.⁶ Auch nach der Arbeitsteilung wird in den Interviews meist nicht direkt gefragt, die Interviewten mobilisieren dieses Thema jedoch in der Regel auf die Frage, wie sie sich das

6 Das Material stammt aus der Dissertation von Rhea Seehaus. Für diese wurden insgesamt 30 Interviews in Deutschland, Österreich und der Schweiz durchgeführt. Die Dissertation rekonstruiert, wie Elternverantwortung, im Kontext medizinischer Vorsorge und Prävention von Entwicklungsstörungen, konstruiert und zugeschrieben wird. Die Bezugnahmen auf die Stillanforderungen unterscheiden sich nach unseren Analysen nicht entlang der Länder, weshalb wir nicht auf die Herkunft der InterviewpartnerInnen eingehen.

Familienleben vor der Geburt des Kindes vorgestellt haben. Wir untersuchen die Thematisierungen des Stillens und interpretieren sie im Kontext der jeweils dargestellten Arbeitsteilungsmuster. Die ersten beiden Thematisierungen entstehen in der Interaktion von Interviewerin und je einer Interviewten, am dritten Interview nimmt auch der Vater teil. Aus dem gesamten Interviewmaterial (s. Fußnote 6) haben wir mittels einer thematischen Kodierung 73 das Stillen betreffende Sequenzen markiert und daraufhin jene, die auf die Arbeitsteilung bezogen sind, ausgewählt. Diese haben wir entlang unterschiedlicher Arbeitsteilungsmuster systematisiert. Drei dieser Muster stellen wir im Folgenden vor.

4. Traditionalisierte Arbeitsteilung

In der ersten Thematisierung wird das Stillen dadurch eingebracht, dass die Mutter berichtet, mit Vorwürfen des Kinderarztes konfrontiert worden zu sein, ihre Tochter mit dem Stillen zu verwöhnen. Daraus resultierte der Handlungsauftrag, die Tochter an den Gebrauch des Schnullers zu gewöhnen.

Fr. W: „[...] Das wollte sie von sich aus nicht. Sie hat den Schnuller total verweigert und da hab ich mir gedacht, sie wird schon wissen, ob sie das jetzt braucht. Und sei's nur, dass sie jetzt die Nähe braucht, dann soll sie sich das nehmen.“ (Interview Frau Wagner)

Gegen die Aufforderung des Kinderarztes wird der Eigenwille des Kindes herausgestellt. Die Tochter wird als ‚kompetentes Kind‘ entworfen, welches den Zeitpunkt des Abstillens und auch die Ausgestaltung der Beziehung zur Mutter selbst definiert. Mit dem kompetenten Kind wird eine Figur aktualisiert, die nach Badinter (2010) auch von der LLL und der Bindungstheorie bemüht wird, um das *Stillen nach Bedarf des Kindes* zu unterstreichen. Hier wird diese Figur genutzt, um eine Abgrenzung von den Experten durchzusetzen. Des Weiteren wird das Stillen mit einer persönlichen Einschränkung des eigenen Alltags der Mutter in Verbindung gebracht.

Fr. W: „[...] Das ist ganz unterschiedlich (lacht). Fürn fürn fürn Papa irgendwie ist es jetzt, läuft's eh fast eigentlich wie vorher. Wobei er schon er verbringt schon äh mh mehr Zeit jetzt irgendwie daheim auch. Aber ja net v (bricht ab) kann er net, jetzt net im schlechten oder so, aber ja er ist halt schon noch mit seinen Kumpels unterwegs, irgendwie. Und und wenn's irgendeine Feier gibt dann geht (lachend) er auf die Feier und ich bin daheim. Also wir haben so insofern schon so dieses typische Rollen-, Rollenbild irgendwie übernommen, dass ich eigentlich immer daheim bin, aber es ist halt durchs Stillen noch, es ist, ich denk dadurch ergibt sich's einfach.“ (Interview Frau Wagner)

Das Stillen wird zum Auslöser für Veränderungen und Einschränkungen, wobei letztere die Eltern jedoch in unterschiedlichem Ausmaß betreffen. In einem gestehenden Gestus wird der Rückzug des Vaters vermittelt, für ihn

hätten sich kaum Veränderungen ergeben. Dem gegenüber wird das Stillen als unhinterfragte, da körperbasierte Grundlage der Einschränkungen der Mutter konturiert, die eine ‚geschlechtsspezifisch-traditionelle‘ Rollenaufteilung rechtfertigt. Die Thematisierung des Stillens korrespondiert in diesem Interview mit dem auf der traditionellen Rollenverteilung basierenden Arbeitsteilungsmuster: Der Mutter kommt die alleinige Zuständigkeit für die Sorgearbeit zu. Die Formulierung „dadurch ergibt sich’s einfach“ suggeriert das fraglose Annehmen der Rollenverteilung, die dadurch naturalisiert wird. Dass dieses Muster auch über die Stillzeit hinaus Geltung erhält, zeigt sich auch darin, dass dem Wohlergehen des Kindes, nach Auskunft der Interviewten, auch dadurch Rechnung getragen werden soll, dass immer „wirklich jemand da ist“. Aus diesem Grund hätte das Elternpaar entschieden, dass die Mutter ihre Elternzeit möglichst lange ausdehnen solle, während der Vater erwerbstätig ist.

5. Naturalisierung von Sorgearbeit

In der folgenden Thematisierung wird die Mutter-Kind-Beziehung noch stärker als Bezugspunkt bemüht. Explizit wird auf das „innige symbiotische Verhältnis“ zwischen Mutter und Kind referiert, welches „zwischen Vater und Kind“ nicht möglich sei und nur entstehe, wenn man sich auf die Stillbeziehung einlasse.

Fr. L.: „[...] Aber dieses ganz Innige, auch vor allem Stillen eben, ist doch sehr Mutter und Kind. Und auch die Schwangerschaft, eben neun Monate ist man da schon so zusammen ist. Und äh ich finde, vor allem im ersten Lebensjahr, wenn ich, wenn ich, das hab ich vorher gar nicht so gedacht, dass ich das so sehen würde, wie gesagt, wir hatten uns ja erst überlegt, ich würde vielleicht sogar weiter arbeiten und ganz früh schon Betreuung in Anspruch nehmen, aber das könnte ich mir jetzt im Nachhinein nicht mehr vorstellen, im ersten Lebensjahr.“ (Interview Frau Lipp)

Das Stillen und die innige Mutter-Kind-Beziehung als Fortsetzung der Schwangerschaft werden als überraschendes Moment dargestellt, das gleichzeitig einen Sinneswandel hervorruft – so als gelte es, im Kontext des Interviews, zu erklären, warum sie kein ‚emanzipiertes Arbeitsteilungsmodell‘ realisiert. Das durch das Stillen entstehende „innige Verhältnis“ wird zum elementaren Begründungsmoment für die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, statt der vorab geplanten egalitären Aufteilung. Impliziert ist dabei ein doppeltes Ausschlussmoment: Die Mutter wird temporär aus dem Erwerbsleben, der Vater temporär aus der Beziehung zum Kind ausgeschlossen. Die entworfene Logik vermittelt, dass im ersten Lebensjahr Mutter und Kind sehr aufeinander bezogen sind „und dann ab dem zweiten Lebensjahr sieht es ganz anders aus, wenn so nach und nach das Stillen aufhört“.

Zwar wird die Wunschvorstellung angedeutet, die Sorgearbeit stärker aufteilen zu können, diese wird jedoch vor dem Hintergrund der Naturalisierung der ‚innigen Mutter-Kind-Beziehung‘ irrelevant. Andere Varianten der familialen Arbeitsteilung (z.B. ermöglicht durch das Abpumpen von Milch, damit der Vater das Kind versorgen kann) werden mit dem Verweis auf die „Natur“ abgelehnt. In der Darstellung wird die eingeführte Natürlichkeit der Mutter-Kind-Beziehung somit zum Orientierungspunkt, an dem sich sowohl die Beteiligung der Mutter an der Erwerbsarbeit als auch die des Vaters an der Sorgearbeit entscheidet. Dadurch kommt es im Modus der Naturalisierung zu einer Traditionalisierung der Arbeitsteilung.

6. Egalitäre Sorgearbeit

In der folgenden Thematisierung wird das Stillen als Grenze dargestellt, die der von den Eltern gewünschten egalitären Aufteilung der Sorgearbeit entgegensteht.

Hr J: „[...] zu Beginn hat‘ ich vier Wochen Vaterschaftsurlaub, das war sehr gut. Ich war immer da und eben wir machen das Gleiche, absolut das Selbe und ähm (lachend) ja.“

Fr S: „Ja, außer das Stillen.“

Hr J: „(lachend) Außer das Stillen (gemeinsames Lachen) genau, genau das [den Vaterschaftsurlaub, Anm. MO/RS] hab ich sehr genossen, hab auch gemerkt, was das für einen Einfluss hat auf die Beziehung zu Manou und das war mir sehr wichtig.“ (Interview Frau Sonner/Herr Jandrek)

Das Stillen wird als körperbasierte Begrenzung der egalitären Arbeitsteilung angeführt, die das Paar – mit hohem organisatorischem Aufwand – zu kompensieren anstrebt:

Fr S: „Wir machen’s so, dass einmal du dich ausschläfst am Sonntag und ich am Samstag, weil mit den Nächten haben wir das so, dass er mich auch sehr unterstützt. Das haben wir eigentlich auch so ausgemacht, dass eigentlich drei Mal pro Woche wie einen Teil übernimmst [...] und dann haben wir es einfach so gemacht, weil wir haben ja zwei Schlafzimmer, also wir haben extra jeder von uns ein Zimmer. Wir haben ein gemeinsames Schlafzimmer und trotzdem ein Ausweichzimmer und dann machen wir das auch so, dass wir halt nicht immer zusammen im gleichen Bett schlafen, so dass jemand ausschlafen kann. Oder auch wenn ich ihn stillen muss, dass Urs ihn mir bringt in der Nacht und ich in der anderen Zeit einfach schlafen kann.“ (Interview Frau Sonner/Herr Jandrek)

Dem dargestellten Arbeitsplan zufolge ergibt sich eine Zuständigkeit der Mutter für das Stillen, weitere Sorgetätigkeiten, die dabei zu verrichten sind (Trösten, Wickeln etc.), werden jedoch von beiden Eltern abwechselnd erledigt. Es wird ein funktionierendes Modell vorgestellt, mit dem eine asymmet-

rische Verteilung von Sorgearbeiten überwunden werden soll. Im Gegensatz zu den bereits aufgezeigten Beispielen referiert diese Thematisierung gerade nicht auf die natürliche Mutter-Kind-Beziehung, sondern entwirft das Stillen als eine von vielen Sorgetätigkeiten und damit allein in Bezug auf seine Ernährungsfunktion. Gleichwohl wird es als unbedingt zu erfüllende Aufgabe konzipiert, auch wenn es von der Mutter als „begrenzend“ und mit Problemen behaftet beschrieben wird. Es scheint nicht in Frage zu kommen, das Kind mit der Flasche zu ernähren, was darauf verweist, dass hier die Bedeutung von Muttermilch als ‚das beste Nahrungsmittel‘ (‚as nature’s perfect food‘ Wall 2001: 596) aktualisiert wird. Dabei wird die diskursive Anrufung, ‚zum Wohle des Kindes‘ unbedingt zu stillen, antizipiert und das Stillen über einen hohen organisatorischen Aufwand realisiert, so dass auch weiterhin an der Idee der egalitären Arbeitsteilung festgehalten werden kann.

7. Stildiskurse und Reproduktionsweisen tradierter Machtverhältnisse

In den analysierten Thematisierungen lassen sich zwei normative Referenzen ausmachen, die jenen diskursiven Figuren entsprechen, die wir bereits zu Beginn des Beitrags herausgestellt haben: die Mutter-Kind-Beziehung und die Muttermilch als bestes Nahrungsmittel für das Kind. Wir haben herausgearbeitet, wie diese mit den von den Interviewten dargestellten Mustern der familialen Arbeitsteilung korrespondieren.

In den ersten beiden Thematisierungen werden durch Betonung der intensiven Beziehung zwischen Mutter und Kind Bilder ‚fürsorglicher Mütterlichkeit‘ (vgl. z.B. Schütze 1986; Correll 2010) (re-)produziert und damit eine traditionalisierte innerfamiliäre Arbeitsteilung begründet. In der dritten Thematisierung wird ausschließlich die Ernährungsfunktion des Stillens herausgestellt. Dies korrespondiert mit dem Muster einer egalitären Arbeitsteilung, die jedoch mit einem hohen organisatorischen Aufwand verbunden ist (vgl. auch Rüling 2010: 4783f.). Anders als Rüling möchten wir betonen, dass auch in dem ‚reinen Ernährungsbezug‘ normative Referenzen von Stildiskursen vermittelt werden – im Sinne der „Naturnorm Muttermilch“ (Orland 2004: 292f.).

Beide normativen Referenzen werden von Müttern/Eltern im Interview aktualisiert und sind auf das Ideal des gesunden wohlgenährten Kindes ausgerichtet, dessen Wohlergehen die zentrale Figur von Stildiskursen darstellt. Die Thematisierungen des Stillens und diese diskursive Figur sind wechselseitig aufeinander bezogen. Die Relevanz der Figur des Wohls des Kindes wird auch in der Studie von Tomke König (2010) deutlich, die – ebenfalls

aus diskursanalytischer Perspektive anhand von Interviews – familiäre Geschlechterarrangements untersucht. Sie arbeitet das Wohl des Kindes als ein konstitutives Moment des Selbstverständnisses von Eltern heraus, sich als Mütter oder Väter zu identifizieren. In Königs und unseren diskursanalytischen Rekonstruktionen deutet sich an, dass die normativen Anforderungen an Mütterlichkeit und elterliche Sorge kaum problematisiert werden können, ohne dass Mütter oder Väter sich dem Vorwurf ausgesetzt sehen (müssen), nicht das Beste für das Kind zu wollen. Analysen der praktischen Reproduktion von Stilkursen scheinen uns insbesondere vor dem Hintergrund der aktuellen Konjunktur der Debatten zu früher Bildung, Kinderarmut und Kinderschutz relevant, die auf die Moral ‚Das Beste für das Kind‘ referieren und sie hervorbringen. Denn es stellt sich die Frage, welche Effekte diese Debatten sowie die zugehörigen institutionellen und rechtlichen Neustrukturierungen in Bezug auf die Sicherung des Wohlergehens der Kinder für die Herstellung familialer Geschlechterarrangements haben.

Literatur

- Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Hamburg/Berlin: VSA.
- Badinter, Elisabeth (2010): Der Konflikt. Die Frau und die Mutter. München: Beck
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Correll, Lena (2010): Anrufungen zur Mutterschaft. Eine wissenssoziologische Untersuchung von Kinderlosigkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Cremer-Schäfer, Helga (1985): Biographie und Interaktion. Selbstdarstellungen von Straftätern und der gesellschaftliche Umgang mit ihnen. München: Profil.
- Heimerdinger, Timo (2009): Brust oder Flasche? – Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungsmedien. In: Simon, M./Hengartner, T./Heimerdinger, T./Lux, A.-C. (Hrsg.): Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags. Münster: Waxmann, S. 100-110.
- Höhne, Thomas (2010): Die Thematische Diskursanalyse – dargestellt am Beispiel von Schulbüchern. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 423-453.
- Kelle, Helga (2001): Ethnographische Methodologie und Probleme der Triangulation. Am Beispiel der 'Peer Culture' Forschung bei Kindern. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 21(2), S.192-208.
- Kelle, Helga (Hrsg.) (2010): Kinder unter Beobachtung. Kulturanalytische Studien zur pädiatrischen Entwicklungsdiagnostik. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

- König, Tomke (2010): Diskurstheorie als Werkzeugkiste: Eine Analyse der Effekte diskursiver Praxen im Kontext familialer Geschlechterarrangements. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-154572> [Zugriff: 22.09.2011]
- Manz, Friedrich/Manz, Irmgard/Lennert, Thomas (1997): Zur Geschichte der ärztlichen Stillempfehlung in Deutschland. In: *Monatsschrift Kinderheilkunde*, 145, S. 572-587.
- Moser, Vera/Pinhard, Inga (Hrsg.) (2010): *Care – Wer sorgt für wen? Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Orland, Barbara (2004): Wissenschaft, Markt und Erfahrung. „Natürliche“ versus „künstliche“ Säuglingsernährung im 19. Jahrhundert. In: Boos, M./Vincenz, B./Wirz, T. (Hrsg.): *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte*. Zürich, S. 291-305.
- Ott, Marion/Seehaus, Rhea (2010): Stillen – zum Wohle des Kindes. Reproduktion und Effekte von Stilldiskursen in Praktiken der Kindervorsorgeuntersuchungen. In: *Feministische Studien*, 28(2), S. 257-269.
- Rüling, Anneli (2010): Das Stillen: Traditionalisierung der Arbeitsteilung durch naturalisierende Deutungen von Geschlecht? <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-154587> [Zugriff: 25.04.2011]
- Schütze, Yvonne (1986): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters der ‚Mutterliebe‘*. Bielefeld: Kleine.
- Wall, Glenda (2001): Moral Constructions of Motherhood in Breastfeeding Discourse. In: *Gender and Society*, 15(4), S. 592-610.
- World Health Organisation (WHO) (2003): *Global strategy for infant and young child feeding*. Singapore. <http://whqlibdoc.who.int/publications/2003/9241562218.pdf> [Zugriff: 29.06.2010]
- Wrana, Daniel (2006): *Das Subjekt schreiben. Reflexive Praktiken und Subjektivierung in der Weiterbildung – eine Diskursanalyse*. Baltmansweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Riskante Identitätsarbeit? Zur Herstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit in jugendkulturellem Rauschtrinken

John Litau und Barbara Stauber

Abstract

Die Kontexte und Praktiken des Rauschtrinkens bieten Jugendlichen Möglichkeiten, einige der Anforderungen in den Übergängen zum Erwachsensein zu bewältigen und geschlechterbezogene Identitäten zu entwickeln. Auf der Grundlage von eigenem empirischen Material diskutiert der Beitrag hieran anknüpfende Fragen einer gendertheoretisch sensiblen Jugendkulturforschung: (a) Rauschtrinken als Möglichkeit für Inszenierung von Geschlecht, (b) damit verbundene (Re-)Produktion von Heteronormativität im Rahmen des Rauschtrinkens und (c) die Verschränkung der beiden Aspekte in verschiedenen Funktionen des Alkoholkonsums. Die Beantwortung dieser Fragen mündet in einer Darstellung der methodologischen Herausforderungen einer an jugendkulturellen Gender-Praktiken interessierten Forschung.

Risky identity negotiation? The construction of masculinity and femininity in youth binge drinking

The contexts and practices of binge drinking can be regarded as a means to cope with some of the demands in young people's transition to adulthood, among them the development of gender identities. Drawing on own empirical material the article discusses the following questions that should be considered in a gender sensitive research on youth cultures: (a) binge drinking as a possibility for gender plays, (b) associated (re-)production of heteronormativity in the context of binge drinking and (c) the interconnection of both aspects in different functions alcohol consumption may have for young people. This discussion will be used to pose what the authors argue are fundamental methodological challenges of youth culture studies interested in gender practices.

1. Einleitung

Surveydaten zum Alkoholkonsum (BZgA 2008; Hibell et al. 2009; Lampert/Thamm 2007; Richter et al. 2008) zeigen, dass die Trinkpraktiken von Jungen und Mädchen, vor allem aber ihre Motive und Begründungsmuster für den Alkoholkonsum immer ähnlicher werden und sich weniger zwischen als innerhalb der Geschlechtergruppen unterscheiden. Dies wird in einem ohnehin medial angeheizten Diskurs zu Jugend und Rauschtrinken (Litau 2011) zu einem eigenen Skandalon und offenbart damit genderbezogene Normalitätszuweisungen, die hartes Trinken – wie viele andere Formen von riskanten Praktiken – bei Mädchen und jungen Frauen offensichtlich weit weniger vorsehen als bei Jungen und jungen Männern.

In diesem Forschungsbeitrag werden zunächst spätmoderne Notwendigkeiten der Identitätsarbeit ausgeleuchtet (2.), um dann körperbezogene jugendkulturelle Praktiken als Modi der Herstellung von Geschlecht einzuführen, was wiederum gendersensible Forschungsperspektiven und -fragen impliziert (3.). Dies liefert die Grundlage für eine systematische Aufarbeitung von Forschungsergebnissen, welche das Herstellungsmoment von Gender im Kontext des Rauschtrinkens fokussieren und in die wir ausgewählte Ergebnisse unserer eigenen qualitativen Studie zum Rauschtrinken von Jugendlichen (Stumpp et al. 2009) einordnen (4.). Abschließend werden die Relevanzen der Thematik des Rauschtrinkens für eine geschlechterreflexive Jugendforschung diskutiert und methodologische Erfordernisse einer an solchen jugendkulturellen Praktiken interessierten Forschung geklärt (5.).

2. Ent-Selbstverständlichungen und selbstverständliche Risiken: jugendliche Identitätsarbeit in der späten Moderne

Übergänge zwischen Jugend und Erwachsensein haben aus strukturellen Gründen ihre Selbstverständlichkeit verloren, und nicht zuletzt deshalb, weil sie reversibel und riskanter geworden sind, auch aus der Subjektperspektive eine neue Qualität bekommen (Stauber et al. 2007; Pohl et al. 2011). Das hieraus entstehende Planungs- und Orientierungsparadox kann als Symptom einer gesellschaftlichen Individualisierung angesehen werden, mit der gesellschaftlich zu bearbeitende Themen sukzessive in den Zuständigkeitsbereich der Individuen verlagert werden (Beck 1986; Böhnisch 2008), ohne dass sichergestellt wäre, dass diese auch auf die hierfür nötigen Ressourcen zurückgreifen können. Hierin ist auch der zentrale Mechanismus zu sehen, über den sich in spätmodernen Gesellschaften soziale Ungleichheit herstellt.

Dieser Diagnose, die inzwischen in der Jugendforschung weithin geteilt wird, entspricht auf entwicklungspsychologischer Ebene das Schwinden von Selbstverständlichkeiten der Identitätsentwicklung: So stellen sich Entwicklungsaufgaben eben nicht – wie es die klassischen Modellvorstellungen von Havighurst oder Erikson vorgesehen hatten – Schritt für Schritt, sondern müssen in biographischen Übergängen oft in widersprüchlichen Gleichzeitigkeiten bewältigt werden. Dabei lassen sich genderbezogene Themen nicht auf eine Entwicklungsaufgabe reduzieren, sondern sind durchgängig zu bearbeiten (Helfferich 1994). In praktisch allen Lebensthemen, die Jugendliche und junge Erwachsene beschäftigen, steht damit *Identitätsarbeit* an (Keupp et al. 2006) – ein Konzept, welches wir hier favorisieren, weil es die normalisierte Anforderung in spätmodernen individualisierten Gesellschaften, sich nicht nur immer wieder begründen und entwerfen zu dürfen, sondern auch zu müssen, empirisch wie auch theoretisch aufgegriffen hat. Das Konzept der Identitätsarbeit hält in Erinnerung, dass wir es im Hinblick auf Identität mit etwas Beweglichem, Prozesshaftem, in Bearbeitung Befindlichen und Hybridem zu tun haben (Hall 1996). Die oft anstrengenden, aber auch kreativen Prozesse zeigen sich prototypisch auf den Bühnen jugendkultureller Selbstinszenierungen (Stauber 2004). Das Konzept der Identitätsarbeit ist *praxeologisch* und *interaktionsbezogen* angelegt: Identität *gibt* es nicht, sondern sie ist ein Konstrukt, das sich in der Interaktion mit anderen Wissens- und Erfahrungsräumen *herstellt*.

Dabei bleibt das Verhältnis zwischen Entwicklungsanforderungen und zur Verfügung stehenden Bewältigungsressourcen in riskanten Übergängen zum Erwachsensein stets prekär. Heranwachsende sind also – ohne Rücksicht auf diesbezüglich ungleiche Zugänge – auf *Fähigkeiten zur Selbstorganisation* (vgl. Keupp 2009) sowie auf *Selbstexperimente* (vgl. Sting 2008: 3) angewiesen; beides kann im Hinblick auf ihre Identitätsarbeit von höchster Relevanz sein (Beulich/Stauber 2011).

3. Geschlechtertheoretische Fundierung und die Bedeutung des Körpers

Geschlechterbezogene Identitätsarbeit ist immer auch Inszenierungsarbeit und -praxis (Villa 2007; Goffman 1977). Hiermit rückt der Körper als zentrales Inszenierungsmedium ins Blickfeld – gerade auch im Generationenbezug und gerade für Jugendliche, für die er vielleicht das letzte Medium einer kompromisslosen Handlungsfähigkeit darstellt (vgl. Wenzel 1986). Die Geschlechterforschung hat körperbezogene Praktiken schon lange als relevantes Forschungsgebiet erkannt, nicht zuletzt, weil sich auf diesem Terrain gendertheoretische Gefechte um die Frage ‚Naturhaftigkeit versus Sozialität‘ von

Körper und Geschlecht abspielen. Schon 1977 hat Erving Goffman herausgearbeitet, wie Prozesse des ‚doing gender‘ durch eine Vielzahl institutioneller Arrangements ‚abgesichert‘ werden und so die soziale Kategorie ‚Geschlecht‘ gerade auch auf der Körperebene im Alltag präsent halten. Im Anschluss an ihn und an die frühen ethnomethodologischen Arbeiten Garfinkels zu Transsexualität haben Candace West und Don Zimmerman deutlich gemacht, dass auf allen drei von ihnen unterschiedenen Ebenen (Geburtsklassifikation (Sex); soziale Zuordnung zu Geschlecht (Sex-Category); Validierung der Geschlechtskategorie in Interaktionsprozessen (Gender)) Geschlecht eine soziale Konstruktion ist (West/Zimmerman 1987) und somit kein Merkmal von Personen, sondern von sozialen Situationen (vgl. Gildemeister 2004).

Für eine gendertheoretisch sensible Jugendkulturforschung heißt das: Statt darauf zu fokussieren, inwiefern Mädchen und junge Frauen in Jugendkulturen vorkommen bzw. wie sie was im Unterschied zu Jungen praktizieren, geht es darum zu schauen, *wie* Jugendliche in ihren jugendkulturellen Selbstinszenierungen ‚Geschlecht‘ herstellen. Im Rahmen von riskanten Verhaltensweisen können hieran anschließende Fragen wie folgt lauten:

- Wie wird mit Männlichkeit und Weiblichkeit gespielt, wie wird also das Rauschtrinken als Möglichkeit für Inszenierung von Geschlecht genutzt?
- Wie reproduzieren und bestätigen solche Selbstinszenierungen im Kontext des Rauschtrinkens gleichzeitig Heteronormativität und mit welchen Folgen ist dies verbunden?
- Wie spielen diese Aspekte ineinander und in welcher Form werden sie dabei von Jugendlichen in ihrer Identitätsarbeit genutzt?

4. Gendersensible Forschung zu jugendlichem Rauschtrinken

In einer Reihe qualitativer empirischer Arbeiten werden unterschiedliche Aspekte von ‚doing gender‘ im (exzessiven) Alkoholkonsum von Jugendlichen aufgezeigt, welche bereits erste Annäherungen an die zuvor gestellten Fragen erlauben. Um diese genauer fassen zu können, werden wir im Folgenden insbesondere auf eigene Forschungsergebnisse eingehen, welche durch eine Aufarbeitung weiterer relevanter (qualitativer) Forschungsliteratur ergänzt werden. Hierfür haben wir in unserer Studie (Stumpp et al. 2009) ein qualitatives Forschungsdesign mit leitfadengestützten Einzelinterviews und narrativem Einstieg sowie ethnographische Feldbegehungen angewendet um subjektive und kollektive Sinnstrukturen des Rauschtrinkens herausarbeiten zu können. Dabei wurde – unter einer *salutogenetischen* Perspektive, welche objektiv riskanten und teils gefährlichen Verhaltensweisen subjektiven Sinn und

eine individuelle Funktion zugesteht – gefragt, *wie* Mädchen und Jungen das Rauschtrinken und die hiermit verbundenen *konsumtiven Praktiken* dazu nutzen, die Anforderungen und Zumutungen von Weiblichkeit und Männlichkeit zu bewältigen bzw. ihre eigenen Vorstellungen hiervon zu entwickeln. In Anlehnung an bestehende Forschung und Diskurse lassen sich die Erkenntnisse auf die oben benannten Fragen (nur) exemplarisch systematisieren.

Es zeigt sich, dass Gender nicht einfach das Trinkverhalten beeinflusst, sondern der Konsum an sich bereits als ‚doing gender‘ interpretiert werden kann. Nach Fiona Measham (2002) bietet der Kontext des Rauschtrinkens (wie auch anderer Drogenkonsum) abwechslungsreiche Räume für unterschiedliche Formen der Inszenierung von Weiblichkeit und Männlichkeit. Im Hinblick auf die Frage, inwiefern und wie der Alkoholkonsum von einzelnen Jungen und Mädchen zur Profilierung eines (Gender-)Status bzw. als genderbezogene Selbstinszenierung genutzt wird, verweisen unsere Ergebnisse auf große Heterogenität innerhalb der Gendergruppen: Auf der einen Seite nahezu abstinente Mädchen, die das Verhalten ihrer betrunkenen Freundinnen peinlich finden, und die bewusst wenig trinken, um sich nicht in (unkontrollierbare) Situationen zu bringen bzw. zu einem Verhalten, das sie in nüchternem Zustand ablehnen würden und die deshalb im Gruppenkontext auf andere aufpassen:

„Ich passe eigentlich eher auf die anderen auf, würde ich jetzt mal sagen (...) Ja, weil ich brauche das nicht, dass ich dann nicht mehr weiß, was ich mache und ich kenne auch meine Freundin, ich weiß, dass die manchmal zu viel trinkt und auf die passe ich eigentlich auf (...) Ja, dass sie halt keinen Blödsinn macht, weil die rennt dann irgendwo dumm in der Gegend rum und dann gucke ich auch, dass sie nach Hause kommt, einfach, dass sie keinen Blödsinn macht, auch mit irgendwelchen Jungs dann, die auch schon etwas angetrunken sind (...) Ja, die können halt irgendwann in der Ecke landen und Geschlechtsverkehr haben oder so, ich weiß es nicht, oder sie kann von der Bahn überfahren werden, wenn sie allein nach Hause läuft oder von jemand überfallen, da gucke ich dann schon.“ (Alexandra, 14: 145-165)

Auf der anderen Seite junge Frauen, die den Status, den sie sich in der Gruppe verschafft haben, am exzessiven Trinken, am Immer-mehr-vertragen-können, und dem hiermit verbundenen Erfahrungsvorsprung in Sachen Rauschkompetenz festmachen, und denen gerade die Markierung eines Unterschieds zum ‚normalen Mädchenbild‘ für ihre subjektive Interpretation von Weiblichkeit dient.

„Zum Beispiel ich bin die, die voll viel trinkt und die anderen Mädchen sind halt nicht so, ich gehöre mehr zu den Jungs, weil ich bin einfach so und die Jungs trinken halt mehr. Die anderen die sind dann weg, die sind immer so, mindestens eine Flasche und dann weg.“ (Maria, 16: 371-374)

Eine ähnliche Heterogenität zeichnet sich auch in der Gruppe der jungen Männer ab: Auf der einen Seite nahezu abstinente Jungen, die ein ambivalentes Verhältnis zum Alkoholkonsum haben, weil sie trotz ihrer Abstinenz fast

nur in stark trinkenden Gruppen verkehren. Auf der anderen Seite solche, die sich gerade über erhöhten Konsum Anerkennung verschaffen.

„Sind schon irgendwie die Kings, weil sie halt am meisten trinken und am meisten vertrauen (...). Also eigentlich haben sie nicht mehr Rechte, wenn man bestimmt, was man macht. Nur guckt man sie halt ein bisschen mehr, man hat halt ein bisschen mehr Respekt vor denen.“ (Ribery, 16: 1341-1342)

Genderkonstruktionen benötigen soziale Anlässe, Settings und Aktivitäten im Peerkontext, in denen sie eingeübt werden und in denen sich mit ihnen experimentieren lässt. Der Kontext des Alkoholkonsums schafft hierfür einen idealen Raum, denn er fungiert als Bühne und Spielraum für Selbstinszenierungen, welche wiederum genutzt werden (können), um Identitäten, Rollen(-konflikte), Szenezugehörigkeiten und Lebensstile, aber damit auch verbunden soziale Integration zu erkunden, zu erproben und zu konstruieren.

Erfahrungen mit Alkohol sind damit aber auch immer geprägt vom soziokulturellen Kontext des Konsums sowie von den hier jeweils entwickelten alkoholbezogenen Normalitäten (vgl. Settertobulte 2010). Diese fungieren als Orientierungsfolie wie als Reibungsfläche, an der es sich abzuarbeiten gilt. So setzen sich Jugendliche im Rauschtrinken häufig mit hegemonialen Gender-Skripten auseinander und reproduzieren bzw. bestätigen diese. Wie unsere Daten zeigen, dient Alkoholkonsum dabei der Positionierung. Die subjektiven Gewinne Jugendlicher scheinen hierbei vor allem in der Distinktion zu liegen – sowohl in der Distinktion von gleichaltrigen Jugendlichen wie auch von Erwachsenen. Die Positionierung findet aber auch über die subjektive Bearbeitung von Fragen nach geschlechterbezogener Identität statt, zum Beispiel über die Begründung, warum überhaupt Alkohol getrunken wird:

„Also Jungs denke ich halt, dass sie eher männlich sein wollen und Mädels vielleicht auch wegen dem Erwachsensein.“ (Marlen, 15: 911-912)

Maren Haag (2007) hat in diesem Zusammenhang eine Studie zu ‚binge drinking‘ als sozialer Inszenierung vorgelegt, in der sie auf der Basis von Gruppendiskussionen mit rauscherfahrenen jungen Frauen in Großbritannien sowohl Bestätigungen genderbezogener Hierarchien als auch Überschreitungen stereotyper Weiblichkeitszuweisungen feststellt, die gerade in den Identitätsdarstellungen auf eigenwillige und widersprüchliche Positionierungen in Bezug auf die ‚ladette culture‘¹ verweisen. Was normalerweise als atypisches feminines Verhalten angesehen wird, wird im sozialen Kontext des (exzessiven) Trinkens also ‚normalisiert‘ und erlaubt, und animiert oder privilegiert bestimmtes Verhalten (Measham 2002). Dabei werden die Geschlechter von den Jugendlichen selbst diskursiv unterschiedlich konstruiert, wie Sara

1 Ladette als weibliche Form der lads, informeller Gruppen junger Männer aus dem Arbeitsmilieu der 1960er Jahre in England, deren widerständige, gewaltbereite und provokante Praktiken etwa Paul Willis zum Anlass seiner Studie „Learning to Labour“ (1977) genommen hat.

Landolt (2009) in ihrer Studie zu Geschlechterkonstruktionen in Gruppendiskussionen Schweizer Jugendlicher über Alkoholkonsum zeigen konnte. Landolt stellt heraus, dass vor allem weibliches Trinkverhalten für Jugendliche erklärungsbedürftig erscheint, wodurch die Bedeutung und Aufmerksamkeit in geschlechtergemischten Gruppenkontexten deutlich verschoben wird. Mädchen stehen so vor der Herausforderung, trinken zu müssen um dazuzugehören, dürfen aber gleichzeitig nicht zu betrunken sein, um ihre Vorstellung von Weiblichkeit nicht zu gefährden. Männliches Trinkverhalten erfordert dagegen keine spezielle Erläuterung und wird als normales Verhalten klassifiziert. Dies untermauert auch die Studie von Harnett et al. (2000), die ein empirisch basiertes qualitatives Übergangsmodell von männlichen Trinktypen vorschlagen, welches gleichzeitig die Orientierung des Trinkens und seine Beeinflussung durch allgemeine Lebensumstände nachzeichnet.

Jugendliche stehen also immer vor der indirekten Herausforderung, durch ihre Konsumpraktiken heteronormative Vorstellungen zu be- und verarbeiten und sie damit aber auch immer wieder zu reproduzieren bzw. zu bestätigen. Die Bewältigung dieser Aufgabe scheint nicht einfach zu sein, zumal normalitätsdistinkte Gender-Konstrukte im Sinne eines „doing gender differently“ nicht immer gleichermaßen gratifiziert werden. Ist die Anerkennung normalitätsdistinkten Verhaltens von Mädchen prekär, so auch das der Jungen, sobald sie den Variationsraum Geschlecht öffnen:

„(...) die Pummeligen, die meistens so ernst sind, wenn sie nüchtern sind. Wenn die dann dicht sind, sind die so süß. Wie kleine Kinder. Und reden dann auch noch so. So wie ein Baby und dann lachen die auch wie ein Baby. Dann sage ich: ‚Ich habe dich so lieb‘. Dann werden sie wie ein Mädchen, das ist dann so süß. Aber danach wenn sie nüchtern sind: ‚Was willst du? Ich bin ja so ein harter Typ‘.“ (Steffi 17: 1056-1061)

So wird in diesem Zitat die Struktur der Geschlechterzuschreibungen nicht verlassen; die Veränderung des Verhaltens wird nicht als andere Version von Männlichkeit verbucht, sondern als Baby- oder Mädchensein. Auch Fürsorglichkeit kann offenbar von den Jungen kaum als Beitrag zu geschlechterbezogener Identitätsarbeit genutzt werden.

„Ich pass halt immer auf die anderen auf so. Ich hab die große Verantwortung, meistens irgendwie.“ (Orhan, 15: 23-24)

„Ja, ich find’s, manchmal denk ich mir auch so: ‚Ach, warum soll ich jetzt immer aufpassen?‘ Aber irgendwo find ich das schon besser so, halt. Weil ich ja sehe, im Prinzip, ich achte immer drauf und (...). Ja, das gefällt mir auch.“ (Orhan, 15: 473-483)

In den Gruppen finden sich diese Momente von gegenseitiger Verantwortlichkeit und Fürsorge bei Jungen wie bei Mädchen. Daher erscheint es wenig plausibel, dies im Sinne herkömmlicher Geschlechterrollenzuschreibungen als ‚weibliche Fürsorglichkeit‘ zu interpretieren. Fast alle qualitativen Arbeiten im Forschungsfeld verweisen auf die vielschichtige, v.a. ermöglichende Rolle von Alkohol in Zusammenhang mit geschlechterbezogener Identitäts-

arbeit, wie etwa Jakob Demants (2009) Auswertung von Fokusgruppeninterviews auf Basis der Actor-Network-Theory von Bruno Latour. Danach wird Alkohol zu einem ‚actant‘ in einem Netzwerk und kann dadurch zu einem ‚facilitator‘ für den Beginn von romantischen Beziehungen werden und so auch (entgegen stereotyper und praktizierter Vorstellungen) eine Möglichkeit darstellen, als junge Frau hierbei eine aktivere Rolle zu übernehmen. Auch in unserer Studie zeigte sich, dass in den informellen Gruppen, in und mit denen die von uns befragten Jugendlichen ihre Freizeit strukturieren, Alkohol als *Katalysator für Interaktion und Kommunikation* fungiert. Geschichten rund um das Trinken, aber auch Verhaltensoptionen und mögliche Alternativen werden innerhalb der Gruppe diskutiert und ausgehandelt, schlagen sich in differenzierten Regeln, Ritualen und Verhaltensnormen nieder und konstituieren in gewisser Weise die Gruppe bzw. strukturieren ihre gemeinsam verbrachte Zeit. Hierbei geht es vor allem um Fragen der Übernahme von Verantwortung, aber auch um Fragen des respektvollen Umgangs in den Geschlechterbeziehungen. Die Praxis des Trinkens generiert somit selbst Relevanzen, indem sie den Stoff liefert, mit dem sich die Gruppen auseinandersetzen.

„Zum Beispiel Trinken ist auch ein Gesprächsthema, wenn man, weil, du warst ja am Wochenende wieder besoffen oder so und du hast wieder nur noch rumgelegt und so (...) Dann lacht man da drüber und ja, amüsiert sich halt. So in etwa, wer wieder besoffen war und Scheiße gebaut hat. Nackt durch die Stadt (...) und solche Aktionen.“ (Trash, 17: 1027-1033)

Betont wird von den Jugendlichen auch, dass nur mit einem bestimmten Alkoholpegel die Anforderungen von Lockersein bewältigbar erscheinen:

„Zum Beispiel wenn ich jetzt trinke, dann habe ich viel mehr Mut irgendwie zu tanzen oder die Mädels anzutanzten und alles.“ (Dimiter, 17: 453-455)

Der ‚ermöglichende‘ Charakter des Rauschtrinkens zeigt sich aber wiederum in ambivalenter Form: Den symbolischen Intentionen und Funktionen der Jugendlichen für ihre (geschlechtliche) Inszenierung und Positionierung in der Peergruppe und Gesellschaft stehen die (negativen) körperlichen und sozialen (Aus-)Wirkungen des Alkohols entgegen. Dabei wird die Angst vor sexueller Gewalt im Kontext des durch Rauschtrinken entstehenden Kontrollverlusts fast nur von Mädchen thematisiert. Die Konsequenz daraus ist für Mädchen nicht, weniger oder nichts zu trinken bzw. sich von rauschtrinkenden Kontexten fern zu halten (was die These einer Synchronisierung der Konsummuster bei den Geschlechtern bestätigen würde), sondern besondere Vorsichtsmaßnahmen zu treffen (insbesondere in Zweier-Arrangements mit einer bzw. *der* guten Freundin).

„Meine Schwester, die wurde vor einem Monat vergewaltigt wegen Alkohol hier im H.. Die war übelst dicht und der Typ hat sie einfach gepackt und hat sie vergewaltigt und seitdem tue ich schon gucken, mit was für Leuten ich zusammen bin, auch dass die Leute auf

mich aufpassen, wenn ich betrunken bin und so. Aber meistens ist meine Schwester dabei, ab und zu, oder meine beste Freundin, sonst gehe ich nicht raus trinken. (...), also ich gucke schon, was für Leute und so.“ (Sandra, 16: 268-279)

Dies kann als weiteres Beispiel dafür gewertet werden, dass ein ‚typisch weibliches Trinkverhalten‘ nahezu unmöglich zu bestimmen ist, da es sozio-kontextuell zu fassen wäre und die durch Selbstinszenierungen neu entstehenden geschlechtlichen Abgrenzungen und Freiräume bzw. individuelle und kollektive geschlechtliche Neubewertungen berücksichtigt werden müssten.

Wie Jakob Demant und Jukka Törrönen (2009) anhand von Fokusgruppeninterviews mit dänischen und finnischen Jugendlichen gezeigt haben, spielt dennoch gerade die aktivierende oder ermöglichende Funktion des Alkohols für die geschlechterbezogene Identitätsarbeit junger Erwachsener eine wichtige Rolle. Dies vor allem, weil hierdurch Räume für soziale und körperliche Formen des Überschreitens gegebener Vorstellungen von Gender, Alter und Styles entstehen, respektive dafür, Selbstdarstellungen und Inszenierungen spielerisch zu erweitern.

„Ja, ist unterschiedlich. Je nachdem wie man trinkt. Aber so, das letzte Mal war ich gut dabei und die anderen halt auch und da geht’s dann halt schon zur Sache, da hängt man aneinander und man sieht irgendwelche rumknutschen was eigentlich auch Geschwister sein könnten so von der Freundschaft her. (...) ja gut, es kam auch schon vor, äh, dass letztes Jahr an Silvester, da habe ich aus Versehen mit nem Typ rumgemacht, aber da waren wir beide richtig hacke zu und das war dann halt schon einmalig. Das kommt halt schon vor.“ (Peter, 16: 7-16)

Diese beispielhafte Erwähnung von homosozialen Begegnungen dokumentiert in der Betonung des Einmaligen einerseits den starken Bezug auf die (heterosexuelle) Normalität, andererseits jedoch in der diese Sequenz abschließenden Coda „Das kommt halt schon vor“ den durch den Alkohol gelockerten Normalitätsrahmen. Es ist genau diese Ambivalenz zwischen einem Festhalten an und einem versuchsweisen Aufbrechen von Heteronormativität, die hier spannend ist.

Auf der Folie der anhaltenden Angleichung von geschlechtstypischem Trinkverhalten zeichnen Demant und Törrönen eine ‚Feminisierung‘ der (skandinavischen) Trinkkultur nach, die nicht nur durch ein Aufholen und durch die Annäherung an eine gleichberechtigte Teilhabe junger Frauen am Freizeitverhalten und Drogenkonsum gekennzeichnet ist (Measham 2002), sondern auch durch die Abkehr junger Männer von einem traditionell männlich konnotierten, auf hohe Trinkmengen ausgelegten, ‚heroischen Trinken‘. Abgesehen davon, dass die Autoren durch diese Begrifflichkeiten selbst ein ‚doing gender‘ praktizieren, scheint der spielerische Aspekt des Konsums dabei immer wichtiger zu werden und kann in Bezug auf gelungene Trinkerlebnisse als Zielvorstellung eines positiv konnotierten Rausches interpretiert werden, der gerade nicht von vornherein mit Geschlechterzuschreibungen einhergeht.

Die hier vorgenommene Analyse der Organisation und Praxis des Rauschtrinkens zeigt, wie sich darin stets auch Genderprozesse abzeichnen. Eine wichtige Rolle spielen hier der Raum- und Zeitbezug, die Sozialität und die Selbstbilder im Rahmen des Konsums, genauso wie die Erwartungen an und Auswirkungen von Alkohol. Quer hierzu liegt dabei für Jugendliche die Anforderung und Möglichkeit, sich kompetent in gemischt- und homosozialen Kontexten zu bewegen, sich kommunikationsfähiger und weniger gehemmt zu fühlen, soziale Interaktionen zu ermöglichen und zu erleichtern und geschlechterbezogene Identitäten zu entwickeln. Um die oben gestellten Fragen aufzugreifen: Männlichkeit und Weiblichkeit wird in diesem Kontext ausprobiert, vorgelebt, anderen vorgeführt und bewertet. Diese Erfahrungen werden durch ihre Fokussierung auf den Kontext des Alkoholkonsums subjektiv erleichtert. Daher ist davon auszugehen, dass gerade diese und ähnliche Erfahrungen im Rahmen des Rauschtrinkens gesucht werden und aktive Handlungsprozesse darstellen, in denen (mit) Gender gespielt wird.

Durch die ritualisierte Organisation des Trinkens entstehen also geschlechterrelevante Inszenierungsmöglichkeiten von Verbundenheit und von Verbindlichkeit („meine beste Freundin passt auf mich auf“), von (anderer) Weiblichkeit („ich bin anders als die Mädchen, ich vertrag’ viel, ich gehöre eigentlich zu den Jungs“) und von (anderer) Männlichkeit (Fürsorglichkeit). Der Variationsraum Geschlecht scheint sich an manchen Stellen für die AkteurInnen zu öffnen, gleichzeitig ist die Frage, wie dies in den Wahrnehmungen der jeweils anderen aufgenommen und genderkonform re-kodiert wird. Die geschlechtlichen Selbstinszenierungen reproduzieren und bestätigen im Kontext des Rauschtrinkens Heteronormativität, genauso wie sich im Rahmen eines spielerischen Umgangs mit geschlechtlichen Selbstinszenierungen ein Abarbeiten an heteronormativen Vorstellungen vollzieht. Mit welchen Folgen dies für einzelne Jugendliche verbunden ist, ist auf Grund der Datenlage schwer zu beurteilen. Natürlich entstehen hier (wie anhand der Analyse gezeigt werden konnte) gewisse Freiräume, in denen heteronormative Schranken überarbeitet und situativ außer Kraft gesetzt werden. Wie gut diese Möglichkeiten genutzt werden können, um Männlichkeit oder Weiblichkeit eigenständig zu modellieren, bleibt gerade aufgrund der Sozialität von Rauschtrinken vorläufig unbeantwortet und erlaubt deshalb durchaus die Frage, ob Rauschtrinken und darin eingebettete geschlechtsbezogene Identitätsarbeit im Bourdieu’schen Sinne als eine ‚Strukturübung‘ und damit schlicht als normaler und normierender Teil ‚gegenderter‘ Adoleszenzentwicklung zu lesen sind (Meuser 2005).

5. Herausforderungen einer an jugendkulturellen Gender-Praktiken interessierten Forschung

Die hier vorgenommene erste empirische Annäherung an die oben skizzierten Fragen ist mit einer Reihe methodologischer Herausforderungen verbunden: So ist es schwer, Geschlecht jenseits von Kategorisierungen offen im Hinblick auf eine Vielfalt von Geschlechterpositionierungen zu formulieren, um zu vermeiden, dass Zweigeschlechtlichkeit unreflektiert in der Forschung reproduziert wird. Im Hinblick auf die Thematik des Rauschtrinkens als Gender-Inszenierungspraktik koppelt sich diese Herausforderung mit einer weiteren, die darin besteht, diskursiv und moralisch-normativ äußerst befrachtete Praktiken zu entdramatisieren, um zu erkennen, worum es hierbei den AkteurInnen geht. Eine gute Orientierung hierfür geben Arbeiten, in denen riskante Praktiken unter der Perspektive eines subjektiv sinnvollen Verhaltens (vgl. Litau 2011), der Herausbildung sozialer Rituale (Sting 2008) und des Erwerbs von Risikokompetenz (Franzkowiak 1996) interpretiert werden.

Methodisch bedeutet dies, subjektorientierte Forschungsdesigns zu erarbeiten, die in der Lage sind, die Praktiken von Jugendlichen, wie auch die unterschiedlichen Bedeutungszuweisungen zu erkennen. Gender ist hierbei immer als Vollzugswirklichkeit zu interpretieren (Hirschauer 2004). So sehen wir auch in unserem Material, dass Jugendliche sich mit ihren Gender-Artikulationen quasi automatisch dominanten Gender-Diskursen stellen müssen und hierbei erst Geschlechter(zuschreibungen) vollziehen. Sie befinden sich mit ihren Praktiken immer auf einer sozialen Bühne, suchen diese Bühne der Selbstinszenierungen ja oft auch (Stauber 2004), und werden dabei immer interpretiert, ob sie wollen oder nicht. In diesen Interpretationen kann es zu Verwechslungen kommen – etwa der Art, dass soziale Praktiken mit einer Intentionalität aufgeladen werden, die sie für die Betreffenden nicht haben, oder umgekehrt: dass der Sinn, mit dem AkteurInnen subjektiv oder kollektiv Handlungen aufladen, in deren Interpretation als soziale Praktiken unterschätzt wird. Die methodologische Konsequenz hieraus ist zum einen, riskante Praktiken so ergebnisoffen wie möglich als Modi der Identitätsarbeit zu rekonstruieren und zum anderen, den Versuch zu unternehmen, über die sichere Momentaufnahme von Einzelinterviews hinauszugehen.² Erst dann können die biographischen Folgen bestimmter Praktiken genauer rekonstruiert werden, auch in ihrem Geschlechterbezug.

2 Im Rahmen einer dreijährigen DFG-Förderung führen wir an der Universität Tübingen z.Z. eine longitudinale Folgestudie durch, in der es darum geht, die Wege Jugendlicher in und aus dem Rauschtrinken nachzuzeichnen, indem gleichermaßen die biographischen Entwicklungen der Jugendlichen und die Entwicklungen ihrer Gruppenkontexte in den Blick genommen werden.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Beulich, Florian/Stauber, Barbara (2011): Risikoverhalten und Risikolagen junger Frauen und Männer: Forschungsergebnisse zum Rauschtrinken Jugendlicher als Bewältigungsstrategie. In: Krekel, E. M./Lex, T. (Hrsg.): Neue Jugend? Neue Ausbildung? Beiträge aus der Jugend- und Bildungsforschung. Bielefeld: BIBB, S. 49-62.
- Böhnisch, Lothar (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (2008): Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2008. Alkohol-, Tabak- und Cannabiskonsum. Erste Ergebnisse zu aktuellen Entwicklungen und Trends. Köln: BZgA.
- Demant, Jakob (2009): When Alcohol Acts: An Actor-Network Approach to Teenagers, Alcohol and Parties. In: *Body & Society* 15, 1, S. 25-46.
- Demant, Jakob/Törrönen, Jukka (2009): Changing drinking styles in Denmark and Finland. The feminization of Scandinavian drinking cultures. Vortrag im Rahmen des 35. Annual Alcohol Epidemiology Symposiums der Kettil Bruun Society (KBS) in Kopenhagen, Juni 2009 (unveröff.).
- Franzkowiak, Peter (1996): Risikokompetenz – eine neue Lektorientierung für die primäre Suchtprävention? In: *Neue Praxis* 26, 5, S. 409-425.
- Gildemeister, Regine (2004): Doing Gender – Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, R./Kortendiek, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung 2004*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 132-140.
- Goffman, Erving (1977): The Arrangement between the Sexes. In: *Theory and Society* 4, 3, S. 301-331.
- Haag, Maren (2007): Binge Drinking als soziale Inszenierung. Zur vergeschlechtlichten Bedeutung exzessiven Alkoholkonsums. Freiburg i. Br.: Fördergemeinschaft wissenschaftlicher Publikationen von Frauen.
- Hall, Stuart (1996): Introduction: Who needs „identity“? In: Hall, S./Du Gay, P. (Hrsg.): *Questions of cultural identity*. London: Sage, S. 1-17.
- Harnett, Robert/Thom, Betsy/Herring, Rachel/Kelly, Moira (2000): Alcohol in Transition: Towards a Model of Young Men's Drinking Styles. In: *Journal of Youth Studies* 3, 1, S. 61-77.
- Helffferich, Cornelia (1994): *Jugend, Körper und Geschlecht*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hibell, Björn/Guttormsson, Ulf/ Ahlström, Salme/Balakireva, Olga/Bjarnason, Thorroddur/Kokkevi, Anna/Kraus, Ludwig (2009): The 2007 ESPAD Report – Substance Use Among Students in 35 European Countries. Stockholm: The Swedish Council for Information on Alcohol and Other Drugs (CAN).
- Hirschauer, Stefan (2004): Praktiken und ihre Körper: Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hörning, K.H./Reuter, J. (Hrsg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript, S. 73-91.
- Keupp, Heiner (2009): Riskanter werdende Chancen des Heranwachsens in einer grenzenlosen Welt. http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_09_linz_text.pdf [Zugriff: 24.04.2011]

- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (2006): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek: Rowohlt.
- Lampert, T./Thamm, M. (2007): Tabak-, Alkohol- und Drogenkonsum von Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS). In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 50, 5-6, S. 600-608.
- Landolt, Sara (2009): „Männer besaufen sich, Frauen nicht“: Geschlechterkonstruktionen in Erzählungen Jugendlicher über Alkoholkonsum. In: Binswanger, C./Bridges, M./Schnegg, B./Wastl-Walter, D. (Hrsg.): Gender Scripts Widerspenstige Aneignungen von Geschlechternormen. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 243-264.
- Litau, John (2011): Risikoidentitäten. Alkohol, Rausch und Identität im Jugendalter. Weinheim: Juventa.
- Measham, Fiona (2002): „Doing gender“ – „doing drugs“: conceptualizing the gendering of drugs cultures. In Contemporary Drug Problems 29, 2, S. 335-373.
- Meuser, Michael (2005): Strukturübungen. Peergroups, Risikohandeln und die Aneignung des männlichen Geschlechtshabitus. In: King, V./Flaake, K. (Hrsg.): Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein. Frankfurt a.M.: Campus, S. 309-323.
- Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas (Hrsg.) (2011): Jugend als Akteurin sozialen Wandels. Veränderte Übergangsverläufe, strukturelle Barrieren und Bewältigungsstrategien. Weinheim: Juventa.
- Richter, Matthias/Hurrelmann, Klaus/Klocke, Andreas et al. (Hrsg.) (2008): Gesundheit, Ungleichheit und jugendliche Lebenswelten. Ergebnisse der zweiten internationalen Vergleichsstudie im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation WHO. Weinheim: Juventa.
- Settertobulte, Wolfgang (2010): Die Bedeutung von Alkohol und Rausch in der Lebensphase Jugend. In: Niekrenz, Y./Ganguin, S. (Hrsg.): Jugend und Rausch. Interdisziplinäre Zugänge zu jugendlichen Erfahrungswelten. Weinheim: Juventa, S. 73-83.
- Stauber, Barbara (2004): Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen. Selbstinszenierungen und Handlungspotentiale. Opladen: Leske + Budrich.
- Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (Hrsg.) (2007): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim: Juventa.
- Sting, Stefan (2008): Jugendliche Rauschrituale als Beitrag zur Peergroup-Bildung. In: Bogner, R./Stipsits, R. (Hrsg.): Jugend im Fokus. Pädagogische Beiträge zur Vergewisserung einer Generation. Wien: Löcker, S. 139-147.
- Stumpp, Gabriele/Stauber, Barbara/Reinl, Heidi (2009): Einflussfaktoren, Motivation und Anreize zum Rauschtrinken bei Jugendlichen. Berlin: Bundesministerium für Gesundheit.
- Villa, Paula-Irene (2007): Der Körper als kulturelle Inszenierung und als Statussymbol. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 18, S. 18-26.
- Wenzel, Eberhard (Hrsg.) (1986): Die Ökologie des Körpers. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society 1, 2, S. 125-151.
- Willis, Paul (1977): Learning to labour: How working class kids get working class jobs. New York: Columbia University Press.

Tagungsberichte

Verletzbarkeiten – Geschlechterwissenschaftliche Perspektiven

Bericht zur ersten Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association zum Thema „Verletzbarkeiten. Geschlechterwissenschaftliche Perspektiven“ an der Ludwigs-Maximilian-Universität München 2011

Im Januar 2010 wurde in Berlin die Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association gegründet. Damit verfügen die Gender Studies in Deutschland – analog zu vielen traditionellen Disziplinen und Fachgebieten – über einen Verband und einen Zusammenschluss, der die fächerübergreifende Vernetzung der Forschenden und Lehrenden in den Gender Studies sowie deren wissenschaftliche, bildungs- und hochschulpolitische Sichtbarkeit befördern soll. Anlass für die Gründung einer Fachgesellschaft in den Gender Studies waren nicht zuletzt die anhaltenden Schwierigkeiten, inter- und transdisziplinär angelegte Forschungsprojekte bei den großen Drittmittelgebern platzieren zu können und damit die Notwendigkeit forschungs- und hochschulpolitischer Interventionen. Zu den wesentlichen Aktivitäten der Fachgesellschaft zählen insbesondere auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit zentralen Themen, theoretischen Ansätzen und methodologischen Fragen im Rahmen von wissenschaftlichen Konferenzen.

Die erste Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association beschäftigte sich vom 21. bis 22. Januar mit dem Thema „Verletzbarkeiten“, das nicht nur in der Geschlechterforschung von großer aktueller Bedeutung ist. Dass menschliches Leben der Gefährdung und Verletzung ausgesetzt wird, lässt sich insbesondere mit Blick auf internationale Kriegs- und Konfliktschauplätze, aber auch hinsichtlich prekarisierter Arbeitsverhältnisse, Migrationsbewegungen oder Sicherheitspolitik innerhalb Europas und Deutschlands feststellen. Ein Ziel der Tagung sollte es sein, Antworten darauf zu suchen, was Verletzbarkeit aus Geschlechterforschungsperspektive heißen kann und in welchem Verhältnis sie zu Prekarität, konkreten Verletzungen, Verantwortung und nicht zuletzt Handlungsfähigkeit steht. Dabei wurde deutlich, dass eine inter- oder transdisziplinäre Auseinandersetzung mit diesen Fragen nötig ist, gerade um auch die Risiken aufzuzeigen, die ein allzu leichtfertiger Umgang mit dem Begriff der Verletzbarkeit mit sich bringen kann.

Die Tagung war in vier aufeinander folgende Blöcke gegliedert, welche trotz der teilweise sehr unterschiedlichen Themen der einzelnen Vorträge zu vier Schwerpunkten in den Diskussionen führten, die an dieser Stelle grob wie folgt eingeteilt werden sollen (da an dieser Stelle nicht auf jeden einzel-

nen Vortrag eingegangen werden kann, wird auf das Tagungsprogramm verwiesen, welches auf der Website der Fachgesellschaft zu finden ist unter http://www.fg-gender.de/wordpress/?page_id=458):

Während der erste Block vor allem eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Konzept der Verletzbarkeit in Verbindung mit dem von Corinna Bath, Hanna Meißner, Stephan Trinkaus und Susanne Völker eingeführten Begriff der Interferenz beinhaltete, wurden im zweiten Fragen nach der Definition(-smacht) von Körpergrenzen gestellt. Im dritten Block wurden verschiedene Dimensionen von Verletzbarkeit deutlicher voneinander unterschieden, während im vierten und letzten Teil ein stärkeres Gewicht auf die Möglichkeiten politischen Handelns gelegt wurde.

Das schon erwähnte Konzept der Geschlechterinterferenzen, welches sich während der gesamten Tagung als sehr produktiv erwies, wurde bereits im ersten Vortrag vorgestellt. Interferenz wurde in Anlehnung an Haraway und Barad als Modell genutzt, die nicht lineare, relationale Hervorbringung von Welt zu beschreiben und neue, interdisziplinäre Perspektiven auf die Verknüpfung von Verletzbarkeiten, Verantwortung und Handlungsfähigkeit zu entwickeln. Verletzbarkeit wurde dabei als Grundbedingung des menschlichen Seins verstanden, welche eine fundamentale Abhängigkeit vom ‚Anderen‘ deutlich macht. Verantwortung könnte dann gerade bedeuten, diese ‚Fenster der Verwundbarkeit‘ offen zu halten und so eine Form von Handlungsfähigkeit zu denken, die nicht auf ein ‚soveränes Subjekt‘ aufbaut.

Dass eine solche Form von Handlungsfähigkeit manchmal die eigene Verletzbarkeit der TagungsteilnehmerInnen herausfordern kann, wurde in der zweiten Debatte deutlich. So machte insbesondere der Vortrag von Zara Pfeiffer, welcher anhand von Videobeispielen Selbstverletzung als Performance untersuchte, deutlich, wie wichtig eine Auseinandersetzung damit ist, welche Bilder wie gezeigt werden können und sollen. Auch der Beitrag von Kathrin Zehnder über Wahrnehmung von Verletzung/Heilung bei medizinischen Eingriffen an intersexuellen Körpern sah sich mit dieser Frage konfrontiert; als zum Abschluss des Vortrags Bilder aus medizinischen Publikationen gezeigt wurden, wurde die Referentin vom Publikum aufgefordert, diese auszublenden. Trotz der unterschiedlichen Themen stellten sich in der Diskussion ähnliche Fragen: Wer hat das Recht Körpergrenzen zu ziehen und zu überschreiten? Wessen Unversehrtheit wird als Recht anerkannt und wessen nicht? Wann wird eine Verletzung als Selbstverletzung gesehen und wann als medizinischer oder ästhetischer Eingriff? Wann stellt Selbstverletzung eine eigene Handlungsfähigkeit dar? Wie weit geht ein Recht auf Selbstverfügung? Inwiefern ist die Darstellung von Verletzungen und Verletzbarkeit geschlechtlich konnotiert und/oder sexualisiert? Wie kann mit Bildern umgegangen werden, die Verletzungen zeigen? Inwiefern wird dabei auch die eigene Verletzbarkeit angesprochen? Und wo muss unterschieden

werden zwischen einer generellen Verletzbarkeit und tatsächlich stattfindenden Verletzungen?

Insbesondere mit der letzten Frage beschäftigten sich auch die Vorträge der dritten Debatte. Denn auch wenn von einer grundlegenden menschlichen Verletzbarkeit, einer Art *conditio humana*, ausgegangen wird, scheint es notwendig zu unterscheiden, wie verschiedene Menschen auf unterschiedlichen Ebenen und mit unterschiedlichen Intensitäten konkret verletzt werden.

Isabell Lorey schlug deshalb in ihrem Beitrag eine an Judith Butler anschließende Dreiteilung vor: Prekärsein entspreche der Butlerschen ‚*precariousness*‘, also der Gefährdetheit/Verletzbarkeit von menschlichen Körpern als Bedingung des Lebens. Prekarität (‚*precarity*‘) diene demgegenüber als Ordnungskategorie, um verschiedene Arten und Intensitäten von Ungleichheiten und Verletzungen zu bezeichnen. Mit ‚*Gouvernementaler Prekariisierung*‘ hingegen beschreibt sie, inwiefern innerhalb von neoliberalen Regierungsweisen Prekarität erzeugt werde, um Herrschaftsverhältnisse aufrecht zu erhalten. Dabei versteht sie Prekarisierung jedoch auch als Selbstregierung, die eine ständige Ambivalenz von Unterwerfung und Widerstand darstelle.

Diese Ambivalenz war auch in den folgenden Beiträgen zu erkennen. Im ersten Beitrag von Magdalena Freudenschuß wurde insbesondere die Dynamik zwischen Thematisierung und Nicht-Thematisierung verschiedener Involviertheiten innerhalb von Prekarisierung beschrieben, welche insbesondere im öffentlichen Diskurs eine Betonung der ‚eigenen‘ Prekarität hervorbringe und dabei globale Verhältnisse und Verwundbarkeit außer Acht lasse. Der zweite Beitrag von Margrit Brückner betonte hingegen die unauflösbare Verknüpfung zwischen gegenseitiger Verletzbarkeit und starken Abhängigkeiten innerhalb von Care-Prozessen, die mit einem auf „Autonomie“ ausgerichteten Denkmuster nicht zu verstehen seien. Auch in der anschließenden Diskussion wurde die ermächtigende Seite von Prekarisierung betont, welche die Möglichkeit eröffne, die Dualität von Unsicherheit und Schutz aufzubrechen und neue Dimensionen von Schutz oder Sorge zu denken, um neue Formen politischen Handelns zu ermöglichen.

Mit den Perspektiven für politisches Handeln beschäftigten sich auch die Beiträge der letzten Debatte. Hier wurde auf viele Fragen der vorangegangenen Vorträge eingegangen. So kritisierte Jorna Heier in ihrem Beitrag die mangelnde Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Arten von Verletzbarkeit im Rahmen von so genannten Repairleistungen nach individuellen oder kollektiven Verletzungen und forderte die Verantwortlichkeit für solche Verletzbarkeiten neu zu denken. In Volker Wolterdorfs Vortrag wurde hingegen die Frage gestellt, ob verschiedene Perspektiven auf Prekarisierung mit ihren jeweiligen Ausschlüssen und Vereinnahmungen riskierten, politische Allianzen zu beliebig werden zu lassen.

Im letzten Vortrag von Linda Hentschel stellte sich erneut die Frage nach dem Umgang mit Bildern von Verletzungen, nach der Sichtbarkeit bestimm-

ter Bilder in Bezug auf aktuelle Kriege in Afghanistan und im Irak. Sie betonte eine Entwicklung innerhalb der visuellen Berichterstattung aus den Kriegsgebieten, die mit einer Veränderung in der Vorstellung und Repräsentation von ‚Sieg‘ einhergingen: Während anfangs „heroische Soldaten“ und „erledigte Schurken“ im Vordergrund stünden, so würde der Fokus inzwischen mehr auf eine „zu beschützende Weiblichkeit“ gesetzt. Hentschel forderte demgegenüber, mehr ambivalente Bilder zu zeigen, die einfache Identifizierungen unmöglich machten und die grundlegende Verletzbarkeit menschlichen Lebens mehr in den Blick nähmen. Auch in der abschließenden Diskussion wurde erneut deutlich, dass eine genaue Differenzierung von Verletzbarkeiten nötig ist, um einerseits eine nicht-essentialisierende Basis von Handlungsfähigkeit zur Verfügung zu stellen und gleichzeitig Differenzen nicht auszublenden. Das bedeutet auch, Verletzbarkeit in ihrer globalen Dimension zu denken, um die bei aller Prekarität immer existierenden, eigenen unschwelligen Privilegien in den Blick zu nehmen – auch im Rahmen von Wissensproduktion.

Zum Schluss bleibt noch die erfreulich hohe Anzahl von NachwuchswissenschaftlerInnen auf dem Podium und die gute Organisation der Veranstaltung hervorzuheben, auch wenn durch die etwas langwierige Mitgliederversammlung der Fachgesellschaft leider nur wenig Zeit für die geplanten Mittagsgespräche blieb, welche Raum für spontane Arbeitsgruppen geben sollten. Der ansonsten sehr präzise eingehaltene Zeitplan hätte an dieser Stelle etwas großzügiger sein können. Insgesamt war die Atmosphäre jedoch sehr produktiv und bot an vielen Stellen auch weniger geübten TagungsgängerInnen Möglichkeiten zur Beteiligung. Dies wird sich hoffentlich im nächsten Jahr wiederholen, wenn sich die zweite Jahrestagung der Fachgesellschaft vom 3. bis 4. Februar 2012 in Oldenburg mit dem Thema „Wanderungen. Migrationen & Transformationen aus geschlechterwissenschaftlichen Perspektiven“ beschäftigen wird. Es bleibt zu hoffen, dass bei diesem Zusammentreffen auch die Gruppe der ErziehungswissenschaftlerInnen eine höhere Präsenz zeigen wird.

Anna Eggers

„Geschlecht wird immer mitgedacht...‘ Differenzen – Diversity – Heterogenität in erziehungswissenschaftlichen Diskursen“

Bericht zur Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE an der Universität Paderborn

Diversity und Heterogenität sind die neuen Modeworte, ohne die gegenwärtig kaum ein Text, sei es in der pädagogischen Praxis, in Ausschreibungen für Professuren oder in Selbstdarstellungen von Unternehmen, auskommt. Geschlecht wird in diesen Konzepten entweder gleichberechtigt mit vielen anderen Differenzen wie Herkunft oder Alter aufgeführt oder es wird deutlich gemacht, dass Geschlecht selbstverständlich ‚mit gemeint‘ und eine explizite Erwähnung von Geschlecht überflüssig sei. Welche Entwicklungen und Gründe sich für das beobachtbare Verschwinden der Geschlechterthematik finden lassen, war das Thema der Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE mit dem Titel „Geschlecht wird immer mitgedacht...‘ Differenzen – Diversity – Heterogenität in erziehungswissenschaftlichen Diskursen“, zu der die Veranstalterinnen Michaela Harmeier (Duisburg/Essen), Elke Kleinau (Köln), Vera Moser (Berlin) und Barbara Rendtorff (Paderborn) am 11. und 12. März 2011 nach Paderborn eingeladen hatten. Nach dem Grußwort der Vorsitzenden der Sektion „Frauen und Geschlechterforschung“, Barbara Rendtorff, wurde das Tagungsthema in verschiedenen Vorträgen und einer Gesprächsrunde diskutiert.

Dem Konzept der Intersektionalität widmete sich Jürgen Budde (Halle) in seinem Eröffnungsvortrag „Herausforderungen der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung durch das Intersektionalitätsparadigma“. Er gab einen breiten Einblick in bisherige intersektionale Theoriebildung, bemängelte jedoch, dass diese trotz vielfältiger Versuche einer Bestimmung und Konkretisierung, welche Kategorien hierbei zu berücksichtigen wären, noch am Anfang stünde. Dass es wenige empirische Forschungen zu Intersektionalität gebe, führte Budde auf ungeklärte methodische Fragen zurück. Mit einem Rückgriff auf Foucaults Machtverständnis sowie einem knappen Bezug zu Deleuzes Konzept des Rhizoms beabsichtigte Budde einen ersten Entwurf einer „erziehungswissenschaftlich fundierten Geschlechtertheorie“ ausgehend von der Perspektive der Intersektionalität zu skizzieren. In ihrem Kommentar zu Buddes Vortrag betonte Katharina Walgenbach (Wuppertal) die paradigmatische Bedeutung der Intersektionalität für die weitere Entwicklung der Geschlechterforschung.

In zwei parallelen Themenblöcken wurden drei Vorträge zu theoretischen Interventionen und zwei zum thematischen Bezug zu Koedukation gehalten. In ihrem Vortrag „Diversity und Gender im Kontext der internationalen Diskussion zur Intersektionalität“ fokussierte Hildegard Macha (Augsburg) die Wirkung von Intersektionalität in der Genderforschung. Zunächst fasste sie Gender als interdependente Kategorie, um auf diese Weise Bezüge zu subjekttheoretischen Fragen herzustellen. Eine Erweiterung der Subjekttheorie sieht sie im ‚doing difference‘, bei dem Gender zu „einer situativen und interaktiven Konstruktion“ wird. Ausführlich stellte sie das „Modell der intersektionalen Gesellschaftsanalyse“ (Winker/Degele 2009) einschließlich seiner theoretischen Entwicklung vor. Für die Anwendung des Modells in der empirischen Forschung erläutert sie die methodischen Schritte der intersektionalen Mehrebenenanalyse. Diese intersektionale Ungleichheitsanalyse wendete sie dann u.a. auf „Diskriminierungstatbestände“ in der EU an.

Claudia Nikodem (Köln) sprach über eine „Pädagogik der Heterogenität“ und stellte die Frage, ob sie einen „Gewinn oder Verlust für die bildungswissenschaftliche Geschlechterforschung“ darstelle. Ein Verlust könnte das Konzept der Heterogenität in dem Sinne sein, als dass mit ihm häufig soziale Ungleichheiten aufgrund von Differenzen und somit die Herrschaftsverhältnisse kaum beachtet würden. Anhand der Diskussion um die Benachteiligung von Jungen im Bildungswesen zeigte sie, dass Heterogenität unter Bezugnahme auf Intersektionalität auch einen Gewinn für die bildungswissenschaftliche Geschlechterforschung darstellen könnte, indem eben nicht nur die Kategorie Geschlecht, sondern auch andere Differenzlinien und deren Interdependenzen, wie Migrationshintergrund oder soziale Herkunft, und gleichzeitig hegemoniale Strukturen in den Blick genommen würden.

„Unter Berücksichtigung der Geschlechterthematik...‘ (Re-)Dramatisierungen in der stationären Jugendhilfe“ betitelte Jeannette Windheuser (Wuppertal) ihren Vortrag, der die Kategorie Geschlecht problematisierte, indem sie den Kategorienbegriff an sich hinterfragte und gleichzeitig die immer wiederkehrenden Uneindeutigkeiten in der Verwendung der Kategorie Geschlecht entlarvte. Sie fragte am Beispiel der stationären Jugendhilfe, ob die Forderung nach klaren Kategorien in diesem Feld, wie z.B. der Identitätskategorien, Geschlecht wieder naturalisieren würde. In der Diskussion ihres Vortrags stand im Vordergrund genau diese Frage nach Möglichkeiten über Geschlecht zu sprechen, ohne es kategorial zu reifizieren.

Im zweiten Vortragsblock diskutierte Hannelore Faulstich-Wieland (Hamburg) die Begriffe „Differenzen – Diversity – Heterogenität in erziehungswissenschaftlichen Diskursen am Beispiel der Koedukationsdebatte“. Anhand der historischen Entwicklung der Koedukation stellte sie drei Positionen heraus: erstens patriarchatskritische Annahmen; zweitens einen feministischen Standpunkt, welcher häufig auch aus einer bildungspolitischen Perspektive argumentiert und Geschlecht als soziale Kategorie versteht sowie

drittens die Ansicht, nach der mehr Männer in pädagogischen Berufen, insbesondere in der Grundschule, sowie eine verstärkte Jungenarbeit gefordert würden. Ausgehend von dieser Entwicklung sprach sie sich für eine schulische Koedukation aus, die in einer „Balance von Dramatisierung und Entdramatisierung“ von Geschlecht die Herstellung von Hierarchie zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit mittels einer mit Bourdieu gesprochenen „symbolischen Revolution“ zu verhindern wisse.

Ulrike Graff (Bielefeld) betitelte ihren Vortrag mit den Worten „Genderpädagogik in der Diskussion. Zum Verhältnis von Koedukation und Monoedukation in der ‚reflexiven Koedukation‘“. Ihr Anliegen war es, das Verhältnis von Organisationsformen pädagogischen Handelns in eine „egalitäre Differenz“ zu stellen. Sie machte deutlich, dass Koedukation meist als das Normale und Monoedukation einerseits als überwunden und andererseits als Förderung bei spezifischen Defiziten, sei es von Jungen oder Mädchen, angesehen würde. Das Konzept der „reflexiven Koedukation“, das Monoedukation als „Ergänzung“ vorsieht, verfestige auf diese Weise das hierarchische Verhältnis der beiden Ansätze. Graff machte hingegen Monoedukation nicht nur als Alternative sondern als gleichwertiges Konzept stark, da dieses Raum für „Reflexion und Überschreitung geschlechtsspezifischer kultureller Zuschreibungen eröffnet“.

Die zweite Hälfte des Nachmittags wurde erneut durch zwei parallele Vortragsblöcke gestaltet. Im ersten Block „Berichte von empirischen Studien“ hielt Marita Kampshoff (Schwäbisch Gmünd) einen Vortrag zum Thema „Förderung im alltäglichen Unterricht aus der Perspektive der Lernenden in einer sehr heterogenen Schulklasse“. Förderung verstand sie in diesem Projekt als „erzieherisch intendiertes Einwirken von Lehrpersonen auf Lernende“. Ihr Fokus galt dem Handeln der Jugendlichen und ihren Reaktionen auf die Förderungsabsichten der LehrerInnen. Detailliert stellte sie zwei Videosequenzen aus den zweiwöchigen Aufnahmen einer Klasse einer Werkrealschule vor, anhand derer sie die Perspektive der SchülerInnen aufzeigen wollte. Bohnsacks dokumentarische Methode diene ihr dazu herauszufinden, dass das „doing student“ für die Jugendlichen eine größere Rolle spielte als das „doing difference, doing gender, doing class oder doing ethnics“.

Bettina Fritzsche (Berlin) und Anja Tervooren (Hamburg) berichteten unter dem Titel „Geschlecht als interdependente Kategorie in der erziehungswissenschaftlichen Ethnographie“ von dem Potential der Ethnographie zur Erforschung von Differenzen. Mit dem Ansatz der Intersektionalität fragten sie, wie die Verwobenheit von Differenz konzipiert werden könnte. Ähnlich wie Jürgen Budde verwiesen sie auf die mangelnde methodische Umsetzung von Intersektionalität. Anhand der Studie „Learning Difference. Race and Schooling in the Multiracial Metropolis“ (2006) von Annegret Staiger zeigten sie auf, wie soziale Kategorien als interdependente sowie intersektionale Kategorien untersucht werden könnten. Fritzsche und Tervooren stellten

heraus, dass Männlichkeit als Kategorie in den Hintergrund träte und genutzt würde, um die Inszenierung von „race“ zu verstärken. Sie machten deutlich, dass die Fokussierung ethnographischer Erforschung verschiedener Differenzkategorien auf einzelne Kategorien oder Identitätskonstellationen für die Untersuchung von Selbstpositionierungen und Subjektkonstituierung im erziehungswissenschaftlichen Kontext von Interesse sein könnte.

Im zweiten Block „Thematischer Bezug zur Universität“ trug Barbara Scholand (Hamburg) unter dem Titel „Wissenschaft und Geschlecht – Positionierung männlicher Studierender in Erziehungswissenschaft und Psychologie“ vor. Als empirische Grundlage der ausgewählten Ergebnisse ihres Dissertationsprojektes diente ihr einerseits die Analyse der Orientierungswoche der Erstsemester und andererseits zwei Gruppendiskussionen mit männlichen Studierenden des Studiengangs Grundschullehramt sowie Psychologie. Ähnlichkeiten zwischen den beiden Gruppen von Studierenden bestünden vor allem darin, dass dem gewählten Studium meist andere Ausbildungsstationen vorausgingen und sie sich im Studium, im Sinne der „homosozialen Vergemeinschaftung“, mit anderen männlichen Kommilitonen umgäben. Unterschiede bestünden darin, dass die Psychologie-Studenten eine interessiert-kritische Haltung zu ihrem Fach hätten und ihnen die erbrachte Leistung wichtig wäre, die Lehramtsstudierenden jedoch bezüglich ihres Faches eher Fremdheit und Distanz artikulierten. Sie schloss mit der Forderung, dass es für die Erstsemesterwochen mehr „fortgebildete und sensibilisierte“ TutorInnen im Bezug auf die Heterogenität der Studierenden bräuchte.

„Konjunktoren, aktueller Stand und Zukunftsperspektiven des Feminismus“ war die Themenstellung für die abendliche Podiumsdiskussion mit Rita Casale (Wuppertal), Alva Dittrich (Köln), Barbara Rendtorff (Paderborn) und Tove Soiland (Zürich), die von Elke Kleinau (Köln) moderiert wurde. Zwei Fragen leiteten die Diskussion „Mit welchen Fragen sollte sich eine Feministin heute beschäftigen und warum?“ sowie „Brauchen wir heute noch einen Feminismus? Macht es historisch Sinn von Feminismus zu sprechen?“. Aus einer sehr angeregten, engagierten und intensiven Diskussion lassen sich folgende Aspekte als zentral herauskristallisieren: Es braucht eine feministische Kapitalismuskritik, die sich mit der politischen Ökonomie und dem gegenwärtigen neoliberalen Umbau der Gesellschaft auseinandersetzt; das Verhältnis von Ökonomie und symbolischer Ordnung muss in den Blick genommen werden, da trotz der vielen Veränderungen, die in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen sind, einige Strukturen dieser Ordnung sehr stabil sind; die andauernde hegemoniale Vorstellung von Männlichkeit begründet weiterhin die Notwendigkeit des Feminismus und die Möglichkeit eines kollektiven „Wir“. Dass dieses „Wir“ häufig nicht gedacht werden kann, gilt es zu erforschen. Mögliche Gründe dafür könnten sein, dass das „Wir“ auf der Identitätsebene und nicht, wo es eigentlich hingehört, auf der Ebene des Subjekts gesehen wird. Auf dieser Ebene ist es möglich, die notwendigen Unterschiede und

Uneinigkeiten auszuhalten und auszuhandeln. Es stellt sich die Frage, ob der Feminismus seinen utopischen Charakter verloren hat und ob er diesen im Streben nach einer anderen Gesellschaftsform mit differenten Lebensverhältnissen und Lebensstilen wieder finden kann.

In der Mitgliederversammlung am Samstagvormittag gab es u.a. Raum für eine inhaltliche Auseinandersetzung zu den Themen Nachwuchsförderung und der Relevanz der Beschäftigung mit Geschlechterforschung im akademischen Lebenslauf sowie zur Notwendigkeit einer ‚(Re-)theoretisierung‘ der Geschlechterforschung.

Am Samstagnachmittag schloss die Tagung mit dem Vortrag „Über Verschiedenheit verfügen? Anfragen aus Perspektiven kategorisierungskritischer Diversity-Ansätze und geschlechterreflektierender Bildung“ von Astrid Messerschmidt (Karlsruhe). In ihren Ausführungen beabsichtigte sie herausfinden, inwiefern „Unterscheidungspraktiken“, sei es als Diversity oder Gender-Praxis, das, was sie meinen, angemessen aussprechen könnten. Eine kritische Pädagogik müsse hier vor allem reflektieren, dass sie, wenn sie Unterschiede wahrnehme, immer auch Gefahr laufe diese zu ordnen und sich an dem, was sie als Bereicherung schätze, bereichere. Das eigene Involviertsein in diese machtvolle Praxis müsse immer wieder reflektiert werden und könne nur verändert werden, wenn Heterogenität nicht aus der Perspektive von Homogenität gesehen werde. Messerschmidt plädierte deswegen für „eine umfassende Kritik der Neoliberalisierung von Bildung und deren Auswirkungen auf differenzorientierte Ansätze“, da nur auf Grundlage dieser sowohl die ungleichen Bedingungen als auch die Forderungen nach Anpassung analysiert werden könnten.

In ihrem Kommentar zu diesem Vortrag legte Lisa Rosen (Köln) dar, dass Diversität als zentraler Begriff in erziehungswissenschaftlichen Diskursen die jeweils exklusive Erforschung von Differenzlinien und sozialen Strukturkategorien in „Spezialpädagogiken“ in Frage stelle. Zugleich wies sie darauf hin, dass der Diversity-Ansatz nicht die mit Differenzenerfahrungen befassten, auf Anerkennung und Gleichheit verpflichteten erziehungswissenschaftlichen Disziplinen ersetzen könne, weil nicht von einer Ähnlichkeit von Diskriminierungserfahrungen sowie von Herrschafts- und Unterdrückungsmechanismen ausgegangen werden könne.

Ob Geschlecht tatsächlich in Begriffen wie Differenz, Diversity oder Heterogenität verschwindet oder zumindest weniger sichtbar wird, war die Tagungsfrage. Der in den Vorträgen und Diskussionen immer wieder auftauchende Ansatz der Intersektionalität machte deutlich, dass mit dieser Frage ein zentraler Punkt der aktuellen Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung getroffen wurde. In der Auseinandersetzung mit diesem Konzept rangen die Vortragenden und DiskutantInnen um den Stellenwert und die zentrale Bedeutung von Geschlecht, das mehr als eine von vielen Differenzen sei, aber gleichzeitig auch in Interdependenz mit diesen gesehen werden müs-

se. Der Begriff der Ent-Dramatisierung von Geschlecht bringt diese Ambivalenz, den Wunsch nach Selbstverständlichkeit bei der Berücksichtigung der Geschlechterthematik (Entdramatisierung) und den des gleichzeitigen Gewährwerdens der Nichtbeachtung von Geschlecht (notwendige Dramatisierung), zum Ausdruck. Sowohl in der Gesprächsrunde am Freitagabend als auch in den an die Vorträge anschließenden Diskussionen wurde deutlich, dass zwei Aufgaben für die Weiterentwicklung feministischer Forschung unerlässlich sind: der Fokus auf weitreichende Begriffsklärungen sowie die Entwicklung einer feministischen Kapitalismuskritik.

Selma Haupt

Tagungsübersicht

Freitag, 11.03.2011

12:00 Uhr: Begrüßung

12:30: Uhr :

Jürgen Budde „Herausforderungen der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung durch das Intersektionalitätsparadigma“

DiskutantIn – Kommentar und Moderation: Katharina Walgenbach

14.30 Uhr: Parallelvorträge

Theoretische Interventionen:

Hildegard Macha „Diversity und Gender im Kontext der internationalen Diskussion zur Intersektionalität“

Claudia Nikodem „Eine Pädagogik der Heterogenität – Ein Gewinn oder Verlust für die bildungswissenschaftliche Geschlechterforschung?“

Jeannette Windheuser „Unter Berücksichtigung der Geschlechterthematik...‘ (Re-)Dramatisierungen in der stationären Jugendhilfe“

Thematischer Bezug zu Koedukation:

Hannelore Faulstich-Wieland „Differenzen – Diversity – Heterogenität in erziehungswissenschaftlichen Diskursen am Beispiel der Koedukationsdebatte“

Ulrike Graff „Genderpädagogik in der Diskussion. Zum Verhältnis von Koedukation und Monoedukation in der ‚reflexiven Koedukation‘“

16:30 Uhr: Parallelvorträge

Berichte von empirischen Studien:

Marita Kampshoff „Förderung im alltäglichen Unterricht aus der Perspektive der Lernenden in einer sehr heterogenen Schulklasse“

Bettina Fritzsche/Anja Tervooren „Geschlecht als interdependente Kategorie in der erziehungswissenschaftlichen Ethnographie“

Thematischer Bezug zur Universität:

Barbara Scholand „Wissenschaft und Geschlecht – Positionierungen männlicher Studierender in Erziehungswissenschaft und Psychologie“

20:00 Uhr: Abendveranstaltung

Podiumsdiskussion zum Thema „Konjunkturen, aktueller Stand und Zukunftsperspektiven des Feminismus“ mit mehreren Teilnehmerinnen unterschiedlicher Generationen und Positionen (Rita Casale, Alva Dittrich, Barbara Rendtorff, Tove Soiland).

Samstag, 12.03.2011

9:00 Uhr: Poster-Session

9:30 Uhr: Mitgliederversammlung

14:30 Uhr:

Astrid Messerschmidt „Über Verschiedenheiten verfügen? Anfragen aus Perspektiven kategorisierungskritischer Diversity-Ansätze und geschlechterreflektierender Bildung“

DiskutantIn – Kommentar und Moderation: Lisa Rosen

Rezensionen

Nina Power (2011): Die eindimensionale Frau. Berlin: Merve.

Mit dem *unternehmerischen Selbst* bezeichnet Ulrich Bröckling (2007) einen soziologischen Idealtypus, der die ökonomische Durchdringung des privaten und öffentlichen Lebens trefflich fasst. An seine Analyse, dass das unternehmerische Selbst nur hegemonial werden konnte, weil es sich an ein „kollektives Begehren nach Autonomie, Selbstverwirklichung und nicht entfremdeter Arbeit“ (58) nahtlos anfügen ließe, schließen die Analysen Nancy Frasers (2009) und Angela McRobbies (2010) an. Sie schärfen den Blick auf mögliche Komplizenschaft des Neoliberalismus mit bestimmten feministischen Ansprüchen. Fraser betont dabei die neoliberale Vereinnahmung und Umdeutung feministischer Überlegungen so wie dessen Kritik am „Familienlohn“ und plädiert dafür, „unsere besten Ideen [...] zurückzuerobern“ (57). McRobbie stellt in Frage, ob die verstärkte gesellschaftliche Teilhabe von Frauen, insbesondere am Arbeitsleben, tatsächlich feministischen Idealen wie der Veränderung der Gesellschaft dient, und zeigt anhand einer Analyse der Konsumsphäre auf, dass die scheinbare Unabhängigkeit und Freiheit, besonders junger Frauen, mit einem „Imperativ der Selbstoptimierung“ (109) einhergeht. Dieser sei wiederum darauf ausgerichtet, diese Frauen auf einem neoliberalen Arbeitsmarkt möglichst leistungsfähig zu machen.

Mit *Die eindimensionale Frau* greift die britische Philosophin und Journalistin Nina Power die oben skizzierten Analysen neoliberalistischer Vereinnahmung feministischer Ansprüche auf. Ihr Einsatz gilt einem Feminismus, der nicht auf „jegliches systematische politische Denken“ (7) verzichtet. Bei der Lektüre des Buches fällt zunächst der ungewöhnlich knappe und direkte Schreibstil Powers auf, der von einer kurzen Aufmerksamkeitsspanne der LeserIn auszugehen scheint. Dies verwundert nicht, wenn man in Betracht zieht, dass die Autorin seit vielen Jahren einen eigenen Blog mit dem Namen *infinite thought* führt. Die verschiedensten Themen, von der Kopftuchfrage über die Flexibilisierung der Arbeit bis zur Pornographie, werden auf diese Weise angerissen und mit prägnanten, teilweise recht pauschalen Sätzen belegt. Sie macht immer wieder deutlich, dass ihr Bemühen einem politischen Feminismus gilt, zeigt jedoch nicht systematisch auf, wie dieser zu entwickeln ist, sondern stellt fragmentarisch eine Reihe thematisch unterschiedlicher Aspekte zusammen, welche dokumentieren, dass der zeitgenössische Feminismus diese Forderung (noch) nicht erfüllt.

Das Buch beginnt mit einer Kritik an dem Gebrauch des Begriffs Feminismus von Figuren wie Sarah Palin (republikanische Vizepräsidentenskandidatin 2008 in den USA), der zu einer unerwünschten Vereinnahmung und somit einer Verwässerung dessen führe, was unter Feminismus zu verstehen sei. Explizit macht Power diese Kritik fest am Beispiel der Begrün-

dung der Kriege gegen Afghanistan und den Irak. Ein „imperialistische[r] Feminismus“ (23) führe hier im angeblichen Einsatz für Frauenrechte Krieg mit dem Versprechen der „Befreiung der Frauen“ (20). Parallel zu dem vorgegebenen Einsatz für feministische Belange muslimischer Frauen in außereuropäischen Ländern führt Power Alain Badiou's Kritik eines Kopftuchverbotes in Frankreich an. Sie betont sein Argument, dass dieses Verbot der „Logik des Marktes“ (27) folgen würde, denn nach dieser müsse jeder, auch die Mädchen, zeigen, „was sie zu bieten“ (27) haben. Mit dieser Wendung ist der Übergang zum ersten Kapitel „Die Feminisierung der Arbeit“ (29) gefunden. Wie die Autorin bereits zu Beginn deutlich machte, ist die aktuelle Situation der Frauen nur zu verstehen, wenn man den Blick auf die Arbeit lenkt. Als Feminisierung der Arbeit macht sie zwei Entwicklungen aus: die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse und somit deren Prekarisierung sowie die zunehmende Bedeutung bestimmter Charaktereigenschaften, die als feminin gelten, so dass die „pragmatische und enthusiastische berufstätige Frau die gesamte Arbeitswelt“ (37) verkörpere. Die Arbeit am eigenen Körper und das erfolgreiche Verkaufen des eigenen Lebenslaufes sind für das weibliche (Arbeits-)Leben besonders prägende Merkmale, denen sich Power im zweiten Kapitel noch ausführlicher, mit Schwerpunkt auf die Verknüpfung von Feminismus und Kapitalismus, widmet. „Verbraucher-Feminismus“ (45) titelt sie und entlarvt das Label „Feminismus™“ (47) als eine Fälschung, da dessen Versprechung, das Leben mache Spaß durch eine entsolidarisierende Konkurrenz, genauso wenig eingehalten werden könne wie immer häufigere Selbstverletzungen, die Power als letzte „Momente subjektiven Widerstandes“ (53) versteht, dies erfüllen. Versagen sei im Feminismus™ nicht mehr vorgesehen, Schwäche dürfe sich einzig in ‚kleinen Sünden‘ wie dem scheinbar omnipräsenten weiblichen Wunsch nach Schokolade zeigen. Power fasst dies in den Satz, der auch das Cover der deutschen Ausgabe schmückt: „Ich glaube, es gibt eine ziemlich reale Erwartung, dass Frauen immer ‚Schokolade‘ sagen sollen, wenn sie jemand fragt, was sie wollen“ (59f.). Um die Herkunft dieser Frauenbilder des Feminismus™ zu ergründen, befasst sich Power flüchtig mit „Frauen im Film“ (62). In den meisten Filmen, so resümiert sie, bestehe die Aufgabe der Frauen darin, sich über Männer zu unterhalten und derart eine „Obsession für ‚den Einen‘“ (65) zu entwickeln. Überraschenderweise sieht sie in der Pornographie ein Feld, das die identifizierte feministische Rechtfertigung der veränderten Arbeitswelt und die des Konsums verbinde. Power kritisiert aktuelle Pornographie pauschal als „Money Shot“ (76), die in der Verbindung mit Kapitalismus Sex als etwas Langweiliges, das harter Arbeit bedürfe, darstelle. Idealisiert setzt sie dagegen den „Vintage Porn“ der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der vielfältige Körper zeige, bei dem die „Mitwirkenden wirklich Spaß zu haben scheinen“ (79) und in dem sich „liebevoller Umgangsweisen und Momente geteilter Zuneigung im Überfluss“ (79) finden ließen. Die Nichtbeachtung der eigenen Geschichte führe die

Pornographie heute dazu, dass sie bedauerlicherweise entfremdet sei, einem kapitalistischen Leistungswettbewerb gleiche und „nicht mehr zu überraschen“ (81) vermöge. Von der Pornographie schließt sie darauf, dass in der Konsumgesellschaft kein Platz mehr für „menschliche Lust“ (86) sei und gleichzeitig damit auch die Träume von einem „anderen Leben“ (86), die kritische Auseinandersetzung mit der Kleinfamilie und eine grundsätzliche Gesellschaftskritik aufgegeben worden seien. Dieser Kritik an der Kleinfamilie widmet sie das letzte Unterkapitel und macht die scheinbar real unmögliche Politisierung von Sex und den gesellschaftlichen Umgang mit Teenager-Schwangerschaften als zwei Indikatoren aus, die den „Tod der Kleinfamilie“ (96) nach den Untergang der Welt verschieben. Der „eindimensionale Feminismus“ (101) produziere also die eindimensionale Frau und verbünde sich statt politisch zu werden mit dem Kapitalismus.

Die Fragen Powers in dem angehängten Interview mit Charlotte Roche beschränken sich auf die Themen und die Rezeption von Roches „Feuchtgebiete“ (2008) und drehen sich um die Schamhaftigkeit von Frauen und Roches Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Körper. Das Interview scheint derart Powers Anliegen entgegenzulaufen, dass unverständlich bleibt, warum es im Anschluss an ihren Text abgedruckt wurde.

Allgemein ist dem deutschen Text anzumerken, dass Nina Powers Stil und Sprache für die Übersetzerin Anna-Sophie Springer eine große Herausforderung gewesen sein müssen. An einigen Stellen wirkt die Übersetzung sehr holprig und Blicke in den Originaltext zeigen, dass Powers Sprache im Englischen wesentlich passender erscheint, so spricht sie von „the trajectory of the money shot“ oder „their own fuck-pad“ und im Deutschen heißt es dann „die Trajektorie des Money Shot“ (76) oder „jeder sein eigenes Fick-Appartement“ (86f.).

Mit der *eindimensionalen Frau* leistet Power ohne Zweifel einen Beitrag zu dem von ihr geforderten politischen Feminismus, der sowohl gesellschaftskritisch, phantasie reich und solidarisch sein soll, insofern sie aufzeigt, an welchen Stellen dieser noch zu finden sei, beispielsweise in der Pornographie der 1910er bis 1950er Jahre und wo sich heute Handlungsbedarf ergibt. So macht sie die Problematik der aktuell unter dem Label Feminismus subsumierten Praktiken, wie der Prekarisierung der Arbeit unter dem Vorwand der Flexibilisierung oder dem Versprechen des eigenen Glücks durch Spaß und Konsum, äußerst deutlich. Wünschenswert wäre allerdings darüber hinaus eine Perspektive, die darlegt, wie ein politischer Feminismus, der der Gefahr der Vereinnahmung durch neoliberale und imperialistische Taktiken gewahr ist, gedacht und praktiziert und wie folglich die verschiedensten von Power aufgeworfenen äußerst spannenden Themen tiefergehend analysiert werden könnten. In dieser Hinsicht wäre es mit Sicherheit lohnenswert sowohl anschließend an die aufgezeigten Analysen Frasers und McRobbies als auch mit Gayatri Spivaks Untersuchungen Powers Ideen weiterzuführen.

Spivak hat einen imperialistischen Feminismus, wie in Power hinsichtlich des Afghanistan- und Irakkrieges zu Recht anprangert, bereits in „Can the Subaltern Speak“ (1988) mit der Formulierung ‚white men saving brown women from brown men‘ deutlich benannt.

Insgesamt lässt der fragmentarische und pointierte Stil Powers *Die eindimensionale Frau* zu einer kurzweiligen und unterhaltsamen Lektüre werden. Lesenswert ist diese allemal, gerade ihre ausgesprochen scharfen Formulierungen bringen in der Vielfalt der Themen ihre Kritik an einem Spaß- und Karrierefeminismus, dem Feminismus™, gelungen zum Ausdruck und regen zum Weiterdenken an.

Selma Haupt

Hille Haker (2011): Hauptsache gesund? Ethische Fragen der Pränatal- und Präimplantationsdiagnostik. München: Kösel.

Wenngleich Hille Haker Professorin für Theologische Ethik ist, ist eine Rezension dieses wichtigen Diskussionsbeitrages in einem erziehungswissenschaftlichen Jahrbuch mit einer ausgewiesenen Geschlechterperspektive durchaus zu rechtfertigen: Denn die Frage nach der ‚Freisetzung des Subjekts‘, die in diesem Jahrbuch gestellt wird, berührt zentral auch die Frage nach der Bedeutung von Elternschaft in Zeiten zunehmend erweiterter Pränatal- und Präimplantationsdiagnostik.

Hille Haker geht es um eine explizit an Kant anschließende ethische Reflexion von Elternschaft als sozialer Praxis, die sie in ein Dreieck von Wollen, Können und Sollen stellt. Damit möchte sie den Care-Ethiken der jüngeren Vergangenheit eine zusätzliche Dimension der sozialen Verantwortung (des ‚Sollens‘) beistellen, denn „eine rein beziehungsorientierte Sorge-Ethik hat das Problem, dass sie zwar das Phänomen der Sorge recht gut beschreiben kann, aber den Verantwortungsrahmen trotzdem nicht angemessen abbildet“ (242). Für diesen Zusammenhang habe die feministische Theorie richtigerweise auf die nur relationale Autonomie menschlicher Existenz verwiesen (43).

Die Perspektive des ‚Sollens‘ nimmt Haker dabei nicht in einer abstrakt philosophischen Form auf, sondern in einer, wie sie schreibt, notwendig sozial- und geisteswissenschaftlich informierten Reflexion, die der medizinischen Bioethik durchaus kritisch gegenüber zu treten habe (22). Dabei zielt sie nicht auf verallgemeinerbare Lösungen, sondern steckt einen weiten sozial-, medizin- und rechtshistorischen Rahmen ab, in welchem die veränderten Verstandnisse von Fortpflanzung neu zu bewerten sind: Denn durch die his-

torisch neuen Formen, Familie zu sein, aber auch durch die veränderten medizinischen Möglichkeiten bei einer inzwischen etwa sechzig Jahre andauernden vollständigen Medikalisierung von Schwangerschaften insgesamt, seien Sinn und Bedeutung von Fortpflanzung neu zu bestimmen (31).

Insofern sei es auch ein – beabsichtigtes – Missverständnis, Elternschaft traditionell noch als ausschließlich private Nahbeziehung zu verstehen und so auch beispielsweise Entscheidungen über die Implementierung von befruchteten Eizellen und/oder das Austragen eines Kindes allein als private Angelegenheit zu betrachten, denn dies verdränge die neue

„Dimension der Elternschaft unter den Bedingungen der modernen Fortpflanzungsmedizin. Sie individualisiert moralische Fragen und verengt sie auf die Entscheidungssituation vor oder während der Schwangerschaft. Damit gerät der historische, soziale und vor allem der biomedizinische Kontext aus dem Blick, der jedoch neue Rahmenbedingungen schafft.“ (53)

Die von der zweiten Frauenbewegung geforderte ‚reproduktive Autonomie‘ bekomme in jüngerer Zeit durch die einseitigen ökonomischen Interessen der Pränataldiagnostik einen merkwürdigen Beigeschmack: Derzeit fände „das größte nach dem Zweiten Weltkrieg durchgeführte Bevölkerungs-Screening statt“, denn die Möglichkeiten der ausgedehnten nicht-invasiven diagnostischen Verfahren würden eine aktive Distanzierung nahezu unmöglich machen (99f.). Dennoch werde den Frauen bzw. den Eltern signalisiert, ihre nicht selbst absichtlich herbeigeführte Dilemmasituation über Annahme oder ‚Verwerfung‘ von Embryonen bleibe fraglos autonom. Als gesetzliche Grundlage für solche ubiquitären Screenings diene die Diagnose einer ‚Risikoschwangerschaft‘ (zwischen 1970 und 2000 stiegen diese von weniger als der Hälfte auf inzwischen zwei Drittel aller Schwangerschaften an (vgl. 108)), denn ‚Risikoschwangere‘ müssen solche Tests aktiv verweigern. Deutschland nehme dabei mit seiner Dichte an Ultraschalluntersuchungen einen weltweiten Spitzenplatz ein (114). Insofern könne inzwischen von einer „Schwangerschaftsüberwachung“ gesprochen werden, deren implizites, wenn nicht explizites Ziel darin besteht, Kinder mit nachweisbaren ‚Fehlbildungen‘ oder Abweichungen zu identifizieren“ (117, Herv.i.O.). Hier bleibe wenig Platz für „Beziehungskomponenten“ oder „individualisierte Betrachtungen“ und deren gesellschaftliche Kontextuierung (123), zu der inzwischen auch die 2009 in der Bundesrepublik in Kraft getretene UN-Behindertenrechtskonvention zähle. Nur vor diesem komplexen Hintergrund lasse sich eine sozial kontextuierte, aber dennoch individuelle authentische Entscheidung fällen, die zugleich, und dieser Befund lässt sich auch mit der Studie von Marion Baldus (2006) untermauern, keineswegs nur rationalen Argumenten folgt, wie gerne behauptet wird (146).

Darüber hinaus, und dies erachte ich als einen weiteren Kernpunkt dieses Buches, stellt Haker fest, dass Schwangerschaft im Zuge dieses Einsatzes biotechnischer Verfahren nicht mehr schlicht die Annahme, sondern statt dessen

zunehmend die Auswahl des Anderen impliziere, denn die Annahme des Anderen stehe inzwischen immer unter Vorbehalt: Das werdende Kind erhalte erst einen Namen, einen sozialen Ort und damit auch eine soziale Bindung, wenn die gesundheitlichen Checks der seit den 1980er Jahren ansteigenden medizintechnischen Diagnostiken gewissermaßen ein ‚go‘ signalisiert hätten. „Nicht die ‚gute Hoffnung‘, sondern der Vorbehalt, das Hinauszögern der Annahme des Kindes und der eigenen Elternschaft, bestimmt so die ersten Schwangerschaftsmonate“ (159). Zusammenfassen lasse sich diese Entwicklung von ansteigenden diagnostischen Möglichkeiten („Chance“) zu einer inzwischen erzwungenen selektierenden Wahl („Choice“). Dies verschärfe sich noch mit dem anwachsenden Stellenwert der Präimplantationsdiagnostik, die sich inzwischen zum Ziel gesetzt habe, auch die Anzahl von Fehlgeburten zu verringern und sich so im Dienste der bestmöglichen Startbedingungen eines Kindes sehen möchte, gar als selbst ernannter Garant für mehr ‚Chancengerechtigkeit‘ (187) – wobei Haker die bundesrepublikanische Rechtslage im internationalen Vergleich als noch relativ restriktiv herausstellt.

Um einem Missverständnis vorzubeugen: Hille Haker votiert keinesfalls für ein ‚Zurück zur Natur‘, sondern für eine Reflexion sozialer Elternschaft unter den neuen Bedingungen der Reproduktionstechnologien und familiären Bindungen, die soziale Elternschaft nicht mehr zwingend an die biologische Kopple. Die Lücke der ethisch weitgespannten Diskussion zwischen Embryonen und Föten als reinem ‚Körpermateriale‘ und ‚selbständigen Individuen‘ könne letztlich aber nicht abstrakt geschlossen werden. Sie werde nur in einer verantwortungsvollen, informierten Entscheidung im jeweiligen Einzelfall auf der Ebene individueller sozialer Beziehungen gefüllt (246).

Dieses Buch ist absichtsvoll an (werdende) Eltern adressiert und verzichtet daher zur besseren Lesbarkeit auf viele Referenzen – es ist aber keinesfalls populärwissenschaftlich einzuordnen. Vielmehr thematisiert es äußerst kenntnis- und facettenreich und zugleich wenig suggestiv das Problem des Wunsches von Eltern, ein gesundes Kind zu bekommen. Dieser Wunsch „sei weder egoistisch noch in irgendeiner Hinsicht unangemessen. Die Frage ist einzig, was geschieht, wenn dieser Wunsch zu einer Erwartung an andere, in erster Hinsicht an die Ärzte und indirekt an die Gesellschaft und ihren Rechtsrahmen wird“ (142).

Hille Haker hat einer öffentlich nicht mehr sichtbaren Frauenbewegung, die sich einmal zentral auch mit der Frage der Reproduktion befasst hat, eine wichtige Lektüre vorgelegt und die weitgehend individuellen Erfahrungen mit Pränatal- und Präimplantationsdiagnostiken systematisiert mit dem Befund, dass Schwangerschaften immer weniger der subjektiven Erfahrung anheim gestellt werden als vielmehr bevölkerungspolitischen Eingriffen in einer inzwischen fraglosen Selbstverständlichkeit unterworfen sind. Schwangerschaft ist kein individuelles biographisches Ereignis mehr, sondern ein drohendes Risiko, das laufend kritisch medizinisch beobachtet werden muss und

jederzeit möglichen externen Eingriffen ausgesetzt ist, deren normative Grundlagen schlicht undiskutiert bleiben. Diese Erfahrung ist in den vergangenen 30 Jahren in der Tat allgemein geworden. Und sie verlangt dringend nach einer neuen breiten gesellschaftlichen Debatte, für die hier die wesentlichen Facetten aufgefächert werden. Mögen dieser Band ebenso wie die von Marion Baldus (2006) und von Andrea Strachota (2006) vorgelegten Untersuchungen zur Pflichtlektüre einer neuen öffentlichen Debatte um die sogenannte ‚autonome Reproduktivität‘ werden, denn das Private ist immer (noch) politisch.

Vera Moser

Petra Hoffmann (2011): Weibliche Arbeitswelten in der Wissenschaft. Frauen an der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1890 – 1945. Bielefeld: transcript.

Nicht nur die deutschen Universitäten taten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts schwer mit der Zulassung von Studentinnen und der Aufnahme von Wissenschaftlerinnen. Auch die Akademien der Wissenschaften, die sich seit dem 18. Jahrhundert in einzelnen deutschen Staaten herausgebildet hatten, integrierten die neuen Kolleginnen nicht ohne Vorbehalte. In Vorbereitung der 300. Wiederkehr der Gründung der Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften im Jahr 2000 richtete ihre Nachfolgerorganisation – die heutige Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften – eine Arbeitsgruppe „Frauen in Akademie und Wissenschaft“ ein. Diese machte die Einbeziehung sowie die Ausgrenzungen von Frauen aus den Wissenschaften in Geschichte und Gegenwart zum Gegenstand ihrer Arbeit. Neben verschiedenen Sammelbänden,¹ die die Tagungen im Jubiläumsjahr dokumentieren, sind in den letzten Jahren zwei Monographien erschienen, welche die allgemein gehaltene Fragestellung in verschiedenen wissenschaftlichen Feldern konkretisierten.²

Die 2008 als Dissertation an der Humboldt-Universität zu Berlin angenommen Arbeit gehört in diesen wissenschaftsgeschichtlichen Kontext. Die Historikerin und Soziologin Petra Hoffmann formuliert als Zielsetzung ihrer

-
- 1 Wobbe, Theresa (Hrsg.) (2002): Frauen in Akademie und Wissenschaft. Arbeitsorte und Forschungspraktiken 1700–2000. Forschungsberichte der Interdisziplinären Arbeitsgruppen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Band 10. Berlin.
Wobbe, Theresa (2003) (Hrsg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Forschungsberichte der Interdisziplinären Arbeitsgruppen, Band 12. Bielefeld: transcript.
 - 2 Vogt, Anette et al. (Hrsg.) (2007): Vom Hintereingang zum Hauptportal? Lise Meitner und ihre Kolleginnen an der Berliner Universität und in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Stuttgart.

Arbeit: „Die Aufgabe dieser Studie ist es, den Einbeziehungsgrad von Frauen in die Wissenschaft und Forschungsverwaltung im frühen 20. Jahrhundert zu erforschen und einen Beitrag zur Geschichte von Frauen sowie zur Erhellung der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft zu leisten“ (8). Um diesen Sachverhalt für die Preußische Akademie der Wissenschaften näher zu betrachten, wählte Hoffmann einen organisationssoziologischen Zugang, bei dem „die von Frauen geleistete Arbeit, ihre Repräsentation und Anerkennung ebenso in den Blick geraten wie die organisierten Rahmenbedingungen und disziplinären Kontexte“ (13) und der in der gegenwartsbezogenen Geschlechterforschung schon erfolgversprechend genutzt worden sei. Die Materialbasis ihrer Untersuchung bilden im Wesentlichen gedruckte und ungedruckte Quellen aus dem Akademiearchiv. Dazu gehören Sitzungsberichte, Jahrbücher, Jahresberichte der akademischen Kommissionen, Personalakten und Kommissionsakten. Da Hoffmann weiterhin von der These ausgeht, „dass die Einbeziehung von Frauen sehr eng mit dem Wachstum und dem Wandel der Forschungsarbeiten zusammenhing“ (9), ist es nur logisch, dass das erste Kapitel die Akademie und die Veränderungen bezogen auf die Organisation wissenschaftlicher Arbeit selbst zum Gegenstand hat. Nach einer kurzen Beschreibung der gelehrten Gesellschaft befasst sich die Autorin mit der Zuwahlpolitik, d.h. mit dem Verfahren, nach dem neue Mitglieder in die Akademie aufgenommen und somit deren wissenschaftliche Leistungen gewürdigt wurden: Zugewählt wurden Wissenschaftler auf Vorschlag von Akademiemitgliedern. Ob sie nun als ordentliches oder als korrespondierendes, d.h. nicht in Berlin ansässiges, Mitglied die Berliner Forschungselite komplettierten, auf jeden Fall blieb dieser Kreis bis zur Aufnahme von Lise Meitner 1949 ein rein männlicher. Die Verdienste einiger weniger Wissenschaftlerinnen würdigte man mit der Verleihung der seit 1912 zu vergebenden Leibniz-Medaille.

Im zweiten Kapitel stehen die Forschungsarbeiten der Akademie im Zentrum der Betrachtung. Im frühen 20. Jahrhundert bildete nicht mehr der gelehrte Austausch der Akademiemitglieder sowie die Auslobung und Beurteilung von Preisaufgaben den Kern der Arbeit. Vielmehr war die Aufgabe dieser Einrichtung im deutschen Kaiserreich zum einen die historisch-philologische Grundlagenforschung, die sich vorrangig in großen Editionsprojekten, in der Erstellung von Wörterbüchern und in der Zusammenstellung von Handschriftenkatalogen zeigte, und zum anderen eine beschreibend-einordnende Forschung im naturwissenschaftlichen Bereich, welche Sternkarten produzierte und Pflanzenverzeichnisse erstellte, zu fördern. Diese Forschungsvorhaben waren als Groß- und Langzeit-Projekte angelegt, die nun mit einem umfangreichen Mitarbeiterstab, in dem zunehmend Wissenschaftlerinnen aufgenommen wurden, betrieben werden mussten. Selbst der politische Systemwechsel 1933 hätte – so die Verfasserin – zu keiner Unterbrechung oder Einstellung dieser Projekte geführt. Erst mit der Neuorganisation

der Akademie 1938/39 wäre es zu einer Veränderung in der Zusammensetzung der Mitarbeiterschaft und zu „partielle[r] Neuausrichtung einzelner Unternehmungen“ (69) gekommen. Arbeitsteilung und Spezialisierung sowie Funktionalisierung wissenschaftlicher Arbeit hätten schließlich dazu geführt, dass den ordentlichen Mitgliedern in den Kommissionen nun vorrangig Aufsichts- und Leitungsfunktionen zukamen, während die eigentliche Forschungsarbeit von Männern und Frauen betrieben wurde, die als wissenschaftliche ‚Hilfsarbeiter‘ zeitlich begrenzt die Akademie als Arbeitgeber hatten.

Gerade in dieser Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Arbeit sieht Hoffmann eine Möglichkeit, dass Frauen Zugang zu Forschungsarbeiten finden. Zunächst waren es Ehefrauen, die ihre Männer auf Forschungsreisen begleiteten und diese Unternehmungen dann dokumentierten (z.B. Margarthe Lenore Selenka), bei Feldforschungen mitwirkten (z.B. Maria Dahl) oder bei der Erarbeitung des deutschen Rechtswörterbuches (z.B. Frida Schröder) Zuarbeit leisteten. Der Professor, das Akademiemitglied, präsentierte sich in diesem Feld mit seiner Ehefrau als Arbeitspaar. Ehefrauen und Töchter traten in diesem Zusammenhang als ‚Hilfsarbeiterinnen‘ und Netzwerkerinnen auf, die z.T. für ihre Arbeit auch bezahlt worden waren. Hoffmann bezeichnet diese familiär gebundenen Wissenschaftlerinnen als „Übergangsfrauen“, die zwischen Tradition und ‚moderner Weiblichkeit‘ standen“ (159).

Über die Tätigkeiten der Laborantin, der chemisch-technischen oder der medizin-technischen Assistentin und der Sekretärin entstanden nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur in den wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen neue Berufsmöglichkeiten für Frauen. Von der ersten Bibliothekarin (1914) an steigerte sich die Zahl der weiblichen wissenschaftlichen Hilfskräfte und Verwaltungsangestellten in der Berliner Akademie bis zu Beginn des Zweiten Weltkrieges. Mehr als die Hälfte der Arbeitsplätze waren von Frauen besetzt, die Hilfsarbeiten ausführten und wissenschaftliche Forschungen unterstützten.

Im letzten Kapitel wendet Hoffmann sich den Wissenschaftlerinnen zu. Für Wissenschaftler war die Akademie mehrheitlich ein Ort, um Promotions- und Habilitationsschriften anzufertigen sowie eine vorübergehende wissenschaftliche Beschäftigung bis zum Ruf an eine Universität zu finden. Für Wissenschaftlerinnen zeigte sich ein anderer Verlauf. Zunächst fanden ausländische oder im Ausland qualifizierte Wissenschaftlerinnen in verschiedenen Projekten Anstellungen als wissenschaftliche Hilfsarbeiterinnen. In den 1920er Jahren kamen dann Frauen hinzu, die ihre akademische Ausbildung an einer deutschen Universität abgeschlossen hatten. Bis 1945 konnte Hoffmann 90 – oft nur kurzfristig angestellte – Forscherinnen nachweisen. Davon zählte über die Hälfte zur Deutschen Kommission. Viele arbeiteten auch in der historisch-philologischen Abteilung mit, während im naturwissenschaftlichen Bereich der Akademie nicht einmal ein Dutzend Wissenschaftlerinnen

verzeichnet waren. Bezüglich der Förderung junger Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in der Akademie kommt Hoffmann zu dem Schluss: „Männer werden ausgebildet, Frauen arbeiten“ (273). Eine gezielte Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses machte sie nur bei „etablierte[n] Außenseiter[n]“ (277) aus, die als Mentoren – z.B. der Dialektforscher Ferdinand Wrede für die Germanistin Luise Berthold, der Anglist Willy Bang-Kaup für die Orientalistin Annemarie von Gabain – die wissenschaftliche Karriere aktiv mitgestalteten.

Dass es nicht in der Breite zu einer gezielten Förderung weiblicher Wissenschaftlerinnen in der Akademie kam, führt Hoffmann auf das Fehlen formaler Förderstrukturen zurück, denn erst diese würden geschlechtsspezifische Diskriminierungen begrenzen. Eine Forschungstätigkeit in der Akademie brachte für Wissenschaftlerinnen Anerkennung aufgrund ihrer „Spezialkenntnisse und ihres Expertenwissens“ (347), gleichzeitig begrenzte diese Spezialisierung aber die Karrierechancen in der Universität auf dem Weg zum Ordinariat.

Es ist zweifellos ein Verdienst der Arbeitsgruppe „Frauen in Akademie und Wissenschaften“ den Blick von den Anfängen des Frauenstudiums hin auf die Wissenschaftlerinnen jenseits der Alma Mater gelenkt zu haben und die weiblichen Arbeitskräfte in diesem Feld sozial zu differenzieren. Obwohl sich der Untersuchungszeitraum über drei verschiedene politische Epochen spannt, ist es doch erstaunlich, wie wenig Bedeutung diesen Epochengrenzen beigemessen wird. Gerade für den Systemwechsel 1933 sind einige Widersprüchlichkeiten auszumachen. In der Einleitung heißt es: „Nach den bisherigen Kenntnissen stellte das Jahr 1933 keine deutliche Zäsur auf der Arbeitsebene der Akademie dar, und die Forschungsarbeit wurde von den politischen Veränderungen nur wenig beeinflusst“ (23). Aber nur wenige Seiten später ist zu lesen, dass 16 Mitglieder aus religiösen und politischen Gründen die Akademie verließen bzw. verlassen mussten. Zum Schluss wird dann nochmals resümierend festgehalten: „nur wenig deutet darauf hin, [...] [dass; E.G.] 1933 eine Zäsur darstellt“ (300). Sollten die Akademieprojekte in ihrer inhaltlichen Arbeit keine radikale oder schleichende Neuausrichtung erfahren haben – wie von der Autorin behauptet –, dann müsste dies aber über die Beschreibung und Analyse der inhaltlichen Projektarbeit nachgewiesen werden.

Edith Glaser

**Barbara Rendtorff (2011): Bildung der Geschlechter.
Stuttgart: Kohlhammer.**

In den letzten Jahren gibt es eine breite öffentliche Diskussion über Mädchen und Jungen in der Schule und in anderen Bildungseinrichtungen. Ein Hauptaugenmerk gilt dabei der vermuteten Korrelation zwischen Bildungserfolg und Geschlechtszugehörigkeit bzw. der zwischen Bildungsungleichheit und Geschlecht. Barbara Rendtorff hat mit ihrer im Jahr 2011 erschienenen Publikation *Bildung der Geschlechter* ein Werk vorgelegt, das viele innovative Impulse für diese oftmals pauschale Diskussion liefern kann. Adressiert ist das Buch an PädagogInnen und kann als ein theoretisches Grundlagenwerk für angehende LehrerInnen gewertet werden, dient gleichzeitig aber auch PraktikerInnen in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen zur Reflexion eigenen Handelns.

Viele PädagogInnen stehen vor der Frage, wie sie sich in Bezug auf Geschlechtereffekte positionieren können. Ist eine Dramatisierung oder Ent-Dramatisierung von Geschlecht angesagt? Das Buch versteht sich keineswegs als Handlungsanleitung, dennoch werden viele Fragen aufgegriffen, die PädagogInnen beschäftigen: „Wie entstehen Geschlechtereffekte? Woher kommen sie? Welche Bedeutung haben sie? Warum sind sie so überdauernd?“ (Klappentext).

Bildung der Geschlechter – hinter diesem Titel verbergen sich zwei wesentliche Aspekte der Bildung, die miteinander verwoben sind. Auf der einen Seite ist der Bildungsbegriff eng mit Erziehung und Lernen in Institutionen verbunden, mit Wissensvermittlung, Leistung sowie dem Erlernen von Kompetenzen. Auf der anderen Seite steht die Frage danach, wie die Kategorisierung und das binäre System von Mädchen und Jungen, Frauen und Männern geschaffen wird, wie also, um mit Beauvoir zu sprechen, Mädchen zu Mädchen gemacht werden und sich zu dieser konstruierten Gruppe der Mädchen zugehörig fühlen. Zwei Ebenen der Bildung der Geschlechter werden in den Fokus gerückt: Die alltäglichen Konstruktionen der Geschlechter einerseits und deren kulturelle und historische Einbettung andererseits.

Die Schrift wurde von der Autorin in drei große Kapitel differenziert. In einem ersten Teil nimmt Rendtorff eine historische Perspektive ein, um aufzuzeigen, welche Bildungskonzepte und Vorstellungen von *Bildung der Geschlechter* sich in den letzten zwei Jahrhunderten mit welchen Effekten etablieren konnten. Dabei werden die strukturellen Gegebenheiten aber auch deren Konsequenzen für das Denken und Handeln der Menschen analysiert. Barbara Rendtorff argumentiert in ihrem Buch mit Rückgriff auf die historischen Grundlagen einer geschlechtsspezifischen Bildung. Sie sieht die Notwendigkeit, dass sich PädagogInnen in einen historischen Kontext stellen und sich als „historisch Gewordene“ erkennen (9). Das bedeutet aber nicht, dass

gegenwärtige hierarchische Strukturen damit begründet werden, dass sie nun schon immer so gewesen wären und somit – quasi naturalisierend – weibliche und männliche Positionen und Sphären zementiert werden. Ganz im Gegenteil: Die Autorin verweist darauf, dass die Bildung der Geschlechter veränderbar ist und dass Pädagoginnen und Pädagogen aktiv an diesen Veränderungen partizipieren. Dieser Aspekt ist wichtig, zeigt er doch deutlich die Verantwortung, die ErzieherInnen und LehrerInnen für die Bildung der Geschlechter haben. *Bildung* bezieht sich hier auf die aktive Förderung eines geschlechtsstereotypen Verhaltens, sei es in Form der Förderung des Spielens in der Bauecke für Jungen im Kindergarten oder der Übertragung von Disziplinierungsaufgaben an Mädchen in der Grundschule durch LehrerInnen.

In einem zweiten großen Teil wendet sich die Wissenschaftlerin geschlechtstypischen Aspekten in Kindheit und Jugend zu. Grundlegende Fragen der Geschlechterforschung werden thematisiert: Was ist Geschlecht? Wie wird Geschlecht sozial konstruiert? Wie werden aus Kindern Mädchen und Jungen? Inwieweit hat ein mögliches geschlechtstypisches Verhalten seinen Ursprung in biologischen und/oder hormonellen Ausstattungen oder muss es als Effekt kultureller und sozialer Beeinflussungen gewertet werden? Nach einem ausführlichen Abwägen der Pro- und Kontra-Argumente zu beiden Positionen kommt Barbara Rendtorff zu der vielleicht banalen, aber auch zutreffenden Aussage „nichts Genaues weiß man nicht“. Nichtsdestotrotz überzeugt ihre Feststellung, dass sich kein direkter Zusammenhang zwischen biologischen Anlagen und geschlechtsstereotypen Verhalten aufzeigen lässt. Viel eher diskutiert sie überzeugend, welche Bedeutung den gleichgeschlechtlichen Peers für Jungen zur Entwicklung ihrer Männlichkeit zukommt. Ebenso wie Bourdieu die homosoziale Gruppierung für Jungen und Männer als eine Schlüsselkonstellation im ‚ernsten Spiel des Lebens‘ skizziert, so betont auch Rendtorff die Bedeutung der männlichen Gruppe zum Erlernen von Männlichkeit. Der sozialen Konstruktion von Geschlecht gilt ihr Interesse. Die Herausbildung einer geschlechtsspezifischen Identität, in der es zu einer Übereinstimmung des von außen erwartenden und des erlebten Geschlecht kommt, bleibt ein lebenslanger Prozess, in dem das körperliche Geschlecht nicht die wichtigste Komponente zu sein scheint, so Rendtorff.

Der Schule kommt eine wichtige Aufgabe im Erziehungs- und Bildungsprozess zu. Barbara Rendtorff startet hier eine spannende Analyse, indem sie aufzeigt, wie sich Mütter- und Väterbilder beginnend mit Comenius entwickelt haben, welche Brüche aber auch Linien verfolgt werden können. Während Comenius im 16. Jahrhundert der Mutter und den Familien einen umfassenden Bildungsauftrag zuteilwerden ließ, veränderte sich dies um 1800 als die Aufgaben der Mütter eher im erzieherischen denn im Bildungsbereich angesiedelt wurden. Vergleichbare Tendenzen kennen wir heute sowohl in den Familien als auch in den institutionellen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen. Je kleiner die Kinder, je größer die pflegerischen und Erzie-

hungsaufgaben, um so eher finden wir in den Einrichtungen Frauen. In welcher Form Pädagogen in den letzten Jahrhunderten diesen Prozess forciert haben, wird von Barbara Rendtorff beeindruckend analysiert. Die Debatte um ‚zu viele Lehrerinnen‘ in der Grundschule bekommt mit diesen Erkenntnissen eine interessante Wendung.

Im dritten Teil von *Bildung der Geschlechter* wird konkret die Situation von Mädchen und Jungen und deren Bildungserfolg thematisiert. Gleichzeitig gilt die Diskussion der Koedukation versus Monoedukation. Schulische Leistungsprofile werden nicht nur in der öffentlichen, sondern auch in manchen wissenschaftlichen Publikationen in enger Korrelation zum Geschlecht gedeutet. Hierin sieht Rendtorff eine zu kurz gegriffene Interpretation und verweist – wenn dieser Begriff in ihrem Buch auch nicht fällt – auf einen intersektionalen Blick, der die Differenziertheit innerhalb der Gruppierung von Mädchen und Jungen einbezieht. Neben den Erwartungshaltungen der Eltern, die den Schulerfolg mit beeinflussen können, scheinen vor allem die Lehrkräfte Leistung geschlechtsstereotyp zu bewerten und somit der Konstruktion der Geschlechter Vorschub zu leisten. Überzeugend zeigt die Autorin auf, wie sich die in den unterschiedlichen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen entwickelten Stereotype in einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung fortsetzen.

Das vorliegende Buch ist gerade deshalb so interessant, weil es die wesentlichen Elemente der Bildung der Geschlechter umfassend und differenziert analysiert. Manchmal wünscht man sich als LeserIn nach dieser Differenziertheit eine ‚richtige‘ Antwort, eine Antwort darauf, was Geschlecht nun ‚wirklich‘ ausmacht, welche Bedeutung das biologische Geschlecht ganz konkret hat oder wie Erziehungsprozesse genau auf die Stereotypenbildung wirken und ob Monoedukation oder Koedukation die Lösung ist. An manchen Stellen wünscht man sich als LeserIn auch ein paar konkrete Tipps zur Umsetzung in der pädagogischen Praxis. Doch das ist nicht das Anliegen von Barbara Rendtorff. Ihr Anliegen ist es, gerade die Materie der Bildung der Geschlechter in ihrer Komplexität zu zeigen und die populärwissenschaftliche Diskussion, die einfache Lösungen bereithält, zu kritisieren. Die gewünschte Antwort findet Rendtorff dann doch noch zum Schluss: „Das Kunststück besteht darin, in Kenntnis der Komplexität des Sachverhalts und wissend um die eigene Verstrickung zu handeln, ohne zu dramatisieren, aber auch ohne zu vereinfachen“ (124).

Die Lektüre des Buches ist lohnenswert. Sie ist deshalb lohnenswert, weil die Komplexität der Bildung der Geschlechter in strukturierter, klarer Form erklärt wird und weil sie zur Reflexion über die eigene Bildung der Geschlechter einlädt. Letzteres ein Muss für jeden Pädagogen und jede Pädagogin.

Cordelia Fine (2010): Delusions of Gender. The Real Science Behind Sex Differences. London: Icon Books LTD.

Männer und Frauen sind einfach unterschiedlich! Nein, es geht nicht mehr um die Abwertung eines Geschlechts gegenüber dem anderen, aber die Erkenntnisse über biologische Geschlechterunterschiede – oder, wie Cordelia Fine es beschreibt, – über die ‚hard-wired‘ Differenzen im Gehirn, müssen nun einmal anerkannt werden, um beiden Geschlechtern die Auslebung ihrer spezifischen Potentiale zu ermöglichen. Diese Botschaft prägt den modernen Umgang mit neurowissenschaftlichen Erklärungen im populärwissenschaftlichen Diskurs, den kuragierte Ritter der Wahrheit (XXV) in die Welt tragen. Cordelia Fine räumt in ihrem Buch mit solchen Geschlechterstereotypen auf und nimmt dabei insbesondere die beständige Legitimation sozialer Positionierungen (die männliche Eignung für Spitzenpositionen gegenüber der weiblichen Eignung für Care-Arbeit) aufgrund ihrer scheinbar vorprogrammierten Gehirne ins Visier.

Sie spannt dazu einen Bogen über drei große Themenfelder: Wie werden Geschlechterrollen und Geschlechterstereotype gesellschaftlich immer wieder reifiziert und wie übernehmen wir diese Assoziationen beständig in unsere Selbstwahrnehmung, unser Verhalten oder unsere Einstellungen gegenüber anderen (Teil 1)? Welche Rolle spielen hierbei die neurowissenschaftlichen Erklärungen, oder mit Fine gesprochen, die Neurosexismen (Teil 2)? Schließlich, wie werden diese Gender-Stereotype über die Erziehung beständig in die nächste Generation weiter gegeben (Teil 3)?

Das Besondere an diesem Buch ist die Fülle von Forschungsbeispielen, mit denen Fine akribisch die bestehenden Argumentationen der Geschlechterdifferenzforschung aus Psychologie und Neurowissenschaften dekonstruiert. Da geht es zunächst um die tiefgreifende Wirkung des ‚stereotype threat‘: Gender-Zuschreibungen an männliche Durchsetzungskraft, Rationalität, Aggressivität oder Wettbewerbsorientierung gegenüber weiblicher Vernetzung, Empathie oder Fürsorge werden nicht nur immer wieder zugeschrieben. Die Übernahme solcher Zuschreibungen wird beispielsweise schon verstärkt, wenn Studierende vor einem solchen Rating-Versuch nur ihr Geschlecht angeben mussten. Die Vorstellung, Männer könnten sich besser orientieren, verstärkt Leistungsunterschiede in Versuchen zur Mentalen Rotation (ein klassischer Versuch zur Raumorientierung). Wenn die Aufgabenstellung dagegen geschlechtsneutral präsentiert wird, minimieren sich auch die Unterschiede. Für diese Wirkungen des stereotype threat liefert Fine auch eine interessante Erklärung: In neutral präsentierten Leistungstests spielen negative Gefühle gegenüber den eigenen Geschlechtererwartungen kaum eine Rolle; sie werden aber virulent, wenn Tests mit geschlechtlichen Vorurteilen präsentiert werden. Die Unterdrückung der Angst, schlechter abzuschneiden,

und die Kontrolle der negativen Zuschreibungen benötigt zusätzliche kognitive Ressourcen, Gehirnschmalz also, welcher bei der eigentlichen Ausgabelösung fehlt oder diese verlängert.

Fine gelingt es in ihrem ersten Buchteil, diese permanente ‚Berieselung‘ mit Gender-Stereotypen in allen gesellschaftlichen Sphären und deren Wirkung auf die scheinbar ‚eindeutige‘ Wahrnehmung von scheinbar ‚natürlichen‘ Geschlechterdifferenzen an vielen Beispielen aufzudecken: in der immer noch prägnanten häuslichen Auslebung der Zuschreibung an den männlichen Brotverdiener und die weibliche Versorgerin, im Beruf, in Bewerbungsauswahlgesprächen, im Gefühl der Zugehörigkeit zu Berufsfeldern, in Karriereentscheidungen bis hin zum Dilemma, als Frau in Führungspositionen entweder als „competent but cold“ oder „nice but incompetent“ (58) wahrgenommen zu werden.

Das alles ist nicht unbedingt neu, Cordelia Fine gelingt es aber, die wechselseitigen Verstärkungen dieses Gender-Stereotyping Schritt für Schritt und gut nachvollziehbar zu vermitteln. Noch wichtiger: Sie deckt die – oft kruden – biologischen Referenzierungen auf, mit denen nach wie vor gesellschaftliche Segregationen legitimiert werden, beispielsweise, dass berufstätige Frauen ihren Oxytocinmangel nur durch Hausarbeit wieder auffüllen könnten, während Männer einen durch Hausarbeit drohenden Testosteronverlust in jedem Fall vermeiden müssten. Etwas einschränkend ist ihr Fokus vornehmlich auf Frauen bzw. die Übernahme von Gender-Stereotypen in weibliche Identitäten und Rollen. Männer werden vornehmlich als ‚Macher‘ der Stereotype konzeptioniert, Frauen als ‚getriggert‘ durch soziale Normen. Diese Analogie zum Lernen in der Skinner Box vereinfacht die komplexen Prozesse eines performativen ‚doing gender‘ ein wenig zu sehr: Sind wir alle nur Spielball der Stereotype?

Eine besondere Stärke hat das Buch dann im zweiten Teil, in dem Fine detailliert den Bezug zwischen Geschlechtshormonen und Gehirnentwicklung in neuropsychologischen Studien heraus arbeitet: Fötales Testosteron – so die neurowissenschaftliche Argumentation – induziere die Ausdifferenzierung eines männlich lateralisierten Gehirns mit besseren maskulinen (räumlichen, mathematischen) Fähigkeiten – mit Folgen für die Berufswahl. Baron-Cohens „Systematisch männliche versus „Empathisch weibliche Gehirne, Louann Brizendines weibliche Überemotionalität oder Geschwinds Legitimierung mathematischer Ungleichheit durch scheinbar biologische Differenzen werden hier ebenso dekonstruiert wie die methodischen und interpretativen Verzerrungen oder unzulässigen Übertragungen von Tierversuchen auf den Menschen.

Ein Beispiel sei hier genannt: Fines Analyse der Connelan-Studie zur geschlechterdifferenten Aufmerksamkeit Neugeborener (Jungen präferierten Mobiles, Mädchen dagegen Gesichter). Die separate statt simultane Stimuluspräsentation macht methodische Befangenheiten („biases“) sichtbar, indem

die wechselnden Aufmerksamkeiten von Neugeborenen oder situationsabhängige visuelle Fähigkeiten nicht berücksichtigt wurden. Der ‚stereotype threat‘ wird auch hier wieder deutlich, wenn die Versuchsleiterin das Geschlecht der Babies kennt (Studien belegen vielfach solche unbewussten Einflüsse). Diese kritische Analyse ist deshalb so wichtig, weil diese Studie enorm häufig referenziert wird, um zu belegen, dass Jungen-Gehirne zur Erkennung von bewegten Objekten und Mädchen-Gehirne zur Gesichtserkennung ‚vorverdrahtet‘ seien, woraus sich dann wiederum die systematisch-emphatische Geschlechterdifferenz bis zur Berufswahl ableitet. Ebenso verfährt Fine mit den berühmt gewordenen Rhesusaffen-Versuchen: die Bevorzugung von Autos durch männliche Jungtiere gegenüber der Wahl von Puppen durch weibliche. Doch lesen Sie die Auflösung hierzu und zu weiteren Beispielen selbst.

Insgesamt nimmt Fine die Sex-Brain Forschung unter einen kritischen Blick. Ob es um Hirnstrukturen, Hormon-Rezeptoren, die neuronale Dichte oder den berühmten Balken geht, im Vordergrund steht die Suche nach Geschlechterdifferenzen und ihre biologischen Ursachen. Geschlecht wird immer erhoben und Differenzergebnisse, oft nur Beiprodukte anderer Studien, werden gerne publiziert, wohingegen fehlende Differenzen unerwähnt bleiben: ein klassischer ‚publication bias‘. Widersprüchliche Befunde wurden in Metaanalysen differenziert behandelt und hier ist mir Fines Wiedergabe etwas einseitig: „Nonexistent sex differences in language lateralisation, mediated by nonexistent sex differences in corpus callosum structure, are widely believed to explain nonexistent sex differences in language skills“ (138). Hierzu liegen differenziertere Analysen vor, z.B. von Anelis Kaiser et al. (2009) oder Mikel Wallentin (2010).

Im dritten Teil ihres Buches zeigt Fine dann eindrucksvoll auf, wie Gender-Stereotype die Erziehung von Kindern beeinflussen: von der Übernahme der ‚Baby-Färbungen‘ in Rosa und Blau, zur Verstärkung Gender-passender Aktivitäten in der Spielzeugwahl bis zur Vermittlung kultureller Zuschreibungen an Geschlecht durch Kinderbücher und andere Medien. Interessant: Mädchen dürfen eher ‚cross-gender‘-Aktivitäten aufweisen als Jungen: „no sissy boys“ (221) ist anscheinend die wichtigere Botschaft.

Sehr schön ist das Paradox ausdifferenziert, dass selbst Eltern, die ihre Kinder Gender-neutral zu erziehen versuchen, bei dennoch auftretenden Geschlechterdifferenzen auf die biologische Argumentation zurückgreifen, obwohl sie selber über die eigene Erwartungen an potentielle Söhne oder Töchter, über die Beschreibung der Föten mit geschlechtlichen Eigenschaften oder über das eigene Verhalten schon pränatal geschlechtlich differenzieren, ja selbst eine feministische Mutter „finding herself socialising her child into gender roles before he was even born“ (193).

Eindrucksvoll ist nicht zuletzt Fines Ausarbeitung, wie Kinder als ‚Gender-Detektive‘ schon mit zehn Monaten den elterlichen Genderhabitus erken-

nen, wie sie schon in den ersten Lebensjahren Stereotype der gegenderten Welt suchen und übernehmen, wie sie spätestens in Kindergarten und Schule durch Peers zu geschlechtskonformem Verhalten angeleitet werden und wie die Versicherung der eigenen Gruppenzugehörigkeit diese geschlechtliche Selbst-Sozialisation unterstützt. Geschlechterdifferenzen sind Produkt gesellschaftlicher Geschlechterungleichheit und nicht umgekehrt. Vor allem ist nicht die scheinbar ins Gehirn eingeschriebene Geschlechterdifferenz die Ursache für gesellschaftliche Geschlechterungleichheit. Dies ist die wichtigste Botschaft, die Cordelia Fines fundiert vermittelt. Doch Erkenntnis reift langsam und Gesellschaft verändert sich noch langsamer, Neurosexismen werden dagegen immer noch und immer wieder benutzt um alte Stereotype zu festigen.

Ein sehr lesens- und empfehlenswertes Buch – auch für Nicht-Fachmenschen auf psychologischem oder neurowissenschaftlichem Terrain. Ein wenig Kritik sei hier erlaubt. Cordelia Fine dekonstruiert gekonnt Stereotype, ihre eigene Position bleibt aber nicht frei davon: Sie homogenisiert etwas vereinfacht in zwei Geschlechtergruppen, ohne ein ‚dazwischen‘, ohne Geschlechterüberschreitungen oder die Vielfältigkeit auch innerhalb der Geschlechtergruppen in den Blick zu nehmen. Ihrem Buch gebührt das Lob für die Sichtbarmachung und Zugänglichkeit vieler Forschungsreferenzen zur Aufdeckung sozialer Einflüsse auf Geschlechtervorstellungen; es ist aber auch eine Positionierung in diesem Bereich ohne die vollständige Breite des Forschungsfeldes zu referenzieren. Ein wenig nimmt sie die Vernetzung von Kultur und Natur in den Fokus und bezieht sich kurz auf das Konzept der Hirnplastizität, dass die Veränderung von Gehirnstrukturen und -funktionen durch soziales Lernen berücksichtigt. Die wechselseitige Formung und das dynamische ‚embodying‘ von Kultur in Biologie und Biologie in Kultur bleiben in ihrer Analyse allerdings noch wenig berücksichtigt. Hier kann und wird es weitere Bücher geben.

Sigrid Schmitz

Literatur

- Kaiser, Anelis/Haller, Sven/Schmitz, Sigrid/Nitsch, Cordula (2009): On sex/gender related similarities and differences in fMRI language research. In: *Brain Research Reviews*, 61(2), S. 49-59.
- Wallentin, Mikka (2009): Putative sex differences in verbal abilities and language cortex: a critical review. In: *Brain and Language*, 108, S. 175-183.

Matthias Mergl (2011): Der Terror der Selbstverständlichkeit. Widerstand und Utopien im Neo-Individualliberalismus. Münster: Unrast.

Anfang 2010 erschien in der Zeitschrift SPEX ein Artikel des Berliner Künstlers und Schriftstellers Wolfgang Müller, in dem er die These aufstellte, das zurückliegende Jahr sei von der ideologischen Formation des *Neo-Individual-liberalismus* geprägt gewesen. In seinem Buch *Der Terror der Selbstverständlichkeit* unternimmt Matthias Mergl mit Hilfe dieses Begriffs den Versuch einer Zeitdiagnose der deutschen Gesellschaft zum Beginn der 2010er Jahre. Sich im theoretischen Kontext von Queer-Theorie, Kritischer Weißseinsforschung und Postkolonialer Theorie bewegend und den Fokus auf die Parteien FDP und Grüne legend, skizziert Mergl den Neo-Individual-liberalismus als eine „Denkfigur, ein Wahrnehmungsmuster, ein Verhaltensstil“ (43), als eine Ideologie und einen körperpolitischen Dispositiv.

Die Ursprünge dieser Formation sieht Mergl im Zusammengehen der Bestrebungen neoliberaler Wirtschaftspolitik mit den Zielen der sozialen Emanzipationsbewegungen der letzten Jahrzehnte – eine These, die vor allem auf die wegweisende Studie von Boltanski und Chiapello (2003) zurückgeht, auf die sich Mergl aber überraschenderweise nicht explizit beruft. Ein Ergebnis jener Entwicklung sei die Verwirklichung des Versprechens von individueller Freiheit und Selbstverwirklichung, allerdings in dem beschränkten Sinne von kapitalistischer Marktfreiheit und individuellem ‚Aufstieg durch Leistung‘. Diesen Status quo und seine diskursive Verteidigung bezeichnet Mergl als Neo-Individualliberalismus. Mit einem „Gestus der Selbstverständlichkeit“ (7) werde behauptet, dass sämtliche ursprünglich links-alternativen Emanzipationsversprechen verwirklicht seien. Bezug nehmend auf die vermeintlich allgegenwärtige *Diversity* (eine Frau an der Regierungsspitze, ein schwuler Außenminister, ein FDP-Vorsitzender mit ‚Migrationshintergrund‘, etc.) werde erklärt, dass es keine strukturellen Ungleichheiten und Diskriminierungen mehr gebe und jede und jeder durch individuelle Leistungsbereitschaft alles erreichen könne. Der Neo-Individualliberalismus mache sich immun gegen Kritik, indem er Verweise auf das Fortbestehen dieser Asymmetrien als individuelle Befindlichkeit bezeichne. Gesellschaftliche und historische Bedingungen blende der Neo-Individualliberalismus völlig aus, für ihn gebe es nur selbstverantwortliche, freie Individuen. So könne Guido Westerwelle als emblematische Figur dieser Konstellation gelten: Den emanzipatorischen Anspruch der ursprünglichen Schwulenbewegung sowohl dethematisierend als auch ihre Erfolge für selbstverständlich erachtend, geriere sich Westerwelle als jemand, der seinen Erfolg als – ‚unter anderem‘ schwuler – Politiker einzig und allein seiner individuellen Leistung zu verdanken habe. Als kritisches Statement hierzu diskutiert Mergl eine Kunstaktion Wolfgang

Müllers, den ‚*Gays-against-Guido-Button*‘. Dieser könne, so Müller, einen Beitrag dazu leisten, den Neo-Individualliberalismus, wie ihn Westerwelle repräsentiere, in seiner Selbstverständlichkeit und Unsichtbarkeit anzugreifen.

Bezug nehmend auf die aktuelle Diskussion um Queere Rassifizierung und Homonationalismus zeigt Mergl im Folgenden, wie sich die neo-individualliberale Gesellschaft spezifischer Ein- und Ausschlussprozesse bedient, um die Illusion von Offenheit, Diversität und Chancengleichheit aufrecht zu erhalten. Um etwa einen post-homophoben Anschein zu erwecken, würden bestimmte *Queers* unter restriktiven Bedingungen in die ‚Mitte der Gesellschaft‘ geholt. So werde die ‚Akzeptanz von Homosexualität‘ zum zentralen Bestandteil eines westlich-modernen Selbstbildes. Sexismus, Rassismus und Homophobie gelten als überwunden bzw. werden dem vermeintlich vormodernen Anderen (z.B. ‚dem Islam‘) zugeschrieben. Ausgehend von dieser These analysiert Mergl ein Wahlplakat des Grünen-Kreisverbandes Kaarst in Nordrhein-Westfalen. Es zeigte das nackte Gesäß einer jungen schwarzen Frau und zwei weiße, weibliche Hände, die es umklammern. Die Überschrift lautete: ‚Der einzige Grund, schwarz zu wählen‘. Angesprochen auf diese offensichtliche kolonialrassistisch-exotistische Darstellung, hätten die Verantwortlichen nur mit Unverständnis und Abwehr reagiert. Hieran werde, so Mergl, die neo-individualliberale Schieflage nur allzu deutlich: Das *Diversity*-Selbstverständnis bringe keinesfalls eine Überwindung struktureller Diskriminierungen mit sich, es behindere vielmehr in seiner Selbstgefälligkeit deren Thematisierung.

Mit dem Konzept des Neo-Individualliberalismus gelingt Mergl nicht nur eine scharfsinnige Analyse aktueller (partei)politischer Diskurse und Phänomene, er leistet auch einen interessanten Beitrag zur queeren Ökonomie- und Neoliberalismuskritik, indem er zeigt, dass das Phänomen des Homonationalismus mit der *Diversity*-Ideologie in enger Verbindung steht. Dass Mergl jedoch durchgängig den komplexen Jargon queerer Theorieproduktion bemüht und sich teilweise in weitschweifigen Erläuterungen verliert, stört den Lese- und lässt die Vermutung zu, dass ein kürzerer, pointierter Artikel dem Gegenstand gerechter geworden wäre.

Markus Gippert

Literatur

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.

**Dackweiler, Regina/Schäfer, Reinhild (Hrsg.) (2010):
Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse aus
feministischer Perspektive. Forum Frauen- und
Geschlechterforschung, Schriftenreihe der Sektion Frauen-
und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft
für Soziologie. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.**

Der vorliegende Sammelband präsentiert aus aktuellen, vielfältig angelegten, durchgängig sorgfältig recherchierten und kritisch entwickelten Perspektiven die Auseinandersetzung der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung der letzten Jahre mit dem Thema moderne Wohlfahrtsstaaten und hierarchische Geschlechterordnung. Mit dem Ziel, „verschiedenste Facetten der Transformationen der Geschlechterverhältnisse im Zuge des wirtschaftsliberal ausgerichteten Umbaus kapitalistischer Wohlfahrtsstaaten auszu-leuchten“ (11), schließt der Band an die geschlechterreflektierende Wohlfahrtsstaatsforschung seit den 1970er Jahren an, die den Fokus besonders auf ein Geschlechter hierarchisierendes Arrangement zwischen Staat, Markt und Familien und die geschlechterideologisch legitimierte Verteilung der Verantwortung für die Produktion von Sicherheit und Wohlfahrt nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre gerichtet hatte, mit dem Bild des männlichen Familien-Ernährers einerseits und der weiblichen Zuständigkeit für unbezahlte ‚Care‘-Arbeit andererseits (‚male-breadwinner‘-Modell). Die jetzige Ausrichtung erfolgt stärker an einem sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts im Rahmen von neuen sozialen Ungleichheiten und veränderten politischen Ökonomien entwickelten ‚adult-worker‘-orientierten Modell, das den Herausgeberinnen zufolge zur Individualisierung von Frauen und zu tendenziell egalitären Geschlechterverhältnissen beitrage. Im Kern steht dabei vor dem Hintergrund neoliberal ausgerichteter Transformationen „von Markt, Staat und Gesellschaft mittels der Liberalisierung von Waren-, Dienstleistungs- und Finanzmärkten, der Flexibilisierung der Lohnarbeitsverhältnisse, der Privatisierung staatlicher Funktionsbereiche und sozialer Risiken“ der Blick auf „die Auswirkungen dieser an den Leitideen von Eigenverantwortung, Bürgerschaftlichkeit, individueller Flexibilität und Wettbewerbsfähigkeit im Horizont von ‚Standortsicherung‘ und ‚Weltmarktkonkurrenz‘ ausgerichteten Restrukturierung auf Frauen und Männer“ (10). Konkret geht es um die Frage, welche geschlechterselektiven Effekte denn der Um- und Ausbau von sozialen BürgerInnenrechten im Rahmen des ‚adult-worker‘-Modells hat, einschließlich der im Zuge des Abbaus wohlfahrtsstaatlicher Leistungen stattfindenden „fortgesetzten bzw. erneuten Zuweisung unbezahlter Haus- und Versorgungsarbeit an Frauen, also der Re-Familialisierung von Sorgearbeit“ (11), parallel zu sich verschärfenden sozialen Ungleichheiten zwischen Frau-

en abhängig von Familienstatus, Alter, Klassen-, ethnischer und nationaler Zugehörigkeit.

Um aktuellen Veränderungen der Geschlechterverhältnisse durch Re-Definition von sozialen Rechten, Re-Strukturierung sozialer Sicherungssysteme, die neuen Entwicklungen in der Sorgearbeit und Subjektivierungsweisen sowie soziale Kontrolle neoliberaler Wohlfahrtspolitik nachzugehen – dazu zählen z.B. die fortbestehende doppelte Vergesellschaftung von Frauen, die sich nicht zuletzt zunehmend auf eine internationale Arbeitsteilung zwischen Frauen im Sinne einer Übernahme von Sorgearbeit durch Migrantinnen stützt, die Arbeitsmarktpolitik in Folge von Hartz IV oder zunehmende soziale Kontrolle in Re-Familialisierungsprozessen –, analysieren in dem vorliegenden Sammelband zwölf Autorinnen in elf Beiträgen und vier strukturgebenden Kapiteln entlang von drei analytischen Achsen vielschichtig und kritisch den Um- bzw. Abbau des neoliberal orientierten Wohlfahrtsstaates. Die Analysen orientieren sich am Konzept von *citizenship*, an möglichen, umbauorientierten Leitbildern von Wohlfahrtsstaatlichkeit und der Frage nach (neu) verpflichteten bzw. zu verpflichtenden AkteurInnen und Institutionen im ‚aktivierenden‘ Wohlfahrts- bzw. „Wettbewerbs- und Leistungsstaat“. Die durchgängig anregenden Artikel präsentieren dabei Ergebnisse empirischer Untersuchungen wie ambitionierte theoretische Zugänge und identifizieren unterschiedliche Diskursstränge, die sich dazu in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Wissenschafts- und Politikbereichen entwickelt haben. Jede Autorin bearbeitet dabei inhaltlich anspruchsvoll, facettenreich und avanciert das gesetzte Thema, insgesamt werden hochaktuelle Probleme von zukünftiger Relevanz verhandelt und der Blick auf neue Fragestellungen geöffnet. Der komplette Sammelband ist unbedingt empfehlenswert, einige der Beiträge werden im Folgenden noch einmal genauer betrachtet:

Nachdem die beiden Herausgeberinnen des Sammelbandes das Buchthema differenziert und fundiert vorgestellt und in die einzelnen Teile eingeführt haben, eröffnet *Regina-Maria Dackweiler* den inhaltlichen Reigen und das erste Kapitel „Re-Definition sozialer Rechte“ mit einem bisher nicht erfolgten Blick auf die Neue Frauenbewegung und ihre Rolle als Akteurin im Transformationsprozess wohlfahrtsstaatlicher Geschlechterregime. Unter Bezugnahme auf einen feministisch-revidierten Zugang zum ‚Machtressourcen-Ansatz‘ vergleichender Wohlfahrtsstaatsforschung verfolgt Dackweiler die Frage, wie bzw. wie weitreichend die Neue Frauenbewegung als kollektive Akteurin Anteil hatte an Aus- bzw. aktuellen Umbauprozessen kapitalistischer Wohlfahrtsstaaten, insbesondere mit Blick auf den ‚aktivierenden‘ Wohlfahrtsstaat, und hier eigene Forderungen und Vorstellungen durchsetzte. Illustriert durch empirische Beispiele entwickelt sie ebenso vielschichtig wie geradlinig und spannend zu verfolgen ihren in dieser Systematik neuen „kursorischen Blick“ (22) auf patriarchatskritische feministische Analysen des als post-fordistisch bezeichneten, ‚aktivierenden‘ Wohlfahrtsstaates, um so an-

hand zentraler politischer Forderungen der Neuen Frauenbewegung, wie generative Selbstbestimmung oder Schutz vor Gewalt im sozialen Nahraum, Umverteilung und monetäre Anerkennung von Haus- und Erziehungsarbeit, zu verdeutlichen, wie hier feministische Leitgedanken des Rechts auf Autonomie und Selbstbestimmung zusammenlaufen mit dem Leitgedanken der Pflicht zur Selbstführung und Selbstverantwortung. Ihr Fazit bzw. ihre Antwort auf die Frage nach den Auswirkungen der Forderungen und Strategien der Neuen Frauenbewegung als kollektive Akteurin auf das fordistische und sich abzeichnende post-fordistische Geschlechterregime fällt entsprechend ambivalent aus, angeknüpft wird „für die Weiterentwicklung politischer Interventionen, mobilisierungsfähiger Forderungen und Ziele der Neuen Frauenbewegung hinsichtlich des Zugangs zu und der Re-Definition sozialer Rechte“ (42) an dem politischen Handlungsprogramm der Intersektionalität. Hier bleibt zu prüfen, inwieweit dieses Paradigma hilfreich ist bei der weiteren Analyse geschlechterpolitischer Re-Regulierungsprozesse im Rahmen von Wohlfahrtsstaatlichkeit, vor dem Hintergrund der Bedürfnisinterpretation von Frauen unterschiedlicher Lebenslagen und mit Blick auf die Frage nach den Möglichkeiten der Aufrechterhaltung des kritischen Potentials der Frauenbewegung.

Mit ihrem Beitrag zum „Bedingungslosen Grundeinkommen“ beteiligt sich *Birgit Bütow* an einer der aktuell am stärksten kontrovers diskutierten und spannungsgeladenen gesellschaftlichen sowie sozialpolitischen Debatte, in deren Kern eine radikale Re-Definition bzw. Erweiterung sozialer Rechte steht. Sie verfolgt dabei die Absicht, dieses zwar in den Diskursen internationaler Frauen- und Geschlechterforscherinnen verbreitete, aber in seiner allgemeinen Wahrnehmung immer noch marginalisierte Thema in den nationalen Debatten zu stärken, insbesondere mit Blick auf den Nutzen für die Transformation der Geschlechterverhältnisse. Um der fehlenden Berücksichtigung bestehender hierarchischer Geschlechterverhältnisse als Problemursache in diesem Kontext oder deren möglicher Veränderung als Problemlösung entgegenzutreten und hier eine Lücke zu schließen, analysiert Bütow zunächst die (De-)Thematisierung der Geschlechterverhältnisse in den Debatten zum bedingungslosen Grundeinkommen mit Blick auf die gegenwärtige Krise des Sozialstaats und des Arbeitsmarktes aus einer feministischen Perspektive, um anschließend die internationalen feministischen Perspektiven auf ein bedingungsloses Grundeinkommen in ihrer Vielfalt vorzustellen und abschließend Anschlussstellen zu bisherigen Diskussionslinien aufzuzeigen und daraus weitergehende Aussichten zu entwickeln. Dies gelingt Bütow auf überzeugende Weise, besonders durch die hervorgehobene Verknüpfung ihrer Darstellungen mit dem „postindustriellen Gedankenexperiment“ von Nancy Fraser (53), das auf der Ebene der Gerechtigkeitsdiskurse und unter besonderer Bezugnahme auf Modelle der Betreuungsarbeit und Umverteilungen von Haus- und Familienarbeit hier zum weitergehenden Denken anregt

und im Fazit letztendlich anknüpft an die Frage, „wie es gelingen kann, beide Pole – Fürsorgetätigkeiten und Erwerbsarbeit – im Sinne von Geschlechtergerechtigkeit miteinander zu verknüpfen“ (62). Nach Birgit Bütow lohnt es sich, über das bedingungslose Grundeinkommen weiter kontrovers zu diskutieren und es perspektivisch als interdisziplinäres Projekt anzulegen und fortzuführen, wobei sie besondere Herausforderungen u.a. darin sieht, die theoretischen Debatten zur Geschlechtergerechtigkeit intensiv weiterzuführen und sich von Seiten der Frauen- und Geschlechterforschung konkret in die sozialpolitische Debatte einzumischen.

Nicht das Grundeinkommen, sondern die Grundsicherung ist eines der zentralen Themen in dem Beitrag von *Brigitte Stolz-Willig* unter der Überschrift „Geschlechtergerechte Arbeitsmarktpolitik nach Hartz IV“ am Beginn des zweiten Kapitels „Re-Strukturierung sozialer Sicherungssysteme“. Unerlässlich in einem Sammelband zu Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnissen ist die Auseinandersetzung mit der spezifischen Verknüpfung der deutschen ‚Aktivierungspolitik‘ im Rahmen der unter dem Begriff ‚Hartz IV‘ firmierenden Sozialgesetzgebung, in der mit dem Übergang vom sogenannten ‚Versorgungsstaat‘ zum ‚aktivierenden Staat‘ Sozialpolitik neu begründet wird, mit einer konservativen Familien- und Geschlechterpolitik, die – so die These von Stolz-Willig – zu einem doppelten Ausschluss- und Verarmungsrisiko von Frauen auf dem Arbeitsmarkt führt. „In der Gleichzeitigkeit von Deregulierung des Arbeitsmarktes und Privatisierung sozialer Sicherungsrisiken“ (69) verstärken sich nach Stolz-Willig, infolge differierender Lebenszusammenhänge und Aufgabenzuschreibungen, Geschlechterdisparitäten und begründen in der Kombination von ‚workfare‘ und Retraditionalisierung ein spezifisch neoliberales Geschlechterregime. Um nun den Konsequenzen der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik auf die Struktur der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse nachzugehen und mögliche Reproduktionen traditioneller Geschlechterkonstellationen, neue Spaltungen und Asymmetrien ebenso aufzuspüren wie die die Politik prägenden, geschlechterpolitischen Leitbilder und Auswirkungen der Arbeitsmarktpolitik auf eine eigenständige und ausreichende materielle und soziale Sicherung von Frauen, präsentiert Stolz-Willig empirische Daten zur Arbeitsmarktsituation von Frauen und eine dezidierte Analyse der Arbeitsmarktpolitik und Sozialgesetzgebung. Ihre durchgängige Konzentration auf Fragen von Geschlechterbeziehungen, Geschlechtergleichheiten und mögliche Geschlechtsneutralitäten ermöglicht eine weitergehende fokussierte Reflexion des aktivierenden deutschen Sozialstaats in Bezug auf frauenspezifische Situationen und solche Euphemismen wie die Rede von der ‚Optionalität‘, der ‚Wahlfreiheit‘ und ‚Work-life-Balance‘, hinter denen sich soziale Ungleichheitslagen und Machtpositionen verbergen. Der Beitrag ergänzt durch seine spezifische geschlechterorientierte Sichtweise und die Aufdeckung der Geschlechtergleichstellung verhindernden Anteile die kritische interdisziplinäre Analyse der Hartz-Reformen.

Beispielhaft für das dritte Kapitel „Reorganisation von Sorgearbeit“ steht hier der Beitrag von *Maria S. Rerrich*, die sich mit den Schlagworten „Unsichtbar, unentbehrlich, uneinheitlich“ der Vielfalt der bezahlten Haushaltsarbeit von Migrantinnen widmet. Die Umverteilung von Sorgearbeit zwischen unterschiedlich privilegierten Frauen entlang der Dimensionen Klasse und Ethnie ist seit einigen Jahren ein zunehmend drängendes Thema, dessen Bearbeitung für immer mehr Disziplinen und Professionen zentral wird. Im Kern steht dabei die zentrale Problematik eines Arrangements sozialer Ungleichheit und die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verantwortungsbereiche von Frauen und Männern, wobei die Nachrangigkeit der Sphäre der Reproduktion mit der gesellschaftlichen Unterordnung des weiblichen Geschlechts einhergeht, aktuell angereichert durch eine Umverteilung von häuslicher Arbeit nicht zwischen Frauen und Männern, sondern zwischen gesellschaftlich unterschiedlich privilegierten Gruppen von Frauen entlang der Dimensionen Klasse und Ethnie. In ihrer empirisch hergeleiteten Analyse unterschiedlicher Arbeitskonstellationen und Typen von Haushaltshilfen sieht Rerrich dies nicht als „Ergebnis einer systematisch durchdachten Strategie, die bewusst entschieden und gezielt verfolgt worden wäre“, sondern eher als „Ergebnis eines historisch gewachsenen patriarchalen Webfehlers im institutionell-konservativen strukturellen Zuschnitt des deutschen Wohlfahrtsstaates“ (152), demzufolge Reproduktionsarbeit trotz eines grundlegend veränderten gesellschaftlichen Kontextes weiterhin als Privatangelegenheit von Familien definiert wird. Der durch die zunehmende Erwerbsbeteiligung von Frauen in Deutschland entstandenen ‚Reproduktionslücke‘ in privaten Haushalten und der dadurch bedingten Nachfrage im informellen Sektor steht ein nahezu unerschöpfliches Angebot von Arbeitskräften aus vielen Nationen gegenüber. Nach Rerrich schafft der Wohlfahrtsstaat so mit einer familienfeindlichen Arbeits- und Bildungspolitik sowie einer Erwerbsarbeitschancen einschränkenden Ausländerpolitik erst den wirklichen Rahmen, in der Haushaltsarbeit – in der öffentlichen Diskussion immer noch trivialisiert und dadurch gesellschaftlich unsichtbar bzw. unterschätzt – aktuell zwischen verschiedenen Gruppen von Frauen aufgeteilt wird. Wichtig ist auch ihr Hinweis, dass nicht vorhersagbar ist, wie sich der Reproduktionsbereich weiter entwickeln wird und ob und wann es gelingen kann, „die erforderliche Anerkennung und Wertschätzung von Reproduktionsarbeit durchzusetzen „und die wohlfahrtsstaatlichen Grundlagen für eine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern an allen Arbeitsbereichen der Gesellschaft zu schaffen“ (164). Das Thema wird also weiterhin aktuell bleiben als Herausforderung im Rahmen künftiger Entwicklungen von Haus- und Familienarbeit sowie internationaler Arbeitsteilungen.

Das vierte und letzte Kapitel steht unter dem Titel „Subjektivierungsweisen und soziale Kontrolle“, *Reinhild Schäfer* widmet sich hier unter der Überschrift „Familie in Ordnung bringen“ den Implikationen des Präventi-

anspruchs „Früher Hilfen“ und damit einem Thema, das Konjunktur hat. Mit dem Hinweis auf die mediale Berichterstattung zu gravierenden Fällen von Kindesvernachlässigung und -misshandlung in den letzten Jahren, dem dadurch entstandenen Eindruck, dass es zu einem enormen Anstieg von schwerer Gewalt gegen Kinder gekommen ist und einer damit in Zusammenhang stehenden nachfolgenden Sensibilisierung der Öffentlichkeit und der Politik sowie einem daraus entstandenen Handlungsdruck, beschäftigt sie sich mit der Prävention von Gewalt in Familien. In ihrer gesellschaftstheoretisch angelegten Auseinandersetzung mit dem Bundes-Aktionsprogramm „Frühe Hilfen für Eltern und Kinder“, welches dazu beitragen soll, elterliche Erziehungskompetenz und den Schutzauftrag der staatlichen Gemeinschaft im Hinblick auf Vernachlässigung und Misshandlung von Säuglingen und Kleinkindern zu stärken, arbeitet sie entlang der Zielsetzung dieses Programms in Bezug auf das Konzept der ‚Sicherheitsgesellschaft‘ heraus, wie im Zuge der sich vollziehenden Transformationen von Wohlfahrtsstaatlichkeit Familie nicht nur als Ort des Privaten und Solidarischen vermehrt ins Zentrum sozialpolitischer Aufmerksamkeit rückt, sondern auch als riskanter Lebenszusammenhang für Kinder und als Adressatin sozialer Kontrolle. Der Bereich der Frühen Hilfen erhält dabei zunehmende Bedeutung, wenn es darum geht, Kinder und deren Familien aus der Perspektive von Risiken und Schutz in den Blick zu nehmen. Die gesellschaftstheoretisch orientierte Analyse der Frühen Hilfen von Schäfer unter dem Blickwinkel von Risiken und Gefährdungen in der „Sicherheitsgesellschaft“ erscheint überzeugend, insbesondere unter Bezugnahme auf mögliche Re-Traditionalisierungsprozesse von Familie. Hier vermutet Schäfer, dass die Wiederentdeckung der Familie als Ressource als Ausdruck einer Re-Familialisierung gesehen werden kann und im Konzept der Frühen Hilfen zudem eine Re-Traditionalisierung familialer Rollen angelegt ist. Weiterer Auseinandersetzungs- und Forschungsbedarf ist bei diesem wichtigen Thema der zunehmenden Privatisierung sozialer Risiken bzw. ihrer Überantwortung in familiäre Lebensarrangements mit Sicherheit auszumachen.

Die Auswahl der konkreter vorgestellten Beiträge lässt keine Rückschlüsse zu auf die Qualität der übrigen Aufsätze, die insgesamt hoch anzusiedeln ist. Noch einmal möchte ich hervorheben, dass der komplette Sammelband im Rahmen einer Beschäftigung mit dem Thema Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse in seiner Vielschichtigkeit unbedingt empfehlenswert ist.

Sabine Toppe

Über die AutorInnen

Amacker, Michèle, Diplomassistentin (lic. phil.) an der Universität Fribourg/Schweiz, Bereich Soziologie, Sozialpolitik, Sozialarbeit. Arbeitsschwerpunkte: Soziale Ungleichheit, Prekarität, Gender, qualitative Methoden der Sozialforschung.

Eggers, Anna, Promotion in Berlin und Rom „Zur Bedeutung von Familie und Bevölkerung in der De-/Legitimierung neuer Reproduktionstechnologien in Italien zwischen 1970 und 2010“. Arbeitsschwerpunkte: Neue Reproduktionstechnologien, Feministische Theorie in Italien.

Gippert, Markus, Diplom-Pädagoge, arbeitet und promoviert an der Bergischen Universität Wuppertal/ Bereich Erziehungswissenschaft. Arbeitsschwerpunkte: Historische Jugend- und Bildungsforschung, Gender Studies.

Glammeier, Sandra, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Gewalt im Geschlechterverhältnis, Anerkennung, Behinderung, (Weiter)Bildung, Beratung, Professions- und Evaluationsforschung, qualitative Forschungsmethoden.

Glaser, Edith, Prof. Dr., Professorin für Historische Bildungsforschung an der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Disziplingeschichte der Erziehungswissenschaft, Bildungspolitik und Bildungsberatung in historischer Perspektive, Pädagogisch-historische Frauen- und Geschlechterforschung.

Grubert, Saskia, Master of Education in Sonderpädagogik und Geschichte, derzeit als Lehrkraft an einer Brandenburger Förderschule tätig. Arbeitsschwerpunkte: Disability Studies und Genderstudies mit Schwerpunkt Intersektionalität.

Haupt, Selma, Diplom-Pädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Bergischen Universität Wuppertal. Arbeitsschwerpunkte: Bildungstheorie, Historische Bildungsforschung, Postkoloniale Theorie.

Heimann, Regina, Dr. phil., Diplom-Pädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Weiterbildenden Studium FrauenStudien an der Universität Bielefeld. Forschungsschwerpunkte: Habitus und Feldanalyse, Habitus in der Bildungsberatung, geschlechtersensible Bildungsprozesse im Kontext von work-life-balance, Lebenslanges Lernen.

Iller, Carola, apl. Prof., Dr. phil., Diplom-Pädagogin, außerplanmäßige Professorin am Institut für Bildungswissenschaft, Arbeitseinheit Weiterbildung und Beratung, der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Forschungs- und Lehrtätigkeit zu den Schwerpunkten: Bildung und Kompetenzentwicklung im Lebenslauf, Bildungsbeteiligung und Partizipation, Institutionen der Erwachsenenbildung.

Ley, Michael, Dipl.-Psych., Professor für Organisationspsychologie (FH) und Geschäftsführer des Instituts für Qualitative Bildungsforschung (IQ Bildung). Untersuchungen und Publikationen zur Psychologie des Unterrichtens und Erziehens, zur Studien- und Hochschulforschung sowie zur Psychologie von Kindheit und Familie.

Litau, John, Diplom-Pädagoge, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Tübingen/Institut für Erziehungswissenschaft und Universität Frankfurt am Main/FB Erziehungswissenschaften. Arbeitsschwerpunkte: Jugendforschung, Alkoholforschung, Übergangsforschung.

Moser, Vera, Prof. Dr., Professorin für Pädagogik bei Beeinträchtigungen des Lernens und Allgemeine Rehabilitationspädagogik an der Humboldt-Universität zu Berlin/Institut für Rehabilitationswissenschaften. Arbeitsschwerpunkte: Historische Entwicklung der Rehabilitationspädagogik, Theoriebildung der Rehabilitationspädagogik, Professionsforschung: Pädagogisches Handeln in Inklusiven Settings, Organisationsentwicklung „Inklusion“, Geschlechterforschung.

Nickel, Hildegard Maria, Prof. Dr., Professorin für Soziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse, gesellschaftliche und betriebliche Transformationsprozesse, betriebliche Organisationen im Post-Fordismus und Gleichstellungspolitik.

Nikodem, Claudia, Dr.phil., Universität Köln, Institut für vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften. Arbeitsschwerpunkte: Intersektionalität und Schule, Geschlecht und Gewalt, Sexualisierte Gewalt.

Ott, Marion, Dr., Diplom-Pädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Kindheitsforschung und Genderforschung im Bereich Soziale Arbeit, Praktiken in der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik, Verbindung von Diskurs-/Machtanalyse und Ethnographie.

Pichler, Barbara, Mag.^a, Dr.ⁱⁿ, seit 2012 Lehrgangsleiterin für Gerontologie am Ausbildungszentrum des Roten Kreuzes in Wien, von 2004 bis 2011 Universitätsassistentin am Institut für Bildungswissenschaft der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Kritische Alter(n)sforschung, Alter und Geschlecht, Alter in der Sozialpädagogik, Feministische Erwachsenenbildung, Fort- und Weiterbildung in der Altenpflege.

Rendtorff, Barbara, Prof. Dr. phil., Professorin für Schulpädagogik und Geschlechterforschung an der Universität Paderborn. Arbeitsschwerpunkte: Theorie von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen, Tradierungswege von Geschlechtervorstellungen in pädagogischen Kontexten.

Schmitz, Sigrid, Prof. Dr., Professorin für Gender-Studies an der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Gender, Hirnforschung und Neurotechnologien, transdisziplinäre Körperdiskurse und Embodiment, Gender und e-learning, feministische Epistemologien.

Seehaus, Rhea, Diplom-Pädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Gender- und Forschungszentrum der hessischen Hochschulen/Fachhochschule Frankfurt. Promotionsprojekt an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Derzeitige Arbeitsschwerpunkte: Kindheitsforschung, Genderforschung und Ethnographie.

Stauber, Barbara, Prof. Dr., Professorin für Erziehungswissenschaft an der Universität Tübingen/Institut für Erziehungswissenschaft, Abteilung Sozialpädagogik. Arbeitsschwerpunkte: biographische Übergangsforschung, Gender und Diversität, Jugendkulturen.

Thon, Christine, Dr. phil., Juniorprofessorin für Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung an der Universität Flensburg. Arbeitsschwerpunkte: qualitativ-empirische Geschlechterforschung, Bildung und (Geschlechter-)Politik, erziehungswissenschaftliche Subjektkonzeptionen.

Toppe, Sabine, Prof. Dr., Alice Salomon Hochschule Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte und Theorien Sozialer Arbeit, Armut und Sozialer Aus-

schluss, Kindheit und Familie, Gender und Soziale Arbeit, Bildungs- und Erziehungsprozesse im Lebenslauf, Jugendhilfe und Schule.

Wienberg, Jana, Diplom-Pädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Bildungswissenschaft der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Promoviert im interdisziplinären Forschungsprojekt des Marsilius-Kollegs „Perspectives of Ageing in the Process of Social and Cultural Change“ zum Thema „Die protektive Funktion von Bildung für gesundes Altern“. Forschungsschwerpunkte: Bildung in der zweiten Lebenshälfte, Altern und Gesundheit, Bildungsbeteiligung und Partizipation, Kompetenz- und Autonomieerhalt im Alter.

Jahrbuch Band 9/2013: Das Geschlecht der Migration

Migration versetzt Selbst- und Fremdbilder in Bewegung und fordert insbesondere die Bildungsinstitutionen dazu heraus, sich zu öffnen und ihr Selbstverständnis wie ihre Zugänglichkeiten zu modernisieren. Zugleich richten sich gegen die Bewegungen der Migration Praktiken der Abwehr und Reserviertheit, um Privilegien zu sichern und an national-kulturellen Selbstkonzepten festzuhalten. Insbesondere gegenüber der muslimischen Migration artikuliert sich hierzulande und in Europa zunehmend ein vereindeutigender Diskurs von Benennungen und Abgrenzungen, der sich auf Kultur und Religion fokussiert und bevorzugt geschlechterbezogene Konfliktfelder ausmacht. Die Geschlechterkategorie wird vermehrt in Anspruch genommen, wenn es darum geht, die eigene Gesellschaft als fortschrittlich und emanzipiert erscheinen zu lassen.

Wie kann erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung dazu beitragen, migrationsgesellschaftliche Bildungskonzepte zu entwickeln, die sich gegen national-kulturelle Zuschreibungen richten und den Wirklichkeiten vielfältiger Zugehörigkeiten angemessener sind? Wie wirken sich die strukturellen Bedingungen von Migration sowie die gesellschaftlichen Haltungen gegenüber MigrantInnen auf Geschlechterverhältnisse und Bildungschancen aus? Das Jahrbuch diskutiert theoretische Perspektiven und empirische Befunde der auf die Migrationsgesellschaft bezogenen erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung und stellt theoretische Überlegungen und geschlechterreflektierende Konzeptionen für die Pädagogik in den aktuellen gesellschaftlichen Verhältnissen vor.

Die Beiträge diskutieren Praktiken von Ungleichheit und Macht anhand von medialen Diskursen zu Migration und MigrantInnen. Sie setzen sich damit auseinander, wie geschlechterbezogene, soziale, religiöse und kulturelle Unterscheidungskategorien verschränkt werden und betrachten aktuelle Zusammenhänge von Rassismus und Sexismus. Sie fragen nach der Rolle der Schule im Kontext von Migration, Nation und Interkulturalität und thematisieren, wie Migrantinnen ihre Selbstrepräsentation betreiben. Aus erziehungswissenschaftlicher Sicht greifen sie postkoloniale und feministische Analysen

auf, um den Kontext der Migrationsgesellschaft als gegenwärtige Bedingung für pädagogisches Handeln und Forschen zu begreifen.

Herausgeberinnen für Band 9:

Isabell Diehm, Universität Bielefeld:

idiehm@uni-bielefeld.de

Astrid Messerschmidt, Pädagogische Hochschule Karlsruhe:

messerschmidt@ph-karlsruhe.de

Unsere Fachzeitschriften auf www.budrich-journals.de

- Einzelbeiträge im Download (Micropayment)
- Kombi-Abos für AbonnentInnen
- IP- und Domain-Zugänge (Mehrplatzlizenzen)
- Großer *open access*-Bereich



Wir haben unsere Fachzeitschriften für Sie online gestellt. Als AbonnentIn z.B. mit Kombi-Abo bekommen Sie weiterhin Ihr Heft wie gewohnt bequem nach Hause geliefert und Sie haben Zugriff auf das gesamte online-Archiv.



Zu günstigen Preisen. Fragen Sie uns!



**Verlag Barbara Budrich •
Barbara Budrich Publishers**

Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 •
info@budrich-verlag.de

www.budrich-verlag.de • www.budrich-journals.de

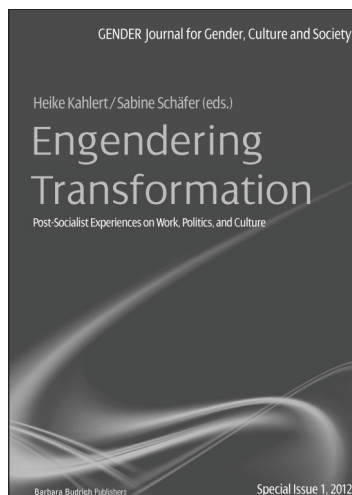
Gender relations in post-socialist countries

HEIKE KAHLERT
SABINE SCHÄFER (EDS.)

Engendering Transformation

Post-socialist Experiences on Work,
Politics, and Culture

GENDER Special Issue, vol. 1
19,90 €, 28,90 SFr, 20,50 € (A),
29,95 US\$, 17,95 GBP
ISBN 978-3-86649-422-0



Even more than 20 years after turning away from socialism Eastern European and Central Asian states are still characterized by the regime change in the fields of work, politics, and culture. What are the effects and implications that this change has produced for gender relations in post-socialist countries? And what does this mean for the situation of women and men living there today?

Special Price for GENDER-Subscribers
Sonderpreis für GENDER-AbonnentInnen
14,90 €



Verlag Barbara Budrich • Barbara Budrich Publishers

Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 • info@budrich-verlag.de
US-office: U. Golden • 28347 Ridgebrook • Farmington Hills, MI 48334 • USA •
ph +1.248.488.9153 • info@barbara-budrich.net • www.barbara-budrich.net

www.barbara-budrich.net